

Knaur.

BEVERLY CONNOR

Sterbliche Hüllen

THRILLER



Beverly Connor
Sterbliche Hüllen

Thriller

*Aus dem Amerikanischen von
Michael Bayer und Antoinette Gittinger*

Inhaltsübersicht

- [Widmung](#)
- [1. Kapitel](#)
- [2. Kapitel](#)
- [3. Kapitel](#)
- [4. Kapitel](#)
- [5. Kapitel](#)
- [6. Kapitel](#)
- [7. Kapitel](#)
- [8. Kapitel](#)
- [9. Kapitel](#)
- [10. Kapitel](#)

- [11. Kapitel](#)
- [12. Kapitel](#)
- [13. Kapitel](#)
- [14. Kapitel](#)
- [15. Kapitel](#)
- [16. Kapitel](#)
- [17. Kapitel](#)
- [18. Kapitel](#)
- [19. Kapitel](#)
- [20. Kapitel](#)
- [21. Kapitel](#)
- [22. Kapitel](#)
- [23. Kapitel](#)
- [24. Kapitel](#)

- [25. Kapitel](#)
- [26. Kapitel](#)
- [27. Kapitel](#)
- [28. Kapitel](#)
- [29. Kapitel](#)
- [30. Kapitel](#)
- [31. Kapitel](#)
- [32. Kapitel](#)
- [33. Kapitel](#)
- [34. Kapitel](#)
- [35. Kapitel](#)
- [36. Kapitel](#)
- [37. Kapitel](#)

- [38. Kapitel](#)
- [39. Kapitel](#)
- [40. Kapitel](#)
- [41. Kapitel](#)
- [42. Kapitel](#)
- [43. Kapitel](#)
- [44. Kapitel](#)
- [45. Kapitel](#)
- [46. Kapitel](#)
- [47. Kapitel](#)
- [48. Kapitel](#)
- [49. Kapitel](#)
- [50. Kapitel](#)
- [Danksagung](#)

Sein Kopf ist nicht richtig drauf.«

»Er scheint nicht zu passen. Vielleicht ist es gar nicht sein Kopf.«

»Dr. Fallon ...«

Diane Fallon, die Direktorin des RiverTrail-Naturkundemuseums, blickte von ihrer Schreibarbeit auf, die sie gerade erledigte. Amüsiert beobachtete sie, wie Gary und Samantha auf einer Arbeitsbühne herumbalancierten und dabei den Schädel eines Riesenfaultiers festzuhalten versuchten, der in einem unmöglichen Winkel auf dem vier Meter fünfzig hohen dazugehörigen Skelett thronte. Gary mühte sich gerade damit ab, den störrischen Schädel mit einem Draht am Skelett festzumachen.

»Wartet mal einen Augenblick!«

Sie stieg die Leiter zur Arbeitsbühne hinauf, um sich das Problem aus der Nähe anzusehen. Während sie sich oben auf den Bauch legte, schaute sie auf die Uhr. Es war spät und sie war müde. Sie untersuchte die Knochen, schüttelte den Kopf und zeigte auf den Nacken des riesigen Vorzeittiers: »Ihr habt den Atlaswirbel verkehrt herum eingesetzt.«

»Sind Sie sicher?«

»Ja, Gary, ich bin mir sicher. Knochen sind wie die Teile eines Puzzles. Wenn man sie richtig zusammensetzt, dann passen sie auch zusammen. Wie, glauben Sie, würde Ihnen Ihr Kopf passen, wenn Ihr Genick verkehrt herum säße?« Die anderen Studenten begannen zu kichern. »Haben Sie das Diagramm befolgt, das ich Ihnen gegeben habe?«

»Ja ... also, ich war mir eigentlich sicher. Ich habe ihn ja auch bereits mit Draht fixiert.« Er sagte dies mit einem Unterton, als ob er erwartete, dass Diane als Nächstes zu ihm sagen würde:

»Na, dann müssen wir halt nur dafür sorgen, dass der Kopf doch noch passt, oder?«

Tatsächlich sagte sie aber: »Dann bleibt Ihnen wohl nichts anderes übrig, als das Ganze noch einmal zu machen.«

»Aber es ist doch schon spät, Dr. Fallon. Morgen habe ich einen wichtigen Test, für den ich noch lernen muss.«

»Morgen Abend ist die Ausstellungseröffnung. Test oder nicht, dieses Ausstellungsstück muss bis dahin fertig sein. Sie kannten den Zeitplan seit Semesteranfang. Legen Sie den Schädel ganz sachte auf die Arbeitsbühne. Dann entdrahten Sie den Atlaswirbel und setzen ihn richtig herum ein. Folgen Sie genau meiner Zeichnung!«

»Oh Mann«, jammerte Gary und Samantha schien den Tränen nahe. Aber da war nun mal nichts zu machen. Der Ausstellungstermin stand bereits seit langem fest.

Leslie, die dritte Studentin im Bunde, schaute auf die Uhr, als Diane die Leiter wieder hinunterkletterte. »Es ist bereits ganz schön spät«, meinte sie dann.

»Mir ist schon klar, dass das Ganze ziemlich unfair ist.« Diane entfernte ein Stück Verpackungsband von ihrer Hose. »Normalerweise können Studenten ihre Kommilitonen fragen, wie es ist, für den oder jenen Professor oder Dozenten zu arbeiten, aber ich bin neu hier im Museum und deshalb kennt mich halt noch keiner. Ihr könnt ja jetzt all eure Kameraden über meine Grundsätze informieren: Bei mir hat man die zugewiesenen Arbeiten korrekt und rechtzeitig zu erledigen. Entweder kriegt man bei mir eine Eins, oder man fällt durch. Wenn wir bis zur Ausstellungseröffnung nicht fertig sind, seid ihr alle durchgefallen.« Die Studenten rissen vor Überraschung die Augen auf. »Ihr habt ja bereits das ganze postkraniale Skelett zusammengebaut und verdrahtet und habt das auch richtig gut gemacht. Jetzt fehlt doch nur noch der Schädel. Das dauert gar

nicht so lange, wie ihr vielleicht denkt.«

»Dr. Fallon. Telefon.« Ihre Assistentin Andie brachte ihr den schnurlosen Apparat aus ihrem Büro. Diane zog sich damit von den murrenden Studenten in den Hintergrund des Raumes zurück.

»Ja?«

»Hallo Diane, wie geht's dir?«

Diese Stimme hatte sie seit drei Jahren nicht mehr gehört und sie war überrascht, dass ihr Ton sie zum Lächeln brachte.

»Frank? Frank, mir ... mir geht's gut. Und dir? Ganz schön lange her.«

»Auch gut.« Er zögerte einen kleinen Moment. »Ich habe dir mehrere Briefe geschrieben.«

»Ich habe sie nicht bekommen.«

»Ich habe sie nicht abgeschickt.«

»Oh.«

»Darf ich dich zum Essen einladen?«, fragte er dann. »Es gibt da einiges, was ich mit dir besprechen möchte.«

»Ich weiß nicht recht. Das ist gerade eine ganz ungeschickte Zeit, Frank.«

Wieder zögerte er einen Augenblick. »Ich hasse es, dich am Telefon um einen Gefallen zu bitten.«

»Einen Gefallen? Welchen denn?« Diane schaute hinüber zu ihren Studenten, die nun eifrig an ihrem Faultierskelett arbeiteten. Sie hoffte, sie hatte ihnen so viel Angst eingejagt, dass sie es nicht wieder verpatzten.

»Ich habe hier einen Knochen, der zu einem vermissten Mädchen gehören könnte ...«

Diane blieb fast die Stimme weg. *Ein Knochen!* »Nein«, sagte sie dann in einem etwas zu rauen Ton.

»Nein was?«

Plötzlich stand Andie vor ihr und hielt ihr zwei Hände voll

künstlicher Blätter vor die Nase. Diese Unterbrechung gab ihr die Gelegenheit, ihren Herzschlag ein wenig zu beruhigen.

»Warte mal einen Moment bitte, Frank.« Diane hielt ihre Hand über die Sprechmuschel und schaute Andie mit hochgezogenen Augenbrauen an.

»Sie haben uns die falschen Pflanzen geschickt, *Archaeopteris*, aber Donald besteht darauf, dass wir weitermachen und sie verwenden. Er meint, keiner werde den Unterschied bemerken.«

»Aber gerade deshalb gibt es uns doch – damit wir die Menschen über diesen Unterschied belehren. Sagen Sie ihm, das hier sei ein Naturkundemuseum und keine zweitklassige Filmkulisse.«

Andie lächelte. »Ich habe ihm prophezeit, dass Sie genau das sagen würden.«

»Tut mir Leid, Frank. Morgen Abend eröffnen wir eine große Ausstellung, und ich stecke bis über beide Ohren in Arbeit.«

»Was meinst du mit *Nein*?«

»Nein, ich mache das nicht mehr.«

»Was machst du nicht mehr?«

»Forensische Untersuchungen. Damit habe ich aufgehört.«

Darauf folgte ein dermaßen langes Schweigen, dass Diane bereits dachte, er habe aufgelegt. »Bist du noch dran?«

»Aber das ist doch deine Arbeit.«

»Nicht mehr.«

»Schau, das Ganze hier ist völlig inoffiziell. Und es ist doch auch nur ein einziger Knochen.«

»Das ist mir völlig egal. Es gibt andere Knochenexperten, an die du dich wenden kannst. Geh zu denen ... *Ein* Knochen? Du hast gerade mal einen Knochen? Damit könnte ich wahrscheinlich sowieso nichts anfangen.«

»Tatsächlich ist es sogar nur ein halber Knochen. Aber du

könntest mir zumindest sagen, ob er von einem Menschen stammt.«

»Wenn das alles ist, was du wissen willst, kann dir das jeder anständige Osteologie-Student sagen.« *Wenn du einen findest*, musste sie dann denken, als sie ihre Studenten bei der Arbeit am Faultierskelett beobachtete. »Aber ich kann dir da nicht helfen.«

»Er könnte jemandem gehören, den ich kenne. Ich spiele öfter mal Poker mit dem Vater des vermissten Mädchens. Er ist mein bester Freund seit Kindertagen, und seine Tochter war bei Kevin oft Babysitter. Die Polizei scheint das Ganze nicht sehr ernst zu nehmen, aber die Eltern des Mädchens befürchten, dass ihr Freund ihr etwas angetan haben könnte. Ihr Bruder fand den Knochen im Wald hinter dem Elternhaus ihres Freundes.«

Im Wald, dachte Diane. »Nein.«

»Diane ...«

»Ich muss jetzt Schluss machen, Frank. Ich arbeite gerade mit meinen Studenten zusammen, und wenn die sehen, dass ich telefoniere, wollen die das auch. Aber es war schön, wieder einmal deine Stimme zu hören. Wirklich. Komm doch mal vorbei.« Dann legte sie auf.

Diane hielt einen Augenblick inne. Es war tatsächlich schön gewesen, wieder einmal Franks Stimme zu hören. Deren Klang ließ alte Gefühle lebendig werden – Gefühle der Wärme und Leidenschaft. Warum musste er ausgerechnet über Knochen reden? Sie atmete tief durch, um ihren Kopf wieder klar zu bekommen, und ging zurück zu ihren Studenten.

Es war fast zehn Uhr, als alle anderen Personen gegangen waren. Diane war nun allein im Museum – allerdings nicht ganz. Die beiden Nachtwächter Jake Houser und Leonard Starns drehten ihre Runden. Und irgendwo in dem dreistöckigen

Gebäude ging die Reinigungsmannschaft ihrer Arbeit nach.

Fast alles war nun für den Empfang am nächsten Abend bereit – es gab nur noch ein paar Kleinigkeiten zu erledigen. Diane ging noch einmal durch die Abteilung, die Nordamerika im Zeitalter des Pleistozän zeigte. Wie in der ehemaligen Tundra hob sich das Skelett eines riesigen *Bison antiquus* vom frisch renovierten Wandgemälde einer grasenden Herde ab. Im hohen Gras verborgen bereiteten sich paläoindianische Jäger darauf vor, mit ihren Speeren eines der Tiere zu erlegen.

Das Riesenfaultier war nun doch nicht zu dem Desaster geworden, das sie befürchtet hatte. Es stand durchaus majestätisch mit endlich geradem Kopf inmitten prähistorischer Flora und betrachtete das Skelett des *Mammothus columbi*, das einige Meter vor ihm aufgebaut war. Etwas an dem Mammut erregte dann ihre Aufmerksamkeit. Zwischen seinen Füßen sprossen *Archaeopteris*-Blätter. Dieser verdammte Donald hatte doch tatsächlich die falsche Vegetation verwendet. Was für ein halsstarriger Kerl! Sie stieg vorsichtig über das Absperrseil und begann die Pflanzen einzusammeln. In diesem Moment schreckte sie ein lautes Klopfen an der Eingangstür auf.

Sie machte einen Schritt zur Seite, um durch die Doppeltür in die Eingangshalle des Museums sehen zu können. Da erschien Jake aus Richtung des Primatensaals.

»Ich kümmere mich darum, Dr. Fallon«, rief er ihr zu und drückte den Knopf der Gegensprechanlage. »Das Museum ist geschlossen.«

»Hey, Jake, ich bin's, Frank.«

Frank Duncan. Also hatte er doch nicht aufgegeben.

Diane hörte das Schlüsselvegekloppler und die Stimmen der beiden Männer.

»Frank, was zum Teufel tun Sie hier so spät?«

»Überprüfen, was Sie da für eine Schwarzarbeit nach Feierabend betreiben. Vielleicht versuche ich das auch mal. Sie bekommen ganz schön viel Schlaf, habe ich gehört.«

Sie hörte sie beide lachen.

»Und wie geht's Ihrem Jungen?«, fragte Frank. »Er studiert jetzt an einer dieser Eliteuniversitäten, nicht wahr?«

Sie konnte Frank immer noch nicht sehen, aber Jake hatte sich umgedreht, sodass sie dessen Gesicht erkennen konnte. Er war ein hagerer Mann, der oft recht finster dreinblickte, dessen tiefe Runzelfalten sich aber sofort glätteten, wenn er wieder einmal, wie so oft, grinsen musste.

»Dylan geht es großartig. Er hat sogar schon sein Abschlussexamen gemacht. Mit Auszeichnung. Ich habe da einen Vetter, der immer damit angibt, seine Jungs seien die ersten in unserer Familie mit einem Collegeabschluss«, fuhr Jake lachend fort. »Dabei sind dessen Zwillinge gerade einmal aufs Community College gegangen. Dylan war dagegen in Harvard.«

Diane hörte zu, wie Jake und Frank über Jakes Sohn redeten. Ihr gefiel die absolute Normalität dieses Gesprächs – das alles war so weit von dem entfernt, was sie in der letzten Zeit erlebt hatte. Es war doch die richtige Entscheidung gewesen, die Stelle in diesem Museum anzunehmen.

»Und was will er jetzt machen?«, fragte Frank.

»Sieht so aus, als ob er an der Harvard Business School angenommen wird. Die nehmen nicht jeden, wissen Sie! Meistens warten sie, bis einer etwas Berufserfahrung vorzuweisen hat und man bereits erkennen kann, wer es mal an die Spitze schafft. Ich bin wirklich stolz auf den Jungen.«

»Ich frage mich allerdings«, entgegnete Frank grinsend, »von wem er eigentlich seine Intelligenz hat.«

»Nicht von seinem Papa, so viel steht fest. Ich habe Carol

bereits gesagt, es sei gut, dass er mir so ähnlich sieht, sonst müsste ich noch misstrauisch werden. Und wie geht es Ihrem Kevin?«

»Der wächst immer noch. Er ist jetzt in der achten Klasse. Ich bin froh, dass es noch eine ganze Weile dauert, bis ich für seine Collegeausbildung zahlen muss.«

»Das kann ich gut verstehen.«

»Ist Diane Fallon da?«, fragte Frank.

Jake drehte sich um und schaute in ihre Richtung. »Ja, da ist sie.«

Diane stand noch immer unter den riesigen Stoßzähnen des Mammuts. Sie beobachtete, wie Detective Frank Duncan von der Abteilung für Betrugs- und Computerdelikte der Polizei von Groß-Atlanta seine Aktentasche an der Tür abstellte und durch die große, marmorne Eingangshalle schritt. Er sah immer noch verdammt gut aus, das gleiche Lächeln, das gleiche vertraute Gesicht – nur etwas älter geworden.

»Hübsch«, sagte er und fuhr mit seinen Fingerspitzen an einem riesigen, gebogenen Stoßzahn entlang. Das Ganze erinnerte sie an den Celine Dion-Song »It's All Coming Back to Me Now«.

»Haben diese Wesen unsere Gegend hier unsicher gemacht?«

»Bis vor etwa zehntausend Jahren.«

»Ganz schön lange her, oder?«

»Im großen Lauf der Dinge ist das nur ein kurzer Augenblick.«

Er stand neben ihr unter dem Kopf und den Stoßzähnen des Mammuts und musterte sie. »Du siehst gut aus. Verdammt gut.«

Diane strich sich eine lose Haarsträhne hinters Ohr. »Ich war zu lange in der Sonne. Meine Haut sieht aus wie altes Pergament.«

Frank schüttelte den Kopf. »Ein paar Falten um die Augen und den Mund verleihen dir eine gewisse Persönlichkeit. Ein bisschen dünn bist du vielleicht. Haben sie dir in Südamerika nichts zu essen gegeben? Dir geht es doch gut, oder? Hast du dir dort etwa was eingefangen?«

»Nein, Frank, ich habe mir nichts eingefangen. Ich bin absolut in Ordnung.«

Frank neigte den Kopf zur Seite und betrachtete ihr Handgelenk und ihren Arm. »Ich kenne da einen Typen, der kam vom Amazonas zurück und hatte so einen Insektenstich am Arm, der nicht weggehen wollte, im Gegenteil. Er schwoll immer mehr an, fing an zu jucken und wurde ganz schwarz. Als er den Juckreiz nicht mehr aushielt, ging er zum Arzt. Der dachte, es sei eine Eiterbeule, und begann sie aufzuschneiden. Als er gerade mit seinem Skalpell die Haut berührte«, Frank fasste mit seinem Finger ganz leicht an ihren Unterarm, »brach dieses Ding auf und eine große, schwarze, hässliche Fliege krabbelte aus seinem Arm heraus und flog davon. Richtig eklig.« Er kitzelte ihre Haut mit seinen Fingerspitzen.

Reflexartig zog Diane den Arm zurück, musste aber gegen ihren Willen doch lächeln. »Du hast dich überhaupt nicht verändert. Was machst du noch so spät im Museum?«

Er musterte ihr Gesicht, und seine Augen lächelten. »Ich kam auf dem Heimweg zufällig hier vorbei.«

»Erzähl mir nichts. Du kommst normalerweise niemals hier vorbei.« Sie entfernte sich von dem Mammut-Skelett, hielt dabei aber immer noch die künstlichen Blätter wie einen seltsamen Blumenstrauß in den Händen.

»Es ist schon ein paar Jahre her ...«, begann er.

»Drei Jahre.«

»Ich wollte dich einfach sehen. Wie wär's mit einem späten Abendessen?«

Er trug Jeans und einen Marinepullover und roch nach Rasierwasser. Er kam auf keinen Fall direkt von der Arbeit. Diane hätte sich gewünscht, dass diese Feststellung sie nicht mit einer solch großen Befriedigung erfüllt hätte. Sie legte die Blätter neben das Mammut und klopfte sich den Staub von den Händen. Ihr war klar, dass sie nach ihrem harten Tag von einer Aura aus Leim, Farbe und Schweiß umgeben sein musste. »Wie wäre es, wenn du mir erzählst, warum du wirklich hier bist?«

»Ich bin tatsächlich gekommen, um dich zu sehen. Als ich mich vorher mit dir unterhielt, habe ich mir ganz ehrlich Sorgen um dich gemacht. Was ist passiert? Warum hast du deine Karriere hingeschmissen?«

»Ich habe einfach den Beruf gewechselt. Leute tun das manchmal.« Diane entzog sich seinem prüfenden Blick und ging zum *Bison antiquus* hinüber. »Ich muss noch einmal die einzelnen Ausstellungsstücke überprüfen, bevor ich gehe. Morgen Abend veranstalten wir eine Voreröffnungsparty für unsere Mitarbeiter und Sponsoren.«

»Warte mal.« Frank legte seine Hand auf ihren Arm. »Jetzt will ich es doch genau wissen. Das heißt also, du arbeitest nicht mehr als forensische Anthropologin? Was ist denn eigentlich in Südamerika passiert?«

Diane blieb stehen und schaute in Franks blaugrüne Augen: »Nur ein Massengrab zu viel.«

Nachdem Frank seine Aktentasche geholt hatte, führte ihn Diane in ihr Büro, das am Ende eines Gangs rechts vom Museumseingang lag. Sie räumte einen Stapel Bücher von einem Stuhl, rückte ihn vor ihren Schreibtisch und bat Frank, darauf Platz zu nehmen. Danach riss sie ein langes Stück Notizpapier von einer Rolle ab, die in der Ecke eines großen, eichenen Bücherregals stand, und breitete es auf ihrem Schreibtisch aus. »Ich bin seit drei Monaten wieder hier.«

»Das habe ich erst in der letzten Woche erfahren. Ich bin Andie im Lebensmittelladen begegnet, und sie hat es mir erzählt. In den letzten Monaten war ich mit einem großen Computerbetrugsfall befasst und musste immer wieder zwischen Atlanta und New York hin und her pendeln. Warum hast du mich nicht mal angerufen?«

»Ich wusste gar nicht, dass du Andie kennst.«

»Wir sind uns vor ein paar Monaten in einer Karaoke-Bar begegnet.«

»Karaoke? Es gibt so vieles, was ich von dir nicht weiß.«

»Ja, unglaublich, nicht wahr?«

Danach holte er einen Plastikbeutel mit dem Knochen aus der Aktentasche, um ihn ihr zu geben. Sie hatte beinahe Angst, ihn anzufassen. »Wenn die Eltern wissen wollen, ob es ihre Tochter ist, könnten sie es doch mal mit einem DNA-Test versuchen.« Als sie allerdings den Knochen genauer ansah, zweifelte sie, ob da überhaupt noch irgendwelche DNA-Stränge übrig waren.

Frank schüttelte den Kopf. »Sie war ein Adoptivkind.«

Adoptiert. Diane war sich nicht sicher, ob sie die Untersuchung überhaupt fortsetzen wollte. Sie betastete den Knochen einige Zeit durch den Plastikbeutel hindurch, bevor sie ihn herausnahm. *Sei ein Profi, Diane. Immerhin ist das Frank*

Duncan, der dich um Hilfe bittet. Vielleicht ist sie es ja gar nicht.

»Okay. Das ist ein rechtes Schlüsselbein. Wurde aber bereits von Ratten angenagt. Siehst du diese parallelen Zahnsuren?«

»Ratten. Hat das irgendwas zu bedeuten?«

»Das heißt nur, dass der Körper sich an einem Ort befand, zu dem Tiere Zugang hatten. Du besitzt nicht zufällig Röntgenaufnahmen von der Schulter des Mädchens?«

»Nein, ich habe nur das.« Er reichte ihr einen großen braunen Umschlag.

Diane öffnete ihn, nahm einige Fotos des vermissten Mädchens heraus und blätterte sie durch. Eines zeigte sie zusammen mit ihren Eltern am Strand. Die meisten waren Porträtaufnahmen. Diane schaute Frank an. »Selbst du weißt, dass dieser Knochen nicht von ihrem Schädel stammt. Warum also all diese Kopfaufnahmen?«

»Die haben mir ihre Eltern gegeben.« Er zuckte mit den Achseln. »Ich habe keine anderen.«

Diane wählte ein 8 × 10-Studiofoto aus, auf dem das Mädchen ein ärmelloses Kleid trug, sodass ihre nackten schlanken Schultern deutlich zu sehen waren. Sie schaute auf der Rückseite der Aufnahme nach, ob darauf ein Datum oder eine Altersangabe stand. Fehlanzeige. »Wie alt ist dieses Foto? Weißt du das?«

»Ich glaube, ihre Mutter sagte, es sei vor drei oder vier Monaten aufgenommen worden.«

»Wie alt ist sie überhaupt?«

»Sechzehn. Sie heißt ...«

Diane schnitt ihm das Wort ab. »Ich will ihren Namen gar nicht wissen. Wie groß ist sie?«

»Ein Meter sechzig oder fünfundsechzig.«

Diane schaute Frank scharf an. »Wie groß genau?«

Er holte ein Notizbuch aus seiner Aktenmappe und blätterte es durch. »Ein Meter siebenundsechzig«, sagte er dann.

Diane holte einen Messschieber aus ihrer Schreibtischschublade, maß genau Länge und Breite des Gesichts des Mädchens und kritzelte Zahlen auf das Notizpapier. Dann machte sie drei Bleistiftpunkte entlang des rechten Schlüsselbeins auf dem Bild und maß die Entfernung zwischen den einzelnen Punkten. »Ich nehme an, du weißt nicht, ob das eine spiegelbildliche Darstellung des Mädchens ist?«, fragte sie.

»Eine was?«

»Es kommt vor, dass der Fotograf bei der Entwicklung des Films – ach, egal. Ist nicht so wichtig. Ich weiß nicht einmal, warum ich das alles tue.«

»Damit ich aufhöre zu fragen, warum du deine Karriere aufgegeben hast.«

Diane nahm den Knochen in die Hand und drehte ihn in alle Richtungen, ohne auf diese Bemerkung einzugehen. »Ich glaube nicht, dass er zu ihr gehört. Es gibt eine ziemliche Wahrscheinlichkeit, dass er von einem Mann stammt.«

Frank zog die Augenbrauen hoch.

»Männer haben breitere Schultern als Frauen. Ihre Schlüsselbeine sind länger. Ihr Jungs habt auch mehr Muskeln als wir Mädels. Deshalb sind eure Schlüsselbeine auch viel robuster. Das Mädchen auf diesen Fotografien ist dagegen verhältnismäßig klein und zart.«

Diane vermaß den Knochen genau und verglich ihn mit den von ihr ermittelten Größenverhältnissen auf dem Foto. Sie schüttelte den Kopf. »Das passt nicht zusammen. Nicht einmal entfernt. Dieser Knochen ist viel größer als ihrer sein würde.«

Frank beugte sich nach vorne. »Sie wäre aber weit größer als das Foto.«

Diane blickte ihn lange an. »Natürlich habe ich das berücksichtigt.«

»Na ja, ich habe dich eben noch nie bei der Arbeit beobachtet. Wenn ich es könnte, hätte ich das alles selber gemacht.«

Die Art seines Grinsens ließ sie unsicher werden, ob er sie nun aufzog oder nicht. Sie schüttelte den Kopf und schenkte ihm ein schiefes Lächeln. Danach setzte sie ihre Untersuchung des Knochens fort.

»Das distale Ende, also das Ende, das weiter von der Körpermitte entfernt ist, ist gebrochen. Das geschah vor oder genau während des Todeszeitpunkts und muss sehr schmerzhaft gewesen sein.«

Frank runzelte die Stirn. »Was könnte einen solchen Bruch verursachen?«

Sie wiegte den Kopf. »Vielleicht ein Sturz, zum Beispiel von einem Pferd. Oder ein Schlag mit so etwas wie einem dicken Knüppel. Oder die Person wurde von einem Lastwagen erwischt – es gibt noch zahlreiche andere Möglichkeiten.« Diane legte ein Blatt Schreibmaschinenpapier auf den Schreibtisch und kramte in ihrer Schublade, bis sie eine lange Pinzette fand. Dann hielt sie den Knochen unter die Schreibtischlampe und holte aus dessen Inneren etwas heraus, das wie feiner Staub aussah.

»Was ist denn das?«, fragte Frank und lehnte sich nach vorne.

»Spinnweben.«

Sie steckte die Spinnfäden vorsichtig in einen Wachspapier-Umschlag, wie ihn zum Beispiel die Briefmarkensammler benutzen. Dann schlug sie ganz leicht auf den Knochen. Dabei fielen aus dessen Hohlraum winzige dunkle Staubpartikel auf das weiße Papier. Sie untersuchte diese genau mit einer Handlupe. Frank stand auf und stützte sich auf den Schreibtisch.

Ihre Stirnhaare berührten sich ganz leicht. Diane hob etwas ihren Kopf und schaute ihm direkt in die Augen, die den ihren so nahe waren, dass sie meinte, seine Wimpern zu spüren.

»Insektenreste«, sagte sie dann.

»Insektenreste? Ist das wichtig?«

»Das bringt uns tatsächlich weiter. Es zeigt uns, dass der Knochen bei warmem Wetter, wenn diese Tierchen aktiv sind, offen auf dem Boden herumlag, sodass sie ihn als Wohnsitz wählen konnten.«

»Dieser Mensch ist also in der warmen Jahreszeit gestorben?«

»Vielleicht.«

»Wie lange ist das her? Kannst du das auch feststellen?«

Diane rieb mit ihrem Finger an dem Knochenschaft entlang. Sie war erleichtert, dass er nicht von der Adoptivtochter von Franks Freund stammte. »Ich würde mal sagen, dieser Knochen hat schon ein paar Jahre kein Fleisch mehr gesehen. Seit wann werden das Mädchen und ihr Freund vermisst?«

»Ein paar Monate.«

»Weiß jemand, wo sich ihr Freund aufhält?«

Frank zuckte die Schultern.

»Kannst du die beiden rauen Stellen hier und hier am Knochen erkennen?« Diane berührte zwei ganz bestimmte Knochenstellen.

»Ja.«

»Hier waren die Hals- und die Schultermuskeln angewachsen.«

»Das wäre also hier ...« Frank strich mit seinen Fingern an Dianas Hals bis zu ihrem Schlüsselbein hinab.

»Ja, ungefähr.«

»Ich habe dich vermisst«, flüsterte er.

»Die Größe und Beschaffenheit der Knochenansätze lassen

mich vermuten, dass er ein ziemlich starker junger Bursche war.«

»Junger Bursche?«

Sie zeigte auf das proximale, näher am Körper liegende Ende des Knochens. »Die Epiphysenfuge hat sich gerade erst zu schließen begonnen, was auf ein Alter zwischen siebzehn und dreißig hindeutet.«

Frank richtete sich auf. »Das bedeutet also, dass sie an dem Platz, an dem sie ihre vermisste Teenager-Tochter vermuteten, tatsächlich die Überreste eines wahrscheinlich männlichen Teenagers fanden, der mit einer solchen Wucht erschlagen wurde, dass ihm dabei sein Schlüsselbein brach.«

»Genau.«

Frank runzelte die Stirn. »Das gefällt mir aber gar nicht.«

»Das glaube ich dir gern.«

»Wie hoch ist die Wahrscheinlichkeit, dass es purer Zufall war, dass sie den Knochen dieses Jungen an einer Stelle fanden, wo sie nach einem vermissten Mädchen suchten?«, fragte er dann.

»Die geht wohl gegen null.«

Diane steckte die Insektenteile in einen anderen Umschlag, schaute nach, ob im ursprünglichen Plastikbeutel weitere kleinteilige Rückstände zu finden waren, und gab dann alles an Frank zurück. »Es sieht so aus, als ob du da ein ernstes Problem hättest.«

Diane musste gegen den Schlaf ankämpfen, als sie die Stufen zu dem umgebauten neoklassizistischen Haus hinaufstieg, in dem sich ihr Apartment befand. Ihr schwarzer Schatten, den das schwache Verandalicht verursachte, spiegelte sich in der gläsernen Eingangstür wider. Sie schaute auf die Uhr – es war bereits 2 Uhr 10 morgens. Sie zählte nach: Es blieben ihr

höchstens vier Stunden Schlaf. Sie schaute zum Himmel empor. Dunkle Wolken, hinter denen immer wieder ein heller Vollmond erschien.

»Kein Regen«, befahl sie dem Himmel. »Ich möchte es morgen nicht auch noch mit Regen zu tun haben.«

Ihre Finger, die von der Arbeit an den Ausstellungsstücken ganz schwach geworden waren, schmerzten, als sie den Haustürschlüssel im Schloss umdrehte. Als sie in den ersten Stock emporstieg, verspürte sie ein starkes Brennen in ihren Rückenmuskeln. Ihre Beine waren durch das ganztägige Bücken und Heben völlig verkrampft. Erst nach einigen vergeblichen Bemühungen gelang es ihr, die Tür zu ihrem dunklen Apartment aufzuschließen. Sie nahm sich wieder einmal vor, immer ein Licht brennen zu lassen.

Sie war todmüde. Am Ende dieses langen Tages hatte sie es auch noch geschafft, Leonard, einen der Nachtwächter, zu verärgern, als sie ihn darum bat, zum Reinigungspersonal etwas netter zu sein. An seinem Gesichtsausdruck konnte sie ablesen, dass er es gar nicht schätzte, derartige Verhaltensmaßregeln zu bekommen. Sie musste ihm morgen unbedingt etwas Nettes sagen. Er würde mit der Zeit schon darüber hinwegkommen. Als Nachfolgerin von Milo musste sie auf die älteren und langjährigen Mitarbeiter immer noch wie ein Eindringling wirken.

Diane hätte sich am liebsten für ein oder zwei Stunden in die Badewanne gelegt, begnügte sich aber mit einer kurzen Dusche. Danach kroch sie in ihr Bett und fiel sofort in einen tiefen Schlaf.

Selbst jetzt im Dunkeln zeigte das Laub ein helles, glänzendes Grün. Die Farbe blendete sie, und Diane wusste nicht mehr, wie sie hier ihren Weg finden sollte. Eine brennende Furcht stieg in ihr auf. Als sie in der Entfernung Gewehrfeuer vernahm, geriet

sie endgültig in Panik. Wo immer sie sich hinwendete, wickelten sich Schlingpflanzen um ihre Beine und zogen an ihrem Körper. Riesige schwere Blätter schlugen ihr ins Gesicht. Mit aller Kraft versuchte sie sich durchzukämpfen und die Pflanzen beiseite zu drücken. Jeder Schlag ihrer Hand auf eines der Blätter hinterließ auf diesem einen blutroten Abdruck. Das Gewehrfeuer wurde immer lauter – sie kam ihm wohl immer näher. Die Schlingpflanzen griffen sie nun an die Schulter, wurden zu Händen, die sie von dem ohrenbetäubenden Lärm wegzerren.

»Nein, nein!«, schrie sie und versuchte, diese Hände abzuschütteln. Das Gewehrfeuer wurde so schnell, dass es sich wie ein Klingeln anhörte ...

Plötzlich erwachte sie, atemlos und völlig verschwitzt. Das Telefon auf ihrem Nachttisch klingelte. Die Leuchtanzeige ihres Radioweckers zeigte 3 Uhr 40. Sie hob den Hörer ab.

»Diane. Hier ist Gregory. Es tut mir Leid, dass ich noch so spät anrufe.«

Diane setzte sich sofort auf, als sie den bekannten britischen Akzent vernahm. Ihr stockte der Atem. »Gregory, du. Nein, nein, das ist schon in Ordnung.«

»Ich wollte, dass du es gleich erfährst. Sie haben abgelehnt. Sie werden ihn nicht verhaften.«

Diane schwieg.

»Wir geben nicht auf. Nächste Woche gehe ich zu den Vereinten Nationen – und zum Internationalen Gerichtshof. Wir geben nicht auf. Niemals.«

»Vielen Dank, Gregory.« Diane hatte plötzlich nicht mehr die Kraft, das Telefon zu halten. Sie ließ sich auf ihr Kissen zurücksinken und legte den Hörer neben ihr Ohr.

»Ich wollte, dass du es von mir erfährst, falls irgendeine

Nachrichtenagentur es doch melden sollte. Es ist ja keine Nachricht, die allzu viel Aufsehen erregen wird. Vorerst wollen wir es auch dabei belassen.«

»Ich verstehe.«

»Bist du in Ordnung? Du klingst etwas kurzatmig.«

»Mir geht's besser.«

»Alpträume?«

»Ab und zu.«

»Was ist mit deinem Gewicht?«

»Meinem Gewicht? Alles in Ordnung.«

»Isst du auch regelmäßig?«

»Natürlich.«

»Du weißt, wie das bei unserer Arbeit ist. Selbst jetzt noch muss mich Marguerite manchmal ans Essen erinnern.«

»Mir geht es besser, Gregory, wirklich.«

»Wirklich?«

»Soweit es eben möglich ist. Ich vermisse Ariel jeden einzelnen Tag. Und ich verfluche mich jeden einzelnen Tag dafür, dass ich nicht rechtzeitig gegangen bin, und ich breche immer noch in Tränen aus, wenn ich ihr Bild ansehe.« Dianas Gesicht war jetzt tränenüberströmt. Sie war wütend auf Gregory, dass er sie dazu gebracht hatte, über das Schlimmste zu reden, das ihr jemals zugestoßen war, aber auf eine seltsame Weise fand sie es auch erleichternd, einmal darüber reden zu können. Niemand hier wusste von ihrer Tochter. So schmerzhaft es auch sein mochte, Ariel lebte nur dann weiter, wenn Diane mit jemandem über sie reden konnte, der sie gekannt hatte.

»Ich weiß«, sagte Gregory. »Ich verfluche mich heute noch, die Adoptionsprozedur nicht so weit beschleunigt zu haben, dass du sie hättest außer Landes bringen können. Zumindest hätte ich dafür sorgen müssen, dass sie jemand aus dem Land geschmuggelt hätte. Ich glaubte, sie sei in der Missionsstation

in Sicherheit. Ich konnte nicht ahnen, dass Santos' Männer die Grenze überqueren und sich rächen würden ...« Ihm schien die Stimme zu versagen.

»Was passiert ist, war nicht deine Schuld.«

»Aber auch nicht deine. Wir waren ihm zu nahe gekommen, wir konnten ihm schaden, indem wir der Welt zeigten, dass er ein Lügner und kaltblütiger Mörder war. Ich dachte, Präsident Valdividia sei stärker. Was das angeht, habe ich mich total verschätzt. Damit muss ich für den Rest meiner Tage leben.«

»Warum ist es so schwer, solch einen Menschen hinter Gitter zu bringen, auch wenn ein ganzer Berg an Beweisen gegen ihn spricht?« Diese Frage hatte sie sich schon oft gestellt und erwartete darauf auch keine Antwort.

»Wir werden es weiter versuchen. Dir und deinem Team haben wir es zu verdanken, dass es diesen Berg an Beweisen überhaupt gibt. Aber du hast dafür einen schrecklichen Preis bezahlt.«

»Mir geht's wieder besser, Gregory, wirklich. Ein Jahr weg von all dem hat mir wirklich gut getan. Ich nehme auch kein Valium mehr. Ich mag meine Museumsarbeit. Sie ist genau das, was ich mir erhofft hatte.« *Ich wünschte, ich hätte mit Ariel das Land verlassen, bevor ...* Es tat einfach zu weh, diesen Gedanken zu Ende zu denken. *Ihr hätte es hier bestimmt gefallen.*

»Hast du schon neue Freunde gefunden?«

»Einen ganzen Haufen. Und ich habe ein paar alte Bekanntschaften aufgefrischt. Heute kam Frank Duncan vorbei. Du erinnerst dich vielleicht, dass ich dir von Frank erzählt habe.« Sie berichtete Gregory von dem Knochen und dem vermissten Mädchen.

»Du hast also damit keine Schwierigkeiten gehabt? Mit der Untersuchung des Knochens, meine ich.«

»Es war nicht ganz leicht, und ich habe auch nicht vor, es noch

einmal zu tun. Ich tat es Frank zuliebe, weil der das vermisste Mädchen und dessen Eltern kannte. Andernfalls hätte ich es auch nicht gemacht.«

»Aber du warst fähig, es zu tun – das ist gut. Ich rufe dich zu einer christlicheren Zeit noch einmal an, und wir reden dann weiter.«

»Das würde mir gefallen. Vielen Dank für den Anruf. Lass es mich wissen, wenn es neue Entwicklungen gibt.«

Diane lag einen Augenblick ganz still da und hörte dem Wählton zu, nachdem Gregory aufgehängt hatte. Dann schwang sie die Beine aus dem Bett, stellte den Telefonapparat wieder auf den Nachttisch und stolperte ins Badezimmer. Sie bespritzte ihr Gesicht mit kaltem Wasser und starrte in den Spiegel, während sie mit der Hand den Konturen ihres Gesichts nachfuhr. Sie sah tatsächlich ziemlich abgemagert aus. So wie man eben aussieht, wenn man sieben Monate nichts anderes als Hüttenkäse und Joghurt isst, weil das nicht so wehtut, wenn man es dann wieder hervorwürgt.

Sie ging zurück ins Bett und legte ihren Kopf auf das Kissen. Sie biss die Zähne dermaßen zusammen, dass ihr der Kiefer wehzutun begann, und entspannte sich auch dann nicht, als sie wieder eingeschlafen war.

Als Diane am nächsten Morgen um 8 Uhr 10 die mit Schnitzereien verzierten großen Eingangstüren des Museums öffnete, fühlte sie sich immer noch müde und abgespannt. Die Dienst habende Aufsicht am Informationstisch begrüßte sie mit einem breiten Lächeln auf ihrem freundlichen runden Gesicht. Diane erwiderte beim Vorbeigehen ihr Lächeln, während sie sich an ihren Namen zu erinnern versuchte. Sie hatte sie erst vor einer Woche eingestellt.

Andie war dabei, am Eingang zum Ausstellungssaal Nachbildungen von großen prähistorischen Pflanzen zu arrangieren. Im Saal selber installierten die Leute von CyberUniverse gerade Computermonitore neben jedem Ausstellungsstück. Der Pleistozän-Saal sah einfach großartig aus. An drei Seiten dieses Raumes stellten Wandmalereien überwältigende Panoramaszenen aus der altsteinzeitlichen Epoche dar, die die Exponate ideal ergänzten. Diese riesigen Gemälde auf Hartholzplatten, die man während der letzten Renovierung hinter einer Gipsschicht und einer Wandvertäfelung entdeckt hatte, schienen ein Teil der ursprünglichen Ausstattung des Gebäudes zu sein, eines Museumsbaus aus dem späten 19. Jahrhundert, der später in eine Klinik und jetzt wieder in ein Museum umgewandelt worden war. Im Dinosaurier-Saal im Nachbarflügel bildeten weitere wundervolle, alte Wandmalereien die perfekte Kulisse für die dort aufgestellten Saurierskelette. Sie stammten aus einer Zeit, als die Wissenschaftler noch glaubten, die Dinosaurier hätten ihre Schwänze hinter sich hergeschleppt.

Während des erst kürzlich erfolgten Umbaus hatte man auch die falschen Decken entfernt. Dabei hatte sich herausgestellt, dass die großen Ausstellungssäle von hohen Kuppeldecken in

neoromanischem Stil überwölbt wurden, die ideal für die Aufstellung riesiger Tierexponate geeignet waren.

Der Leiter der CyberUniverse-Mannschaft winkte sie zum Computermonitor neben dem Faultierskelett herüber. »Das hier wird Ihnen bestimmt gefallen.«

Diane sah sich einen kleinen Trickfilm an, in dem erklärt wurde, wie Tiere nach ihrem Tod zu Fossilien wurden. »Sehr gut. Sie haben gute Arbeit geleistet. Die Animationen sind prima, und der Text ist klar und leicht verständlich.«

Ein junger Mann in ausgebleichten Jeans und einem blauen kurzärmeligen Hemd lehnte sich ans Podium und lächelte sie erfreut an. »Danke sehr.«

»Sie sind Mike Seger, nicht wahr? Von der Bartrum-Universität?«

Seine Kurzhaarfrisur sah aus, als ob er sich nach dem Aufstehen einfach mit der Hand kurz durch die Haare fahren würde und dann ins Freie ginge, um die Sonne seine Haarenden färben zu lassen – eine künstliche Unordnung, die in Wirklichkeit ganz bestimmt einen nicht geringen Stylingaufwand erforderte. Er schaute Diane ein paar Sekunden lang an, bevor er antwortete. Etwas an ihm ließ ihn etwas angespannt wirken – seine hellbraunen Augen, sein beflissener Gesichtsausdruck oder vielleicht auch die Falte zwischen seinen Augenbrauen, die wie ein ständiges Stirnrunzeln aussah.

»Ja, der bin ich. Sie haben Dr. Lymon gebeten, Ihre Bildungsabteilung bei der Entwicklung der Computeranimationen zu unterstützen. Ich bin Geologiestudent im Aufbaustudium, der immer nach einem Job Ausschau hält, deshalb hat sie mich mit dieser Aufgabe betraut.«

»Sie haben gute Arbeit geleistet. Ich könnte ein Belobigungsschreiben an Dr. Lymon schicken, wenn Sie möchten.«

Diane hatte den Eindruck, als zögere er einen Moment, bevor er sagte: »Klar. Das wäre gut.«

Sie wandte sich an die Computerleute. »Sind alle Displays fertig?«

»Wir möchten noch einen Probelauf durchführen, aber es sieht so aus, als ob alle fertig wären.«

Peng!

Ein lauter Schuss direkt hinter ihrem Rücken ließ sie zusammenzucken. Mit stockendem Atem fuhr sie blitzschnell herum.

»Verzeihung«, sagte Andie. »Der Mop ist umgefallen. Dieser Raum ist ganz schön hellhörig, nicht?«

Diane legte eine Hand an die Brust. Ihr Herz schlug immer noch rasend schnell. Sie schämte sich etwas wegen ihrer Schreckhaftigkeit. Dann ging sie hinüber zum Mammutskelett, um dessen Aussehen noch einmal genau zu überprüfen. Sie beschloss, erst nach der Eröffnung ein ernstes Wörtchen mit Donald über die falsche Vegetation zu reden.

»Telefon, Dr. Fallon.« Andie, die immer noch den Mop in der Hand hielt, reichte ihr das Handy.

»Hallo.« Es war Frank. »Ich bringe dir Frühstück vorbei. Egg McMuffin. Ich weiß, dass du heute noch nichts gegessen hast.«

»Ich bin eigentlich gar nicht hungrig. Ich ...« Sie hatte sich gebückt, um die Pflanzen zwischen den Beinen des Bisons neu zu arrangieren. Dabei fiel ihr etwas auf dem Wandgemälde ins Auge – eine winzige Gestalt, die im hohen Gras in der Nähe der paläoindianischen Jäger verborgen war. Sie sah aus wie ein Einhorn. Sie trat etwas näher heran.

»Diane, bist du noch dran?«

»Entschuldigung, ich habe dieses Einhorn da betrachtet.«

»Einhorn? So etwas hat es wirklich gegeben? Hier in Georgia? Hast du ein Skelett?«

Diane ließ das Handy kurz sinken, um noch einmal einen Blick auf das Tier zu werfen. »Nein. Da ist eins auf dem Gemälde dargestellt.«

»Oh.« Frank schien enttäuscht. Diane musste beinahe lachen. »Ich bin bereits auf dem Weg«, fuhr er dann fort. »Wir sehen uns in ein paar Minuten.«

Er hatte aufgelegt, bevor sie protestieren konnte.

»Andie, haben Sie das gesehen?«

Andie hatte ihre braunen Krauslocken zu einem Pferdeschwanz oben auf dem Kopf zusammengebunden, was sie eher wie Sechzehn denn Sechszwanzig aussehen ließ. Sie kam herbei und schaute auf die Stelle, auf die Diane mit dem Finger zeigte. »Dieses hatte ich bisher noch nicht entdeckt«, meinte sie dann.

»Davon gibt es noch mehr?«

»Wenigstens zwei. Eines grast gleich neben der Mammutherde, und ein weiteres steht hinter dem Gebüsch am Rande des Teichs und steckt sein Horn ins Wasser. Das Ganze ist ein bisschen wie bei *Wo ist Walter?*«

»Eigenartig.«

»Kann man sagen. Aber irgendwie nett.«

Fünf Minuten später kam Frank herein. Er führte Diane am Arm zu einer Bank am Eingang und überreichte ihr ein Eier-und-Muffin-Sandwich.

Kleine Rauchschwaden stiegen von dem Sandwich auf, als sie die Verpackungsbox öffnete. Plötzlich roch es angenehm nach Frühstück. Sie nahm einen herzhaften Biss.

»Ich habe tatsächlich Hunger.«

»Wusste ich doch.« Frank ließ sie ein paar Mal abbeißen, bevor er zu reden anfangte: »Das mit dem Knochen war falscher Alarm.«

Diane zog eine Augenbraue hoch.

»Das Ganze war Teil der Bemühungen meines Freundes, die Polizei dazu zu bringen, Nachforschungen über den Freund seiner Tochter anzustellen. Tatsächlich stammt er von einem Hirsch.« Er zog eine Grimasse.

»Hast du den Knochen dabei?«

»Klar.« Er holte ihn aus seiner Aktentasche.

Sie aß das Sandwich auf und warf die Verpackungsbox in den Abfalleimer neben der Tür. »Komm mit«, sagte sie dann und führte ihn durch die Doppeltüren in die Säugetierabteilung.

»Schlüsselbeine sind wie Verstrebungen. Sie halten unsere Schultern gerade und verhindern, dass uns die Arme auf die Brust fallen.« Sie hielt vor einem Exponat an, das mit *Odocoileus virginianus* gekennzeichnet war.

»Okay. Dies hier ist ein Weißwedelhirsch. Zeig mir den Knochen.«

»Wie bitte?«

»Zeig mir den Knochen, der mit dem identisch ist, den du in der Hand hältst.«

Er begann mit den Metapodien, den robusten Fußknochen, untersuchte dann die Rippen, ging um den Hirsch herum und hielt vor dessen Schulter an. Er zuckte mit den Achseln. »Dieses Skelett hat keinen.«

»Dies gilt auch für seine Verwandten. Rehe und Hirsche haben keine Schlüsselbeine. Die brauchen sie nicht. Es ist völlig egal, ob ihnen ihre Vorderläufe auf die Brust fallen oder nicht. Wir Primaten haben welche. Auch die Fledermäuse und Vögel. Bei den Vögeln heißen sie *Furculum* oder Gabelbein.«

Er schaute sie an, als würde er ihr nicht glauben. Da schleppte sie ihn in einen anderen Ausstellungssaal voller Primatenskelette und hielt vor einem *Homo sapiens sapiens* an.

»Okay, du Schlaumeier, kannst du hier den Knochen finden?«

Frank schaute sich das Schlüsselbein des Skeletts genau an. Bingo. Es sah völlig gleich aus.

Er schüttelte den Kopf. »George hat mir erzählt, es stamme von einem Hirsch. Dabei kenne ich ihn doch bereits seit Jahren.«

»Vielleicht hat er selber daran geglaubt. Du musst herausfinden, von welchem Knochenhaufen dieses Schlüsselbein stammt. Also, ich muss mich noch für den Abendempfang fertig machen und habe noch nicht einmal alle interaktiven Medien überprüft.«

»Was übrigens heute Abend angeht ...«

Jetzt kommt's. Eine weitere abgesagte Verabredung, dabei haben wir noch nicht mal wieder angefangen. Diane stand da und wartete auf seine weiteren Worte.

»Mein Sohn – du bist Kevin ja bereits begegnet – möchte forensischer Anthropologe werden.«

»Und du möchtest, dass ich dir einen guten Kinderpsychologen empfehle?«

»Wirklich lustig, Diane. Nein. Ich würde ihn heute Abend gerne mitbringen. Ich weiß, es ist eigentlich so eine ›Nur mit Einladung‹-Veranstaltung, aber ...«

»Geht schon in Ordnung. Ich würde mich freuen, ihn wiederzusehen.«

»Da wäre dann noch etwas.«

»Noch mehr Kinder?«

»Du bist heute Morgen aber ganz schön bissig. Nein. Seine Mutter und ihr Mann würden auch gerne kommen.«

»Familientreffen?«

»So etwas Ähnliches.«

»Ich lasse euch Karten am Eingang zurücklegen.«

»Ich weiß es zu schätzen. Nicht jede Frau wäre damit einverstanden, dass der Mann, mit dem sie verabredet ist,

seine Exfrau mitbringt.«

»Wir haben in unserem Team auch einen Entomologen. Dem könntest du die Insektenteile zeigen.«

»Was? Oh.« Frank studierte das Muster auf dem Boden und machte dabei ein Gesicht, als ob er plötzlich einen heftigen Schmerz verspürte. »Ähm – die habe ich weggeworfen.«

»Weggeworfen? Du hast Beweismaterial weggeworfen?«

»Ich hielt es nicht für Beweismaterial. Die Polizei von Rosewood hat sich überhaupt nicht dafür interessiert. Und außerdem glaubte ich ja, dass es sich um Insektenreste aus einem Hirschknochen handele.«

»Womit verdient dein Freund seinen Lebensunterhalt?«

»Er hat ein Dachdeckerunternehmen.«

»Ein Dachdeckerunternehmen. Frank, wusstest du, dass ich eine international bekannte forensische Anthropologin war, bevor ich Direktorin dieses Museums wurde? Wusstest du, dass ich in Gerichtshöfen in der ganzen Welt als Gutachterin für alles anerkannt war, was mit der Identifizierung und der Interpretation von Knochenfunden zu tun hat? Und du hast der Einschätzung eines Dachdeckers mehr geglaubt als der meinen?« Diane warf die Hände zum Himmel.

»Ich kenne ihn doch schon seit einer Ewigkeit. Wir spielen Poker miteinander.«

»Was? Geht es hier um so eine typische Männergeschichte?«

»Nein, gar nicht. Aber er hat mir erzählt, dass dieser Knochen von einem Hirschskelett stamme, und ich habe ihm geglaubt.«

»Er hat dir erzählt, er habe diesen Hirsch geschnappt, ihm das Fell abgezogen und dann diesen Knochen mitgenommen?« Diane tippte ihm mit dem Zeigefinger auf die Brust.

»Nein, natürlich nicht. Er sagte mir, er habe ihn zusammen mit einem ganzen Haufen anderer Hirschknochen im Wald gefunden. Ich bin mir sicher, dass dort auch Geweihe

herumlagen«, fügte er dann noch hinzu, als ob dies eine geeignete Verteidigung seiner Argumentation wäre, »und Hufe!«

Diane strich mit den Fingern leicht über ihre Augenlider. »Dir ist doch sicherlich bekannt, dass ein völlig skelettiertes Tier in seine einzelnen Knochen auseinander fällt. Dabei können sich auch die Knochen von unterschiedlichen Lebewesen miteinander vermischen. Hast du schon einmal von solchen Mischfunden gehört?«

»Nein. Ich habe noch nie mit einem forensischen Anthropologen zusammengearbeitet. Ich untersuche Wirtschaftsverbrechen, ich habe es mit Papieren, Computern, Ideen und Leuten zu tun, die zumindest ihre zivilisierten Umgangsformen bewahren, während sie dich bestehlen. Alle Knochen sehen für mich gleich aus. Willst du mir das Ganze jetzt permanent um die Ohren schlagen? Es tut mir Leid. Er und seine Frau sind meine besten Freunde. Ich glaube einfach nicht, dass er mich angelogen hat – also gut, ich weiß, dass sie mich anfangs belogen haben, aber sie waren einfach verzweifelt. Waren die Insektenreste wirklich so wichtig?«

»Vielleicht nicht. Wir können vielleicht weitere aus dem Knocheninneren herausholen.«

»Und was ist mit den Spinnweben?«

»Ich bin mir nicht einmal sicher, dass wir mit denen etwas hätten anfangen können.«

»Also hat letztendlich nur dein Stolz Schaden gelitten?« Er grinste sie an.

»Nein, meine Gefühle sind tief verletzt worden.«

Frank musste laut lachen.

Er nahm ihre Hand und drückte sie ganz leicht. »Ich muss heute Nachmittag in Columbus vor Gericht erscheinen, aber ich werde rechtzeitig zurück sein, um dich abzuholen.

Versprochen.«

»Okay.«

»Ich habe das Streiten mit dir vermisst.« Er küsste sie auf die Wange.

»Wirklich?«

»Ganz bestimmt. Ich vermisse einen Haufen Dinge, die wir getan haben.«

»Es hat ganz schön lange gedauert, bis du dich daran erinnert hast.«

»Das ist jetzt unfair. Ich dachte, du würdest immer noch mit Cheeta irgendwo auf den Bäumen hausen«, sagte er.

»Das ist Afrika, nicht Südamerika.«

»Du warst in Afrika?«

Sie ignorierte seine Bemerkung. »Wenn du den Knochenhaufen findest, von dem dein Freund angeblich dieses Schlüsselbein herhat – selbst wenn ein Geweih mit passenden Hufen dabei sein sollte –, fordere denjenigen auf, der dort die Verantwortung trägt, diese Stelle wie einen Tatort zu behandeln. Niemand soll die Knochen aufsammeln und einfach in einen Sack stecken. Ihr Verteilungsmuster kann dir nämlich viel darüber erzählen, wer oder was sie verstreut oder aufgehäuft hat.«

»Wusstest du, dass du wirklich schön aussiehst, wenn du über Knochen sprichst? Ich meine, du siehst immer großartig aus, aber deine Augen fangen richtig zu strahlen an, wenn du über Knochen redest.«

»Ich sehe dich heute Abend. Denk bitte dran, Abendgarderobe ist erbeten!« Plötzlich merkte sie, dass sie immer noch seine Hand hielt. Es fühlte sich gut an. Es war eine ganze Zeit her, dass sie sich so wohl gefühlt hatte.

Diane entdeckte Donalds dicke, rundliche Gestalt vor dem

Mammutskelett.

»Ich muss mit Ihnen sprechen,« sagte sie, als er sie bemerkte.

»Sie haben die Pflanzen entfernt.« Seine Stimme erinnerte an die eines beleidigten Kindes.

»Donald, das waren einfach die falschen. Zwischen Ihren Pflanzen und denen, die hierher gehören, liegt immerhin ein Zeitraum von 400 Millionen Jahren! Ihre repräsentierten nicht einmal den ganzen Baum, nur die Blätter.«

»Für heute Abend hätte das nichts ausgemacht.«

»Doch, es hätte. Lassen Sie uns jetzt nicht darüber streiten. Bis heute Abend gibt es noch eine ganze Menge zu erledigen.« Sie wandte sich um und eilte in Richtung ihres Büros.

»Warten Sie. Da gibt es einiges, über das wir reden müssen.«

»Können wir das nicht in meinem Büro tun?«

Donald folgte ihr dorthin. Er nahm einen Stapel Bücher von dem einzigen Stuhl neben ihrem und legte sie in eine leere Kiste. Diane bemerkte mit schlechtem Gewissen, dass es genau die Kiste war, in der man sie hergebracht hatte. Sie setzte sich an ihren Schreibtisch und holte den Haushaltsordner aus der Schublade, ohne ihn zu öffnen. Stattdessen schenkte sie Donald ihre ganze Aufmerksamkeit.

Er schaute auf den Ordner, bevor er zu sprechen anfang. »Ich habe in Erfahrung gebracht, dass es Pläne gibt, das Museum baulich zu erweitern.«

Diane musste beinahe lachen, da es sich anhörte, als ob er hier die Verantwortung trüge und zu einer widerspenstigen Untergebenen spräche. Sie zwang sich, ihr Gesicht in eine Form zu zwingen, von der sie hoffte, dass es einem Stirnrunzeln zumindest ähnelte.

»In Erfahrung gebracht? Auf welche Weise?«

»Das spielt keine Rolle.«

»Das spielt sehr wohl eine Rolle. Dieses Gespräch ist beendet, wenn Sie mir das nicht erzählen.«

Er wiegte sich in seinem Stuhl, als ob ihn etwas aus dem Gleichgewicht gebracht hätte. »Wir können uns ein neues Bauprogramm nicht leisten. Dieses Gebäude ist bereits jetzt zu groß«, sagte er, während er sich nach vorne lehnte und mit den Händen die Lehne seines Stuhles umklammerte.

Diane stand auf. »Donald, dafür habe ich jetzt zu viel zu tun.«

»Ich fand eine Kopie der Pläne im Papierkorb neben dem Kopierer«, sagte er schnell. An der Art, wie er das sagte, konnte sie klar erkennen, dass er log.

Diane kniff die Augen zusammen. »Ist die Erwachsenenbildungsabteilung fertig für heute Abend?«

»Sie ist fast fertig. Die Computerleute erledigen gerade die letzten Arbeiten. Die Pläne ...«

»Gehen Sie und stellen Sie sicher, dass alles in Ordnung ist.«

Er zögerte einen Augenblick, dann stand er auf. »Diese Sache ist noch nicht zu Ende. Nach dem heutigen Abend werden Sie mit mir und dem Vorstand darüber sprechen müssen.«

Nachdem er den Raum verlassen hatte, schaute Diane einige Zeit auf ihre geschlossene Bürotür. Vielleicht hätte sie doch mit ihm darüber reden sollen. Milos Museumspläne waren zwar kein Geheimnis, aber Donald dachte wohl, sie stammten von ihr. Sicherlich hatte er in ihrem Büro herumgeschnüffelt. Sie öffnete die Mappe und ging noch einmal die Haushaltszahlen durch. Die Frage des Geldes würde sicherlich heute angesprochen werden, und sie wollte darauf vorbereitet sein. Mit Donald konnte sie sich später befassen.

Das Telefon klingelte. Sie ließ es einige Male klingeln, bevor sie den Hörer abnahm. »RiverTrail-Museum.«

»Hier ist das Bickford-Museum. Wir möchten einen Auftrag

bestätigen, der uns von Ihnen erteilt wurde. Könnte ich bitte mit Diane Fallon sprechen?«

»Am Apparat. Welchen Auftrag möchten Sie bestätigen?«
Diane durchforschte ihr Gedächtnis und versuchte sich daran zu erinnern, was man bestellt haben könnte.

»Modelle eines *Albertosaurus*, *Pteranodon sternbergi*, *Tylosaurus* und eines *Triceratops* für insgesamt 143 500 Dollar.«

»Ach so. Diese Artikel haben wir in perfektem Zustand erhalten. Heute Abend eröffnen wir unsere Ausstellung. Ich bin sicher, unsere Unterlagen zeigen, dass wir die Rechnung bereits bezahlt haben. Ich habe den Vorgang selbst in die Wege geleitet.«

»Sie haben vollkommen Recht, wir haben die Zahlung bereits vor längerer Zeit erhalten. Aber hier geht es um eine neue Bestellung.«

Diane war einen Moment lang schockiert. »Dieselben Artikel?«

»Ja, absolut identisch mit der ersten Bestellung.«

»Wann wurde Ihnen dieser Auftrag erteilt?«

»Er trägt das Datum vom letzten Mittwoch. Wir stellten dann fest, dass wir dem RiverTrail-Museum die gleichen Artikel bereits vor sechs Monaten geliefert haben. Deshalb wollte ich mich nun erkundigen, ob es sich hier um ein Duplikat dieser ersten Bestellung handelt.«

»Ich bin froh, dass Sie angerufen haben. Da ist etwas schief gelaufen. Wie haben Sie diese Bestellung erhalten?«

»Per Fax.«

»Bitte stornieren Sie das. Könnten Sie mir, wenn es Ihnen nichts ausmacht, eine Kopie dieses Auftrags zufaxen, damit ich die ganze Sache hier in Ordnung bringen kann?«

»Kein Problem. Ich lasse Ihnen dieses Fax sofort zukommen.«

Nachdem Diane den Hörer aufgelegt hatte, saß sie einen Moment lang ruhig an ihrem Schreibtisch und überlegte sich, wie ein solch bedeutender und einmaliger Kaufauftrag zweimal erteilt werden konnte. Sie dachte daran, Andie anzurufen, erinnerte sich dann aber, dass sie zum Cateringservice gefahren war, um letzte Verabredungen zu treffen. Sie ging hinüber in Andies Büro. Dort ging gerade das Fax aus Bickford ein. Wie der Mann gesagt hatte, war der Auftrag am letzten Mittwoch erteilt worden. Er trug Dianas Namen – und ihre Unterschrift. Sie gab den Zahlencode ein, um die Liste der in der letzten Zeit versandten Faxe ausdrucken zu lassen, und versuchte in der Zwischenzeit aus dieser ganzen Angelegenheit klug zu werden. Hatte sie wirklich aus Versehen ein Duplikat des ersten Auftrags abgeschickt? Nein, das konnte nicht sein; sie konnte doch nicht vergessen haben, dass diese lebensgroßen Dinosauriermodelle bereits in dem Ausstellungssaal standen. Nachdem sie aufgehört hatte, sich mit menschlichen Knochen zu beschäftigen, hatte sie nicht erwartet, dass nun Dinosaurier einen Schatten auf ihr Leben werfen könnten. Diane hatte gehofft, hier ihren Frieden zu finden. Sie nahm die Liste der verschickten Faxe aus der Ablage und ging damit zurück in ihr Büro.

Frank war natürlich nicht pünktlich, was Diane nicht überraschte. Nach Columbus, Georgia, waren es hin und zurück vier Stunden, ganz abgesehen von dem, was er dort zu erledigen hatte. Sie schrieb ihm eine kurze Notiz und forderte ihn auf, sie im Museum zu treffen. Als sie diese mit einem Klebeband an ihrer Wohnungstür befestigen wollte, hörte sie eine Stimme im Treppenhaus hinter sich.

»Katzen sind hier nicht erlaubt.«

»Entschuldigung?« Diane drehte sich um, die Botschaft und das Klebeband immer noch in der Hand. In der Wohnungstür gegenüber stand eine Frau in einem blauen Chenillekleid und mit einem rosa Haarnetz und funkelte sie an.

»Marvin reagiert allergisch auf Katzen. Deswegen sind wir auch in dieses Apartmenthaus gezogen. Katzen sind hier nicht gestattet.«

Aus der Wohnung war ein Niesen zu hören. Der Kopf der Frau verschwand für einen Moment hinter der Tür. Ihre blau geäderten Hände, die immer noch den Rand der Tür umklammerten, sowie ein blauer Ärmel blieben allerdings weiterhin sichtbar. Ein Zeichen, dass sie mit ihrer Beschwerde noch lange nicht fertig war. Nach einem weiteren Niesen war im Hintergrund ganz schwach die Stimme eines Mannes zu hören. Die Frau antwortete darauf mit einem gereizten und ungeduldigen Unterton, wie er für langjährige Partner nicht unüblich ist.

»Ich sage es ihr ja gerade. Sie steht hier vor mir, und ich bin dabei, es ihr zu sagen.«

Diane wartete ergeben und versuchte, sich an den Namen der Frau zu erinnern – *Ogle, Ogden, Adell, Odell* – das war's, *Veda Odell*. Als der Rest von Mrs. Odell wieder im Türrahmen

erschien, fing Diane zu sprechen an.

»Es tut mir Leid wegen dieser Allergie.«

»Ihr Mitgefühl hilft ihm nicht, ihm hilft nur, wenn Sie Ihre Katze loswerden.«

»Ich habe keine Katze.«

Veda Odell streckte kämpferisch ihr Kinn nach vorne. »Sie haben Marvin niesen gehört. Er reagiert allergisch auf Katzen. Auf nichts sonst. Nur auf Katzen.«

»Vielleicht hat er sich erkältet.«

Mrs. Odell wagte sich ein Stück weiter in den Gang hinaus und machte den Hals ganz lang, als ob sie einen Blick in Dianas Apartment erhaschen wollte. »Da ist eine Katze. So benimmt er sich nur, wenn eine Katze in der Nähe ist.«

Diane befestigte den Notizzettel an ihrer Tür und wandte sich zum Gehen. »Also, Mrs. Odell, ich habe keine Katze. Vielleicht ist gerade eine über den Hof geschlichen.«

»Nein ...« Sie machte eine Pause, so als ob ihr erst jetzt Dianas schwarzes, paillettenbesetztes Kleid und die Kaschmirstola über ihrem Arm aufgefallen wären. »Das ist aber ein verdammt hübsches Kleid. Ich hoffe, es regnet nicht heute Abend.«

»Ich glaube, das Wetter hält. Wir veranstalten einen Empfang für die Sponsoren unseres Museums, und es wäre schade, wenn wegen schlechten Wetters viele nicht kommen würden.«

»Sie arbeiten fürs Museum?«

»Ich bin die neue Direktorin des RiverTrail-Naturkundemuseums.«

»Tatsächlich? Ich habe gehört, Sie seien eine Totengräberin.«

Diane öffnete den Mund, schloss ihn wieder und runzelte die Stirn. »Eine Totengräberin?«, sagte sie dann schließlich. »Nein, Mrs. Odell, das bin ich nicht.«

»Also, ich hätte schwören können«, entgegnete diese,

während sich ihre Stimme im Ungefähren verlor. Dann fuhr sie fort: »Marvin und ich hatten gehofft, Sie könnten uns ein paar Tipps über die Beerdigungsunternehmen hier geben. Als Insider sozusagen.«

Diane starrte sie einen Moment sprachlos an und versuchte sich klar zu werden, welche Vorstellungen über sie in Mrs. Odells Kopf herrschten. »Nein, tut mir Leid, das kann ich nicht. Ich muss jetzt los. Ich hoffe, Ihrem Mann geht es bald besser.« Diane eilte zu ihrem Wagen.

Bis zum RiverTrail-Museum war es nur eine kurze Fahrt. Deswegen hatte sie dieses Apartment gemietet, auch wenn das Halten von Haustieren nicht erlaubt war. *Ich hätte gern ein eigenes Haus*, dachte sie, als sie langsam die steile, kurvige Straße hinunterfuhr, *ein großes Haus mit großen, luftigen Zimmern – das sich selbst sauber macht. Nein –* unbewusst umklammerte sie das Medaillon, das sie auf der Brust trug –, *im Moment ist ein Apartment besser.*

Am Fuße des Berges konnte sie ein kurzes Stück die vierspurige Schnellstraße benutzen, dann bog sie in die steile Zufahrtsstraße zum Museum ein. Die Bäume standen noch in voller Frühjahrsblüte, und die Tage wurden immer noch länger. Sie bog um eine letzte Kurve, und das RiverTrail-Museum lag vor ihr. Es war ein prächtiges altes Gebäude, vor allem jetzt, nach seiner kürzlichen Renovierung. Aber bei Dunkelheit ähnelte es eher einem Sanatorium aus einem Dracula-Film.

Sie parkte ihren Taurus zwischen Andies Toyota und Donalds Lexus und ging zum Haupteingang hinüber. Gerade war das Streichquartett angekommen. Diane hielt den vier Musikstudentinnen mit ihren Instrumentenkästen die Tür auf. Sie sahen in ihren langen, schwarzen Kleidern sehr schick aus.

»Danke, Dr. Fallon«, sagte die Cellistin.

»Wir sind Ihnen für Ihre Einladung wirklich sehr dankbar«,

setzte die große, gertenschlanke erste Geigerin Alix hinzu.

Von den Musikern bis zum Cateringservice hatte Diane auf Leute aus der Umgebung des Museums zurückgegriffen. Sie legte auf die örtliche Unterstützung Wert und war der Meinung, ein gegenseitiges Geben und Nehmen würde ihren Job erleichtern.

»Es war mir eine Freude. Vielen Dank, dass Sie gekommen sind.«

Auf dem Weg in die Küche warf Diane einen kurzen Blick in den Pleistozän-Saal. Der große, gewölbte Raum hatte sich von einer Baustelle in einen fast perfekten Ausstellungsraum verwandelt. Um Platz für den langen Büfettisch zu lassen, hatte Diane auf einige der Tierexponate und paläoindianischen Dioramen verzichtet, die später die Ausstellung bereichern würden. Sie hatte den Schwerpunkt auf die Riesenfauna gelegt, auf die spektakulären Skelette und Modelle der alten Riesenarten, die immer den größten Eindruck machten.

Die Leute vom Cateringservice hatten eine appetitanregende Auswahl von Snacks und Häppchen angerichtet. Den Tisch hatten sie mit langblättrigen Pflanzen und Dinosauriermodellen aus Plastik dekoriert. In der Mitte stand als Höhepunkt die großartige Eisskulptur eines Mammuts mit langen Stoßzähnen.

Die Chefin des Ganzen, eine Frau Ende fünfzig, betrachtete mit verschränkten Armen lächelnd ihr Werk. »Ich finde, es sieht ziemlich gut aus.« Sie lehnte sich zu Diane hinüber und flüsterte ihr zu: »Wir haben eine Gussform für die Eisskulptur gefunden. Die kam uns natürlich gerade recht.«

»Also ich finde das Ganze sehr gelungen. Und das Essen sieht wundervoll aus.«

Inzwischen trafen bereits die ersten Gäste ein. Unter ihnen waren der Makler Mark Grayson und seine Frau Signy. Als Diane auf sie zutrat, konnte sie gerade noch hören, wie Mark

dem Vorstandsmitglied Craig Amberson vorschlug, das Museum solle doch diese erstklassige Immobilie veräußern und mit dem Erlös in ein Gebäude ziehen, das nicht so weit von Atlanta entfernt liege. Diane begrüßte ihn trotzdem mit einem Lächeln. Heute Abend war nicht der rechte Zeitpunkt für eine Auseinandersetzung.

»Freut mich, Sie zu sehen, Mark. Signy. Ich bin froh, dass Sie sich die Zeit nehmen konnten.«

»Das wollten wir nicht verpassen.« Seine Lippen verzogen sich zu einem kurzen Lächeln.

Signy, die mit ihrem roten Kleid und ihrer Model-Figur allgemeine Aufmerksamkeit erregte, murmelte auch etwas und gönnte Diane ein Lächeln, das mehr spöttisch als höflich wirkte. Diane wandte sich ihren anderen Gästen zu. Kenneth Meyers, der Vorstandsvorsitzende von NetSoft, und seine Frau Katherine hatten kurz nach den Graysons den Raum betreten.

»Scheint ganz schön voll zu werden.« Kenneth schüttelte Diane herzlich die Hand. Er war sportlich schlank und sonnengebräunt, ein völliger Gegensatz zu seiner schwächlichen, blassen Frau. »Waren Sie mit der Arbeit von CyberUniverse zufrieden?« Es war kein Geheimnis, dass Kenneth darüber nachdachte, diese aufstrebende Firma zu kaufen.

»Sie haben eine erstklassige Arbeit abgeliefert. Ich bin von ihnen sehr angetan«, erzählte ihm Diane. »Sie müssen sich ihre Animationen unbedingt anschauen.«

Sie begrüßte jeden einzelnen Gast – Vorstandsmitglieder, Sponsoren, die Crème de la Crème der Gesellschaft von Rosewood. Dann begannen die Musiker, ein Streichquartett von Brahms zu spielen.

Schließlich traf Frank in Begleitung seines Sohnes Kevin, seiner Exfrau Cindy und deren Mann David Reynolds ein. Er

sah in seinem Smoking ausgesprochen gut aus.

»Tut mir Leid«, entschuldigte er sich. »Ich kam erst ziemlich spät aus Columbus zurück.«

»Das ist schon in Ordnung.« In Wirklichkeit war sie überrascht und erfreut, dass er es überhaupt noch geschafft hatte.

Franks Exfrau war blond, zierlich und sah in ihrem schlichten, langen, schwarzen Kleid und ihrer Perlenkette einfach großartig aus. David – groß, attraktiv und freundlich – wollte gar nicht mehr aufhören, Dianas Hand zu schütteln, während er ihr erzählte, wie sehr er sich über ihre Einladung freue.

»Ganz meinerseits.«

Kevin, der voller Stolz seinen Smoking und seinen neuen Haarschnitt zur Schau stellte, gab Diane feierlich die Hand.

»Frank hat mir erzählt, dass du dich für die forensische Anthropologie interessierst.«

»Ich interessiere mich für Knochen und Detektivarbeit. Machen Sie so etwas?«

»Früher habe ich so etwas gemacht.«

»Und zwar ausgesprochen gut.« Diane fühlte, wie sich ein schwerer Arm um ihren Hals schlang.

»Harvey Phelps, wie geht es Ihnen?«

Diane schenkte ihm ein strahlendes Lächeln und lehnte sich an ihn, als er sie auf die Wange küsste. Unabhängig davon, dass er einer der wichtigsten Sponsoren des Museums war, mochte ihn Diane wirklich – seine laute Stimme, seine schlechten Witze, einfach seine ganze Art. Er saß im Museumsvorstand, hatte bereits Milo stark unterstützt und seine Unterstützung danach auf sie übertragen.

»Mir geht es besser, als ich es verdiene. Ich bin begeistert über Ihre Arbeit hier. Das sieht einfach gut aus – und zwar alles.«

»Wirklich, Diane, es ist großartig, was du hier geleistet hast.«

Laura Hillard war Psychiaterin und Dianas älteste Freundin. Ihre Freundschaft ging zurück auf ihre Kindertage in Rosewood. Laura war in ihrem dunkelblauen Kleid und den hochgesteckten blonden Haaren eine strahlende Erscheinung. Als sie Diane ganz leicht auf die Wange küsste, flüsterte sie ihr zu: »Ganz egal, was Signy Grayson sagt.« Ihre blauen Augen funkelten, als sie lachte. Mark Grayson war Lauras Exmann. Nach dreijähriger Ehe hatten sie sich wegen »unüberbrückbarer Differenzen« getrennt. Die unüberbrückbaren Differenzen waren Marks Freundinnen gewesen, die Laura nicht länger zu dulden bereit war.

Lauras Lachen war so ansteckend, dass Diane einfach mitlachen musste. »Die Mitarbeiter und die Studenten haben hart gearbeitet, damit alles rechtzeitig fertig wurde.«

»Das Catering ist hervorragend. Ich mag vor allem die Eisskulptur. Ich wünschte, Milo könnte das sehen. Er wäre begeistert über die Art, wie du seine Arbeit fortführst.« Laura beugte sich vor und flüsterte ihr ins Ohr: »Pass auf Mark auf. Er sucht die Anwesenden heute Abend in seinem Sinne zu beeinflussen.«

»Milo würde sich hier ganz wie zu Hause fühlen.« Harvey Phelps deutete mit seinem Glas auf das Mammut.

Laura und Harvey schauten gedankenverloren in die gleiche Richtung. »Armer Milo«, sagte Harvey schließlich. »Genau hier ist er gestorben.«

»Hier, wo genau?«

»Wo das Mammut steht«, entgegnete Laura.

Milo Lorenzo war Dianas Vorgänger gewesen, der sie auch noch angeworben hatte. Die meisten Renovierungen und Ideen für die Neuausrichtung der Ausstellung gingen auf Milo zurück.

Sein Traum war es gewesen, RiverTrails altmodische Auffassung eines Naturkundemuseums durch ein modernes,

zeitgemäßes Museumskonzept zu ersetzen – an die Stelle puren Sammelns und Katalogisierens einzelner Exponate sollte eine interaktive, forschungsorientierte und der Weiterbildung der Besucher dienende Museumsstruktur treten. Auch die Baupläne, über die sich Donald so sehr beklagt hatte, stammten noch von ihm.

»Hier hatte er seinen Herzanfall?«, fragte Diane. Sie erinnerte sich noch genau an das letzte Telefonat, das sie mit ihm geführt hatte. Er hatte sie aufgefordert, so schnell wie möglich ihren Job in Südamerika zu beenden und hier in Rosewood ihre neue Stelle als seine Stellvertreterin anzutreten. Zwei Tage später war er dann gestorben.

Laura und Harvey nickten. »Wenn der alte Junge schon sterben musste«, sagte Harvey, »war das für ihn vielleicht die richtige Stelle.«

Diane überließ Laura und Harvey ihren Erinnerungen an Milo, ging hinüber zum Podium, das vor dem Skelett des Riesen-Kurzschnauzenbärs stand, und ergriff das Mikrofon, das man dort für sie installiert hatte. Sie machte dem Streichquartett ein Zeichen, mit dem Spielen aufzuhören. Als die Musik plötzlich verstummte, beendeten auch die Gäste schlagartig ihre Gespräche.

»Noch einmal herzlich willkommen. Ich bin erfreut, die Mitglieder unseres Vorstands, unsere besten und großzügigsten Sponsoren und alle anderen verehrten Gäste zu diesem Empfang anlässlich der Eröffnung unseres Pleistozän-Saals begrüßen zu dürfen.

Die meisten von Ihnen kannten Milo Lorenzo und seine Pläne für dieses Museum. Es erfüllt mich mit großer Freude, Ihnen zeigen zu können, was wir unternommen haben, um seinen Traum Wirklichkeit werden zu lassen. Ich danke jedem Einzelnen von Ihnen für seine Hilfe und Unterstützung, die all

dies erst ermöglicht haben.«

Diane musterte die Gesichter ihrer Zuhörer und fragte sich, ob ihre Worte einen Sinn ergeben hatten. Sie hasste es, in der Öffentlichkeit reden zu müssen, und hatte ständig diese Angstvorstellung, dass sie mitten in ihrer Rede plötzlich nur noch unverständliche Silben ausstoßen würde. Aber alle klatschten, und so konnte sie voller Erleichterung das Podium verlassen und sich ihren Weg durch dieses Meer von Smokings, Abendkleidern und Champagnergläsern bahnen und sich unter die Gäste mischen.

Dieser Small Talk und dieses ständige Lächeln empfand sie als äußerst ermüdend. Sie fühlte sich bereits wie ein Formwandler aus einem Science-Fiction-Film, der seine jeweilige Gestalt zu lange beibehalten musste. Dabei fing der Abend ja erst an. Zumindest schien sich jedermann gut zu amüsieren. Und die neuen Ausstellungsstücke schienen auf echtes Interesse zu stoßen. Und der Erfolg der neu gestalteten Ausstellung war nun mal das Wichtigste an diesem Abend.

Auf ihrem Rundgang machte sie Halt, um kurz mit Gary, Leslie und Samantha zu sprechen, die ihren stolzen Eltern gerade das Faultierskelett zeigten.

»Sie haben alle großartige Arbeit geleistet«, beteuerte Diane gegenüber den Eltern. »Es ist wirklich ein tolles Faultier geworden.«

»Heißt das, wir bekommen eine Eins?«

Diane nickte. »Aber klar.« Sie lächelte, als ein Vater ein Foto von ihr und den Studenten vor dem Hintergrund des riesigen Skeletts machte.

Als sie gerade den Pleistozän-Saal verließ, begann das Quartett ein Stück aus der *Peer-Gynt-Suite* zu spielen. Diane erstarrte. Ihr Herz schlug bis zum Hals. Sie hielt sich am Rand eines großen Pflanzkübels fest, um nicht in Panik aus dem

Gebäude zu laufen.

Dianes Körper wurde von Angst und Kummer geschüttelt. *Ich bin im Museum*, sagte sie sich immer wieder vor. Die Musik schien sie zu verhöhnen, wurde immer lauter und lauter, bis die Geigen sie direkt anzuschreien begannen. Sie wollte zurückschreien, sie sollten endlich aufhören, aber sie stand einfach still da, ballte ihre Fäuste, holte tief Atem, wartete noch ein Weilchen, drehte sich dann langsam um und schaute die Musiker und die Gäste an. Alle wirkten vollkommen normal. Plötzlich war die Musik zu Ende. Nur noch das Klatschen war zu hören. Diane kam allmählich wieder zu sich. Schließlich gelang es ihr, wenn auch auf noch etwas unsicheren Füßen, zum Quartett hinüberzugehen.

»Dieses Stück stand aber nicht auf der Liste«, sagte sie, um einen beiläufigen Ton bemüht. Es schien ihr nicht gelungen zu sein, denn die Musiker schauten recht betroffen drein. Sie hatten offensichtlich das Gefühl, etwas falsch gemacht zu haben, ohne zu wissen, was.

»Aber es stand doch auf Ihrem Zettel«, sagte Alix. Sie blätterte ihre Noten durch und hielt Diane ein Stück Papier entgegen.

Diane nahm es an sich. Auf Museumspapier hatte jemand handschriftlich notiert: *»Bitte spielen Sie heute Abend auch ›In der Halle des Bergkönigs‹ aus der Peer-Gynt-Suite.«* Darunter standen ihre Initialen.

»Es lag hier, als wir nach unserer ersten Pause zurückkamen. Glücklicherweise gehört ein Arrangement dieses Stückes zu unserem Repertoire. Also ... stimmt was nicht damit?«

Diane zwang sich ein Lächeln ab und schüttelte den Kopf. »Nein, alles in Ordnung. Jemand von den Mitarbeitern wollte es wohl hören. Sie benutzen öfters meinen Namen, wenn sie etwas

bestellen.« *Sie machen sich sogar offensichtlich einen Spaß daraus.* »Das Konzert war hervorragend. Zahlreiche Gäste haben Sie sehr gelobt, und Mrs. Harris möchte mit Ihnen über einen Auftritt in ihrer Bibliothek sprechen.«

»Das wäre großartig. Wir sind Ihnen für diese Gelegenheit sehr dankbar, Dr. Fallon«, sagte Alix, und die drei anderen ließen ein zustimmendes Murmeln hören, bevor sie ihre Bogen wieder in die Hand nahmen und ihr nächstes Stück begannen.

Diane drehte sich um und musterte ihre Gäste. Sie aßen, redeten miteinander oder schauten sich die Ausstellung an. Niemand blickte in ihre Richtung. Sie mischte sich unter die Menge, wobei sie den gefalteten Notizzettel noch in der Hand hielt, und lächelte jeden an, der ihr begegnete. Wenn es Unruhestifter oder heimliche Feinde gab, dann gaben sie sich jedenfalls nicht zu erkennen.

Frank, sein Sohn und seine Exfrau betrachteten gerade eine Computeranimation des zurückweichenden Laurentischen Eisschilds, dessen Abschmelzen das Zeitalter des Pleistozäns beendete. Bei Franks Anblick löste sich Dianas Anspannung. *Was für eine dumme Reaktion. Da war doch gar nichts. Einer von den Mitarbeitern wollte einfach dieses Musikstück hören. Es ist ja auch sehr bekannt.*

Sie wollte auf Frank zugehen, als sie meinte, ihren Namen gehört zu haben. Sie schaute in die Richtung, aus der die Stimme gekommen war. In der Nähe des *Bison antiquus* stand eine Gruppe von Vorstandsmitgliedern, Sponsoren und örtlichen Immobilienmaklern ins Gespräch vertieft beisammen, die von weitem wie eine Herde von Kaiserpinguinen aussah. Unter ihnen befand sich auch David Reynolds, Cindys Ehemann. Diane hegte den Verdacht, das Paar habe nur deshalb durch Frank eine Einladung ergattern wollen, damit David die führenden Leute in Rosewood kennen lernen konnte.

Langsam ging sie auf die Gruppe zu.

»Ah, Diane«, sagte Mark Grayson. »Wir haben gerade über Sie gesprochen. Großartige Party. Ich habe ein paar gute Neuigkeiten.«

Mark streckte den Arm aus, als ob er ihn um Dianas Schulter legen wollte. Sie blieb jedoch gegenüber von Mark neben Harvey Phelps stehen. Der Arm griff dadurch ins Leere. Donald war auch da. Diane spürte, wie er sie ansah. Sie fragte sich, ob er hinter dieser falschen Bestellung im Wert von fast 150 000 Dollar steckte und eventuell sogar ihre Unterschrift nachgemacht hatte. Donald war ein guter Zeichner. Aber war er deswegen schon fähig, eine Unterschrift zu fälschen?

»Gute Neuigkeiten?«, fragte sie Mark. Sie bemerkte, dass Harvey eine seiner buschigen Augenbrauen hochzog. »Welche denn?«

»Der Preis des alten Vista-Gebäudes ist bedeutend gesunken.«

»Und?«, stieß Diane nach.

»Mit seinen Panoramafenstern, seinen großen Räumen und seiner zentralen Lage würde es ein großartiges Museum abgeben. Der Vorstand könnte diesen Bau hier für einen erstklassigen Preis verkaufen. Es bliebe dann sogar noch Geld für ein paar weitere Dinge auf Milos Wunschliste übrig.«

»Ich habe mir das Vista angeschaut. Dort gibt es nur einen großen Saal. Die übrigen Räume sind viel zu klein für unsere Bedürfnisse. Es gibt keinen Platz, um im Außenbereich einen Naturlehrpfad anzulegen, und ich vermute, der Preis ist gesunken, weil das Ganze schwer verkäuflich ist. Immerhin liegt es am Rande eines Viertels mit einer außerordentlich hohen Verbrechensrate. Außerdem hat uns die Renovierung dieses Gebäudes hier ganz schön viel gekostet, und ich glaube, es hat sich gelohnt.«

Marks Gesicht verhärtete sich. Die anderen schauten in ihre Gläser. »Dieses Gebäude ist viel zu groß für unseren Bedarf. Außerdem könnte uns die steile Anfahrt im Winter Probleme bereiten«, fügte er hinzu. »Sie könnte eine Gefährdung für die vielen Schulbusse darstellen.«

Harvey Phelps gab ihm einen Klaps auf die Schulter. »Also ich weiß nicht, Mark. Wir haben schon seit Jahren keinen richtigen Winter mehr gehabt.«

Diane drückte Harvey ganz leicht am Arm und ließ die Gruppe sich allein über das örtliche Wetter unterhalten. Sie suchte nach Frank und Kevin.

»Na, ihr beiden, amüsiert ihr euch gut?«, fragte sie.

»Ganz prima«, antwortete Kevin für beide. »Gibt's hier auch irgendwo menschliche Knochen?«

»Aber ja. Übrigens sind die meisten unserer Modelle aus Abgüssen von richtigen Skeletten entstanden. Es sind also keine echten Knochen, aber exakte Repliken. Wir haben eine nette Ausstellung über den *Homo sapiens* und seine entfernten Vorfahren im Primatensaal eingerichtet.«

»Haben Sie auch Knochen von Mordopfern?«

Diane schüttelte den Kopf. »Dies ist ein Naturkundemuseum. Hier gibt es Felsen, Muscheln, Insekten, Dinosaurier, Säugetiere und Pflanzen. Aber keine Morde.«

»Warum haben Sie aufgehört, Morde zu untersuchen?«, fragte er dann.

»Kevin!«, warnte ihn seine Mutter.

»Ja, Diane, warum haben Sie eigentlich damit aufgehört?« Es war Gordon Atwell, der diese Frage stellte, der Chef der Hausbank des Museums.

»Dieses Herumreisen durch die ganze Welt wurde langsam ermüdend. Ich wollte mich an einem Ort niederlassen und zur Abwechslung mal ein ganz normales, ruhiges Leben führen.«

»Ich nehme an, ein Massengrab gleicht dem anderen, oder?«
Er klopfte ihr auf die Schulter. »Da drüben steht Amberson. Ich muss mal mit ihm sprechen.«

Diane war froh, als er fort war.

»Welche Schulfächer sind wichtig, wenn ich später etwas mit Knochen machen will?«, fragte Kevin.

»In welcher Klasse bist du?«

»In der achten.«

»Du solltest in den naturwissenschaftlichen Fächern, vor allem Biologie, gut sein. Dann brauchst du mathematische Kenntnisse. Später wird die Chemie wichtig. Und dann solltest du natürlich möglichst viel über Knochen lernen.«

Kevin runzelte die Stirn. »Warum brauche ich Mathe?«

»Bei dieser Arbeit ist viel Ausmessen und Berechnen nötig. Die einzelnen Knochen stehen in einem ganz bestimmten unveränderlichen Größenverhältnis zueinander. Du erhältst genauso viele Informationen aus Größentabellen und Verhältnisberechnungen wie aus der konkreten physischen Untersuchung der Knochen selbst.«

»Du hättest erleben sollen, was sie mir über ein einziges Schlüsselbein alles mitteilen konnte. Viel hätte nicht gefehlt, und sie hätte mir mitgeteilt, was der Typ als letztes gegessen hat«, sagte Frank grinsend.

Diane stimmte in das Lachen der anderen mit ein, als ihr plötzlich ein Gedanke kam. Sie schaute Frank an. »Ich glaube, ich kann dir tatsächlich sagen, was er gegessen hat.«

Frank schien einen Moment lang geschockt. »Ich habe nur Spaß gemacht. Du meinst, du könntest das wirklich feststellen? Anhand dieses Knochens?«

»Nicht seine letzte Mahlzeit, aber wir könnten einiges über seine Ernährungsgewohnheiten herausfinden, das helfen könnte, ihn zu identifizieren.«

»Wie?«, fragte Kevin. »Wie können Sie feststellen, was er gegessen hat, wenn Sie seinen Knochen untersuchen?«

»Man muss das Kollagen, einen der Bestandteile des Knochens, herauslösen und es durch sehr starke Erhitzung in einen gasförmigen Zustand bringen, damit ein Massenspektrometer die chemischen Elemente und Verbindungen im Kollagen feststellen kann.«

»Mann. Ich möchte wirklich forensischer Anthropologe werden.«

»Tatsächlich werde ich einen physischen Anthropologen damit beauftragen. Auch er beschäftigt sich unter anderem mit Knochen, aber ohne die ganze Verbrechenskomponente. Das entsprechende Verfahren nennt man stabile Isotopenanalyse. Mit dieser Methode hat man bereits die Nahrungsgewohnheiten des Neandertalers herausfinden können. Im Primatensaal werden wir ein Computerprogramm installieren, das dieses Verfahren näher erklärt.«

»Aber wie findet man denn nun genau heraus, was er gegessen hat?«, hakte Kevin ungeduldig nach.

»Habt ihr schon die Isotope in der Schule durchgenommen?«

»Eigentlich schon.«

»Dann weißt du ja, dass Isotope die verschiedenen Atomkernsorten desselben Elements sind.«

»Ja ...«

»Du weißt sicher, dass man das Kohlenstoff-14-Isotop zur Datierung von Gegenständen benutzt. Kohlenstoff 14 ist ein instabiles Isotop – es ist radioaktiv und zerfällt mit der Zeit. Da seine Zerfallsrate konstant ist, kann man durch eine Messung des Isotopenzerfalls feststellen, wie alt eine Sache ist. In Wirklichkeit ist das zwar etwas komplizierter, aber grundsätzlich geht man genau so vor.«

Kevin nickte. Diane versuchte herauszufinden, ob ihn diese

ganze Wissenschaft nicht doch überforderte. Aber da er immer noch aufmerksam zuzuhören schien, fuhr sie fort.

»Kohlenstoff hat auch zwei stabile Isotope, die nicht zerfallen. Genauso ist es mit dem Stickstoff. Und jedes dieser Isotope kommt in unterschiedlichen Verhältniszahlen in den verschiedenen Arten von Nahrungsmitteln wie Gemüse, Fleisch oder Fisch vor. Wenn wir diese Dinge essen, lagern wir die Isotope in unseren Knochen ein. Das bedeutet, dass wir diese Isotope in ihren jeweiligen Verhältniszahlen mit einem Massenspektrometer feststellen können und wir dann möglicherweise herausfinden, was ein Mensch in seinem ganzen Leben gegessen hat. Wie bei den Kohlenstoff-14-Tests ist das Ganze etwas komplizierter, aber du hast sicherlich den grundsätzlichen Vorgang begriffen. Bei diesem Knochen dürfte das allerdings nicht so einfach sein. Die meisten Menschen in den Vereinigten Staaten haben ungefähr dieselben Nahrungsgewohnheiten. Aber eine Analyse kann uns vielleicht doch etwas mehr Informationen über dieses Individuum liefern. Vielleicht haben wir Glück, und er hat sein ganzes Leben lang nur rotes Fleisch und Kartoffeln gegessen.«

»Kevin, komm mal her und schau dir das an.« David Reynolds wollte seinem Stiefsohn eine der Computeranimationen zeigen. Kevin zögerte etwas, da er Diane gerne weiter zugehört hätte, aber seine Mutter Cindy zog ihn weg und ging mit ihm hinüber zu ihrem Mann, der sich gerade den Trickfilm über das Mammut anschaute.

»Das ist faszinierend«, sagte Frank. »Ich schlage dieses Verfahren der Polizei von Rosewood vor, wenn ich ihnen den Knochen übergebe.«

»Hast du dich schon mit deinen Freunden in Verbindung gesetzt?«, fragte ihn Diane.

Er schüttelte den Kopf. »Noch nicht. Ich habe versucht, sie

anzurufen. Ich glaube, George hat erwähnt, er sei einige Tage nicht in der Stadt. Er sollte allerdings inzwischen wieder zurück sein. Ich werde ihn morgen mal besuchen.«

Sie wurden von den gedämpften Tönen der »Ode an die Freude« unterbrochen, die aus Franks Jackett drangen.

»Ich hätte dieses Ding daheim lassen sollen«, grummelte Frank. Er ging ein paar Schritte beiseite, um den Anruf entgegenzunehmen.

Diane behielt ihn im Blick. Plötzlich sah sie, wie seine Arme heruntersanken, er sich an eine Säule lehnte und dann mit der Hand über das Gesicht fuhr. Sie ging zu ihm und fasste ihn am Arm.

»Frank?«, fragte sie. »Bist du in Ordnung?«

Er schüttelte den Kopf. »Ich muss gehen. Es geht um George und Louise. Das Paar, das seine Tochter vermisst. Die beiden und ihr Sohn wurden tot in ihrem Haus aufgefunden.«

»Tot?«, flüsterte Diane. »Was ist passiert?«

»Ich weiß es nicht. Ich fahre jetzt dorthin. Schau, Diane, ich muss ...«

»Ist schon in Ordnung. Tu, was du tun musst.« Sie brachte ihn zur Tür. »Es tut mir so Leid.«

»Ich rufe dich später an. Sag Kevin, dass ich dringend wegmusste. Der arme Junge ist daran gewöhnt, dass ich mitten in einer Veranstaltung plötzlich verschwinde.« Er küsste sie auf die Wange. Diane schaute ihm nach, bis er den Parkplatz erreichte. Dann schloss sie die Tür.

Tot – eine ganze Familie einfach ausgelöscht. Sie presste ihre Handfläche an die Tür, um sich zu beruhigen. Eine vermisste Tochter, und jetzt das. Ein leichtes Tippen auf ihre Schulter ließ sie hochfahren.

»Entschuldigung, Doc.« Es war Jake Houser, der Sicherheitsmann. »Ich wollte Sie nicht erschrecken.«

»Ist alles in Ordnung?«

»Alles bestens. Ich wollte Ihnen nur sagen, dass das Telefon in Ihrem Büro lange geklingelt hat. Normalerweise hätte ich das nicht erwähnt, aber wer immer es war, er war ganz schön hartnäckig.«

»Danke. Ich schaue auf dem Apparat nach, wer der Anrufer war.«

»Oh, und ...« Er grinste über beide Ohren. »Mein Sohn ist auch hier. Als Gast von Kenneth Meyers. Er hat einen Ferienjob bei ihm bekommen. Ich würde Sie beide gerne miteinander bekannt machen.«

»Das würde mich freuen. Lassen Sie mich erst noch etwas erledigen, dann komme ich darauf zurück. Ich hörte gestern, wie Sie Frank von ihm erzählten. Sie können wirklich stolz auf ihn sein.«

»Stolz ist noch stark untertrieben. Dylan ist ein großartiger Junge. Es ist heutzutage ja keine Selbstverständlichkeit mehr, wenn die Kinder so gut geraten. Ich bin stolz – und dem Schicksal dankbar. War das Frank, der da gerade gegangen ist?«

»Er musste dringend weg. Freunde von ihm hat man in ihrem Haus tot aufgefunden.«

Jakes bisher so glückliches Gesicht verdüsterte sich schlagartig. »Wissen Sie, wer es ist?«

»Ich glaube, sie heißen George und Louise Boone. Und ihr Sohn Jay.«

Jake wich zurück und lehnte sich an die Wand. Sein Mund stand offen. »George und Louise. Ich kenne sie. Ich spiele Poker mit George. Sind Sie sicher?« Er griff nach seinem Handy. Als es im selben Moment zu klingeln anfang, ließ er es beinahe fallen. »Houser hier.«

Diane beobachtete, wie sich sein Gesicht noch weiter

verfinsterte.

»Ich komme gleich.« Er hielt die Hand über die Sprechmuschel.

»Mein Gott, es ist wahr. George, Louise, und Jay auch. Sie brauchen mich drunten im Revier. Sie haben nicht genug Leute. Ich weiß, Sie haben bisher schon viel Verständnis für mich bewiesen ...«

»Ist schon recht. Informieren Sie Leonard, dass Sie früher gehen müssen. Ich glaube, ich habe ihn vor kurzem in die oberen Stockwerke hinaufgehen sehen.«

»Danke, Doc. Vielen Dank.« Er zögerte, und es sah so aus, als ob er noch etwas sagen wollte. Doch dann nahm er über sein Walkie-Talkie Kontakt zu Leonard auf.

Diane ging in ihr Büro. Sie wollte gerade ihren Anrufbeantworter abhören, als das Telefon wieder zu läuten begann. Und plötzlich verspürte sie Angst. Erst Franks, dann Jays, und nun ihres – hatten sich alle diese Telefone miteinander verschworen, immer neue schlechte Nachrichten zu verkünden? Sie zitterte leicht, als sie den Hörer abhob.

»Diane Fallon«, meldete sie sich mit rauer Stimme.

»Diane. Ich bin froh, dass ich dich doch noch erwische. Ich habe versucht, dich daheim anzurufen.« Es war Gregory. »Wir haben Santos' Spur verloren und glauben, dass seine rechte Hand, Joachim, letzte Woche in die Vereinigten Staaten eingereist sein könnte. Ich versuche, das zu überprüfen.«

Diane bekam plötzlich weiche Knie und sank auf ihren Stuhl. »Glaubst du, dass er hierher kommt?«

»Das wissen wir nicht. Wir wissen nicht einmal, ob diese Informationen überhaupt zutreffen. Du weißt ja, wie schwierig es ist, so etwas zu überprüfen. Aber ich finde es heraus. Ich wollte dich nur warnen. Ich will dir auf keinen Fall Angst machen, Diane. Ich hätte dich vielleicht nicht einmal angerufen, aber ich

dachte mir, du könntest diese Nachricht aus einer anderen Quelle erfahren.«

»Ist das Team immer noch unten?«

»Ich habe sie zurückgerufen ... vorerst einmal. Sie glauben, dass sie zwei weitere Massengräber gefunden haben, aber ich möchte nicht mit den Ausgrabungen beginnen, bevor sich die Lage nicht etwas beruhigt hat.«

Gregory war also besorgter, als er zeigen wollte. »Gibt es noch andere neue Entwicklungen?«, fragte sie ihn.

»Ich weiß es nicht. Präsident Valdividia hat einem seiner Freunde erzählt, er werde bald einen längeren Urlaub antreten. Du weißt ja, wie unsicher die Lage in Puerto Barquis in den letzten Monaten war.« Er machte eine kleine Pause. »Ich vermute, er glaubt, es sei Zeit, sich in Sicherheit zu bringen.«

»Hier ist gerade etwas ziemlich Beunruhigendes passiert.«

»Hat es etwas mit Santos zu tun? Worum handelt es sich?«

Diane erzählte ihm von dem Empfang, der Musik und dem Notizzettel.

Es verging eine gewisse Zeit, bevor er antwortete. »Es könnte natürlich auch Zufall sein.«

»Höchstwahrscheinlich sogar«, antwortete sie ihm. »Aber wenn nicht, was sollte dann das Ganze? Was wollte derjenige damit bezwecken?«

»Denjenigen Angst einzujagen, die deinen Platz eingenommen haben.«

»Natürlich. Wenn er zeigen kann, dass er an jeden von uns herankommt, wo immer wir auch gerade sind, wäre dies eine äußerst wirksame Einschüchterung. Aber vielleicht hat es auch gar nichts mit ihm zu tun. Hier gehen auch noch andere Dinge vor, Dinge, die mit dem Museum zu tun haben.« Sie holte die Faxprotokolle aus ihrer Schreibtischschublade und erzählte ihm die Geschichte von der doppelten Bestellung. »Es könnte ein

ungeschickter Versuch sein, mich in Misskredit zu bringen.«

»Du glaubst also nicht, dass es etwas mit Santos zu tun haben könnte?«

»Das ist äußerst unwahrscheinlich. Einige Leute üben hier Druck auf mich aus, das Museum zu verlegen und das jetzige Gebäude an Immobilienunternehmer zu verkaufen. Damit hängt es wohl eher zusammen. Ich kann mir nicht vorstellen, dass er extra jemanden hierher schickt, nur um eine meiner Bestellungen zu kopieren.«

Die beiden mussten einen Moment lang kichern. Auf Diane wirkte das wie frische Luft.

»Und das Quartett? Hat das auch etwas mit der Situation in deinem Museum zu tun?«

»Ich glaube, das war einfach purer Zufall. Ich kann mir nicht vorstellen, dass irgendjemand hier etwas über den Hintergrund dieses Musikstücks weiß.«

»Leute finden die seltsamsten Dinge heraus. Arbeitet jemand aus Südamerika in deinem Museum?«

»Ja, da gab es einen Doktoranden und einen Labortechniker, aber ich habe keinen Grund, sie zu verdächtigen. Außerdem stammten beide aus Venezuela.«

»Ich glaube, das mit der Musik war tatsächlich ein unglücklicher Zufall, aber wir sollten keinerlei Risiken eingehen. Wir dürfen es nicht zulassen, dass sich Leute wie er an humanitären Helfern rächen können. Schon gar nicht in deren Heimat. Ich informiere die Leute, die ihn beobachten.«

»Das Ganze ist manchmal so hart.« Tränen liefen ihr über die Wangen.

»Ich weiß. Aber denk immer daran, du hast viele gute Freunde. Du kannst mich jederzeit anrufen.«

»Ich danke dir, Gregory.«

Sie legte den Hörer auf. Wer auch immer die falsche

Bestellung abgegeben hatte, damit konnte sie umgehen. Aber sie war sich nicht sicher, ob sie es auch so leicht nehmen würde, wenn sich herausstellte, wer dem Quartett diesen Notizzettel hingelegt hatte. Wenn das mit der Musik kein Zufall war, dann war es hässlich und gemein gewesen. Schließlich stand sie auf, um zum Empfang zurückzukehren. Plötzlich hörte sie ein Geräusch in Andies Büro, das direkt neben dem ihren lag.

Diane suchte in ihrem Schreibtisch nach einer Waffe. Alles, was sie finden konnte, war ein mit Mayasymbolen verzierter Brieföffner. Sie nahm ihn und versuchte sich über ihre nächsten Schritte klar zu werden. Sollte sie Leonard rufen? Der war wohl immer noch im oberen Stock. Das Ganze war einfach lächerlich. Es war wahrscheinlich Andie selbst. Sie legte den Brieföffner zurück auf ihren Schreibtisch, ging hinaus auf den Flur zur Tür von Andies Büro. Wenn sie es vom Flur aus betrat, blieb ihr ein Rückzugsweg offen, und jemand würde notfalls ihre Hilferufe hören.

Sehr vorsichtig öffnete sie die Tür. Eine von der Schreibtischlampe schwach beleuchtete Gestalt war gerade dabei, Andies Schreibtischschublade zu durchstöbern.

Diane machte die Deckenbeleuchtung an und sah, wie die gebückte Gestalt hochschreckte und sich mit der Hand an die Brust fasste.

»Oh ... Dr. Fallon ... Haben Sie mich aber erschreckt.«

»Da sind wir dann schon zwei. Kann ich Ihnen helfen?« Diane entspannte sich und war erleichtert, dass sie den Maya-Brieföffner nicht mitgenommen hatte. Der Eindringling war Melissa, die zweite Geigerin des Streichquartetts. Melissa strich eine Strähne ihres hellbraunen lockigen Haars aus der Stirn. »Ihre Assistentin Andie erzählte mir, sie habe etwas extrastarkes Aspirin in ihrer Schublade.« Sie hielt ihr Andies Schlüssel vor die Nase, als wolle sie dadurch beweisen, dass Andie ihr erlaubt habe, in ihrem Schreibtisch herumzukramen.

»Ich kann mir vorstellen, dass dieses stundenlange Spielen Kopfschmerzen verursacht.«

Melissas blaue Augen blickten erleichtert. »Das können Sie laut sagen. Das, und manche Leute. Einer hat uns doch tatsächlich gefragt, ob wir nicht ›Memory‹ spielen könnten.«

Diane lachte. »Als Nächstes möchten sie noch einen Karaoke-Abend im Museum veranstalten.«

»Hier sind sie ja.« Sie schüttete sich zwei Tabletten in die Hand und stellte dann das Fläschchen zurück in die Schublade.

»Direkt vor der Tür gibt es einen Trinkwasserspender.«

Als Melissa an Diane vorbei Andies Büro verließ, blieb der Duft ihres schweren Parfüms zurück. Sie schluckte die beiden Tabletten, spülte mit Wasser nach und atmete tief durch. »Wir sind Ihnen wirklich dankbar, dass Sie uns eingeladen haben. Es sind schon einige Gäste an uns herangetreten, die uns engagieren wollen.«

»Es überrascht mich nicht, dass die Leute beeindruckt sind.

Die Musik war wirklich wunderbar.«

Diane bemerkte plötzlich, dass Melissa unter ihrem sorgfältig aufgetragenen Make-up ein blaues Auge hatte. Bei einem kurzen prüfenden Blick auf ihre Arme entdeckte sie keine weiteren blauen Flecken. Allerdings hatte ihr dunkles, bodenlanges, ärmelloses Kleid einen Rollkragen. Diane bekämpfte den Drang, den Kragen etwas herunterzuziehen und Melissas Hals zu begutachten.

Ich habe viel zu viel Zeit damit verbracht, Missbrauchsspuren zu untersuchen. Sie musste sich endlich um ihre eigenen Angelegenheiten kümmern, und das war jetzt das Museum und nicht mehr das, was Menschen ihren Mitmenschen antaten. Trotzdem machte ihr der Gedanke zu schaffen, dass sie für die Opfer immer zu spät kam. Wenn sie sie zum ersten Mal sah, waren sie nur noch Knochen und verwesenes Fleisch. Es wäre schön gewesen, wenn sie nur ein einziges Mal eine Gräueltat hätte verhindern können.

»Dieses blaue Auge muss aber ziemlich wehtun«, sagte Diane und ließ ihre Worte erst einmal wirken.

Melissa war jung, schüchtern, und an diesem Abend war Diane ihre Auftraggeberin – alles gute Gründe, zu erzählen, was passiert war, selbst wenn sie dazu lügen musste.

»Ja, das tut es, manchmal zumindest. Ich war einfach ungeschickt«, entgegnete Melissa schließlich. »Das Ganze ist beim Krafttraining passiert. Ich muss meine Arme trainieren, um so lange Geige spielen zu können. Es ist unglaublich, wie viel Kraft und Ausdauer man braucht, um die Arme stundenlang oben zu halten. Ich weiß nicht, wie das Lacy so lange mit ihrer Bratsche schafft. Egal, neulich habe ich mir mit einem Handgewicht selbst ins Gesicht geschlagen und bin dabei fast k.o. gegangen.«

Melissa lachte über sich selbst, aber Diane meinte, ein

leichtes Zittern in ihrer Stimme zu hören. Außerdem deuteten solche langen, übergenaue Erklärungen oft darauf hin, dass der Erzähler log.

»Was für ein Pech, und dann noch so kurz vor dem Auftritt. Ich hoffe, es heilt schnell.« Diane ließ es dabei bewenden. Aber da ihre Freundin Laura Melissas Familie kannte, würde sie ihr die ganze Geschichte erzählen.

Diane vergewisserte sich, dass die Bürotüren wieder abgeschlossen waren, und ging dann zusammen mit Melissa zurück zur Party. Mark Grayson war gerade dabei zu gehen.

»So früh heute?«, fragte ihn Diane.

»Signy bleibt noch etwas. Ich habe noch eine Telefonkonferenz mit Übersee. Nette Veranstaltung. Jeder scheint sich prächtig zu amüsieren. Ich sehe Sie morgen auf der Vorstandssitzung.« Er hieb mit einem Finger durch die Luft. Es hätte eine freundliche Geste sein können, so wie einige Menschen mit den Fingern reden. Aber Diane hatte eher den Eindruck, er richte eine Pistole auf sie. Sie war froh, als sich die Tür hinter ihm schloss.

Melissa hatte ihren Platz im Streichquartett wieder eingenommen, und sie begannen, Dianas Lieblingssatz aus Max Bruchs Violinkonzert in G-Moll zu spielen, das Allegro Moderato. Diane ging zurück in den Pleistozän-Saal, mischte sich unter die Gäste, unterhielt sich mit ihnen, lachte über die schlechten Witze und nippte an ihrem Wein. Ihre Füße taten weh. Sie war es einfach nicht mehr gewohnt, Stöckelschuhe zu tragen.

»Toll!«, rief Andie aus, die hinter ihr den Raum betreten hatte. »Das haben wir großartig hingekriegt, nicht wahr?«

Diane drehte sich um und nickte. »Ja, ich glaube, der Abend ist ein Erfolg. Hin und wieder hatte ich Zweifel, aber es scheint allen zu gefallen. Andie, haben Sie das Quartett gebeten, die

Peer-Gynt-Suite zu spielen?«

»Ich? Nein, ich dachte, Sie hätten das Musikprogramm zusammengestellt.«

»Habe ich auch, aber jemand wollte die Suite hören, und ich habe mich nur gefragt, wer das war.«

Andie zuckte mit den Achseln. Dann tippte ihr ein gut aussehender junger Mann auf die Schultern und zog sie mit sich fort.

Diane ging zum Buffet hinüber. Das Eismammut sah frisch und unaufgetaut aus. Sie fasste seinen Rüssel an und merkte, dass er noch ganz kalt und trocken war.

»Sie haben es gerade eben ausgetauscht«, sagte Donald, der dabei war, seinen Teller mit frischem Kaviar und Crackern zu beladen. »Offensichtlich haben sie mehrere hergestellt. Sie müssen einen begeisterten Eisschnitzer in ihrer Mannschaft haben.« Er verschwand in einer Gruppe von Smokingträgern, bevor sie ihm etwas entgegen konnte.

Signy schien sich auch in Abwesenheit ihres Mannes blendend zu amüsieren. Diane erinnerte die Art, wie sie und ihr rotes Kleid immer wieder in der Menge auftauchten, an eine Cursorspur auf einem Computerbildschirm. Dabei flirtete sie mit den Männern und ignorierte die Frauen. Im Augenblick hatte sie David Reynolds im Visier. Sie lachte gerade über etwas, was er gesagt hatte, wobei sie kokett ihren Kopf zurückwarf. Diane konnte erkennen, wie Cindy, die mit ihrem Sohn neben dem Bisonmodell stand, die Szene mit düsterem Gesicht beobachtete. Frank hatte Diane einmal erzählt, dass Cindy sehr leicht eifersüchtig wurde.

Kevin führte die Computeranimationen gerade einer groß gewachsenen älteren Dame vor, die ein langes, mit Diamanten und Perlen besetztes Seidenkleid trug, das genauso weiß war wie ihr Haar. Es war die unverwechselbare Vanessa Van Ross,

die wichtigste Mäzenin des Museums. Nur Milo Lorenzo hatte in den letzten Jahren mehr Einfluss auf die Entwicklung des Museums gehabt als sie. Diane gesellte sich zu den beiden.

»Diane, Liebes. Ich habe mich schon gefragt, wo Sie stecken. Ich bin gerade einer äußerst unangenehmen jungen Frau begegnet, die mich an eine rote Wunderkerze erinnert hat. Sie hat mich doch tatsächlich mit dem Vornamen angeredet. Mark Graysons Frau. Der Mann hat einfach keinen Geschmack. Ich sollte vielleicht so etwas nicht in Gegenwart eines Jungen sagen. Hören Sie einfach nicht hin, junger Mann.«

Kevin kicherte. Diane küsste sie auf die Wange.

»Es freut mich sehr, Sie zu sehen, Vanessa. Darf ich Sie einen Moment Kevin entführen?«

»Sicher. Junger Mann, können Sie das Ding für einen Moment anhalten?« Vanessa Van Ross und Diane gingen in eine ruhige Ecke.

»Ich verstehe überhaupt nichts vom Immobiliengeschäft«, sagte Diane. »Können Sie mir sagen, warum dieses Objekt hier plötzlich so wertvoll ist? Warum möchte es Mark so dringend haben?«

»Kannten Sie Hollis MacElroy?«

»Den Namen habe ich schon mal gehört. Ein Farmer, der eine Menge Land besitzt?«

Vanessa nickte. »Besaß. Er ist vor drei Monaten gestorben. Nach der gerichtlichen Bestätigung des Testaments möchten die Erben sein Land verkaufen. Es ist ein erstklassiges Gelände und liegt genau neben unserem Museum. Wenn sie für ihre Liegenschaften einen guten Preis erzielen – und das wird der Fall sein –, dann wird auch unser Grundstück beträchtlich an Wert gewinnen. Es heißt, eine japanische Firma wolle hier einen Golfplatz mit Country-Club einrichten.«

»Langsam fange ich an zu verstehen.« Diane schaute auf die

Uhr. Es war etwas nach 20 Uhr 30. Mark würde etwa um 21 Uhr in seinem Büro sein, um von dort sein Überseetelefonat zu führen. In Japan war es jetzt mitten am Vormittag. Also würde Mark wohl jetzt mit japanischen Geschäftsleuten über das Museumsgrundstück sprechen. Sie blickte durch den Raum und fragte sich, wie viele Anwesende wohl auf Marks Seite stünden.

Sie wandte sich wieder Vanessa zu. »Aber es lässt sich doch damit unmöglich so viel Geld erzielen, um den Umzug des Museums und dessen Neueinrichtung bezahlen zu können und darüber hinaus Marks Kumpanen einen Gewinn zu verschaffen.«

»Nur wenn man das Museum übers Ohr haut. Eine andere Möglichkeit sehe ich nicht. Aber ich versichere Ihnen, meine Liebe, dass ich es nicht so weit kommen lasse. Und jetzt vergessen Sie diese ganze Sache für eine Weile. Genießen Sie Ihre Party. Sie haben es verdient.«

Diane versuchte, die Gedanken an Mark Graysons Machenschaften, den Vorfall mit dem Orchester und die doppelte Bestellung beiseite zu schieben. Sie bemühte sich auch, nicht an Frank und das, was er gerade durchmachen musste, zu denken – mitzuerleben, wie eine ganze befreundete Familie ermordet und ausgelöscht wird. Die Dinge, an die sie nicht mehr denken wollte, häuften sich zu einem riesigen Berg verbotener Gedanken auf. Es fiel ihr deshalb nicht leicht, sich unter die Gäste zu mischen, zu lachen und sich belanglosem Small Talk zu widmen.

Sie musterte zum tausendsten Mal die Partygäste und hielt dabei Ausschau nach einer verdächtigen Person, die ein Feind sein könnte. Donald sprach gerade mit den Studenten, die das Faultier zusammengebaut hatten. Auf der Liste derer, die die doppelte Bestellung aufgegeben haben könnten, war er für sie zweifellos die Nummer eins. Signy ließ sich an der Bar wieder

einmal ihr Weinglas füllen.

Neben dem Buffettisch, auf dem sich die Köstlichkeiten immer noch häuften, sprach Laura Ashley mit dem Archivar und einem der neuen Kuratoren. Diane fiel ein, dass sie Laura von Melissas blauem Auge erzählen wollte. Sie trat an sie heran und zog sie unter Entschuldigungen mit sich fort. »Du kennst doch Melissa Gallaghers Familie, nicht wahr?«

»Die kenne ich sehr gut. Wunderbare Leute.«

»Mir fiel auf, dass sie ein blaues Auge hat. Es könnte ein einfacher Unfall gewesen sein, aber ich bin ein misstrauischer Mensch. Sicher eine Folge meines früheren Berufs.«

Laura schaute auf das Quartett und dann wieder auf sie. »Ich sehe, was du meinst. Es waren aber bestimmt nicht ihre Eltern. Das wüsste ich. Vielleicht hat es etwas mit einem Freund zu tun?«

»Ich weiß nicht«, entgegnete Diane. »Leute verletzen sich manchmal auch ganz zufällig.«

»Ich werde ihre Eltern darauf ansprechen.« Beide sahen Melissa beim Geigespielen zu. »Wahrscheinlich steckt gar nichts Besonderes dahinter.« Lauras Blick ruhte noch einen Moment auf Melissa, bevor sie ihre Aufmerksamkeit wieder Diane zuwandte. »Mark Grayson kommt bei einigen Vorstandsmitgliedern ganz gut voran.«

»Das wird ihm nichts helfen, solange er bei mir keinen Erfolg hat.«

»Das weiß er. Er möchte von allen Seiten Druck auf dich ausüben.«

»Soll er doch. Dann ist er wenigstens beschäftigt.« Diane zögerte einen Augenblick. »Laura, ist dir hier jemand aufgefallen, den du nicht kennst?« Laura war eine Besonderheit. Ihre Familie war eine der wenigen, die bereits seit fünf Generationen in dieser Gegend ansässig war.

»Eigentlich nicht.« Sie ließ den Blick noch einmal kurz durch den Raum schweifen. »Was genau meinst du?«

»Gibt es hier irgendwelche Fremde?«

»Nein. Das glaube ich nicht. Vielleicht bei den Leuten vom Partyservice. Warum fragst du?«

Nun, da sie davon angefangen hatte, war sie sich plötzlich nicht mehr sicher, was sie Laura noch erzählen sollte.

»Ich weiß nicht genau. Es hat Unregelmäßigkeiten beim Einkauf gegeben. Ich werde das morgen auf der Vorstandssitzung zur Sprache bringen.«

»Das klingt ja ziemlich mysteriös. Was könnten Fremde mit den Einkäufen des Museums zu tun haben?«

»Ich will einfach nicht glauben, dass die Unregelmäßigkeiten von Leuten begangen wurden, die wir kennen.«

»Also, das klingt jetzt wirklich alarmierend.« Laura runzelte die Stirn.

Diane konnte an ihrem Blick erkennen, dass das Ganze für Laura ziemlich paranoid klang. »Nein nein, es ist nur unerfreulich.« Sie tätschelte Lauras Arm. »Es tut mir Leid, dass ich es heute Abend angesprochen habe. Wir reden morgen weiter darüber.«

Diane quälten plötzlich richtige Hungerkrämpfe. Auf ihrem Weg zum Buffet traf sie auf den Chef von NetSoft, Kenneth Meyers, der einen jungen Mann in den Zwanzigern im Schlepptau hatte.

»Darf ich Ihnen Dylan Houser vorstellen? Er ist der Sohn Ihres Wachmanns. Dylan ist ein cleverer Bursche. Solche Leute brauchen wir in der Computerbranche. Der Hightech gehört die Zukunft.« Er klopfte Dylan auf die Schulter.

Dylan schüttelte Diane die Hand. Mit seiner robusten, furchtlosen, jugendlichen Art erinnerte er sie an einen Eishockeyspieler. Er war seinem Vater wie aus dem Gesicht

geschnitten: dunkle Haare, dunkle Augen. Ihm fehlten nur dessen tiefe Falten. Außerdem war er charmant und sah in seinem Smoking ausgesprochen gut aus. Er war der Traum jeder Schwiegermutter. Sie hoffte, dass er nicht Melissas Freund war.

Diane schüttelte diesen Gedanken ab. Mal wieder war sie dabei, aus einem blauen Auge eine ganze Geschichte zu konstruieren. Dabei hatte sie dieser Museumsjob doch in eine freundlichere Welt bringen sollen, die nichts mehr mit Tod und Gewalt zu tun hatte! Gerade in diesem Moment kam Alix, die erste Geigerin, hinzu und hakte sich bei Dylan ein. Die beiden lächelten sich glücklich an. Alix' helle Haut war makellos, ohne einen einzigen blauen Fleck.

»Dein Geigenspiel wird immer besser«, sagte Dylan. »Ich fange an, diese Art Musik zu mögen – auch wenn ein wenig Bluegrass gar nicht schlecht wäre.« Alix stieß ihn in die Rippen und lachte.

»Ich hätte nie gedacht, dass aus diesem weitläufigen alten Gebäude ein solch großartiges Museum werden könnte«, sagte Dylan zu Diane. »Mein Dad hat Alix und mich vorhin durch sämtliche Räume geführt. Es war wirklich sehr eindrucksvoll. Ich mag diese Riesentypen im anderen Ausstellungssaal.«

»Vielen Dank. Wir sind alle sehr stolz auf unser Museum.« *Zumindest die meisten von uns*, musste sie denken, als sie plötzlich Donald bemerkte, der gerade mit Craig Amberson sprach.

»Ich stimme Dylan zu.« Meyers ließ seinen Blick durch den Raum schweifen. »Es sieht phantastisch aus. Ich finde es gut, wie Sie die Computer zur Informationsvermittlung einsetzen. Ich hätte allerdings gern noch mehr Computersimulationen von Dinosauriern – vielleicht etwas Interaktives in der Art von *Jurassic Park*. Und mehr Soundeffekte.«

Er breitete die Arme weit aus. Für einen Moment dachte Diane, er wolle einen Dinosaurier nachahmen. »Wir leben in einer Computerwelt. Wenn man die Aufmerksamkeit der Leute erregen will, muss man ihnen Hightech-Effekte bieten. Übrigens, ich bringe Ihnen morgen einen tollen Laptop mit. Mit meinen besten Empfehlungen. Ich möchte, dass Sie ihn mal ausprobieren und schauen, wie er Ihnen gefällt. Ich habe sogar GPS darauf installiert. Genau das, was ein Museumsmitarbeiter auf Außenmission braucht – nicht, dass ich meine Position als Vorstandsmitglied zum Geschäftemachen missbrauchen wollte.« Er lachte, und Diane stimmte in sein Lachen mit ein. Kenneth gehörte zu den schamlosesten Menschen, die ihr jemals begegnet waren.

Signy tänzelte heran und schob sich zwischen Alix und Dylan. »Kenneth hat mir viel Gutes über Sie erzählt, Dylan. Es muss großartig sein, mit dem Studium fertig zu sein und zu wissen, dass die Welt darauf wartet, dass man ihr den eigenen Stempel aufdrückt.«

Alix rollte die Augen. Dylan lächelte höflich. »Ich beginne im Herbst mein Aufbaustudium. Die Welt wird warten müssen, während ich versuche, erst einmal Harvard meinen Stempel aufzudrücken.«

Aus der Art, wie Signy sie ansah, konnte Diane schließen, dass diese jetzt den notwendigen Umzug des Museums ansprechen würde. Diane wollte sich zurückziehen – zu spät. Signy setzte bereits zum Reden an. Da tauchte plötzlich Craig Amberson auf und unterbrach sie, bevor sie eine einzige Silbe äußern konnte.

»Jemand hat mir gerade erzählt, dass Sie für die Polizei einen Knochen untersucht haben. Wollen Sie zu Ihrer alten Arbeit zurückkehren? Glauben Sie, Sie können dies neben Ihrer Aufgabe als Museumsdirektorin erledigen?«

Signy strahlte Craig an. Es war klar, dass ihr diese Frage ausnehmend gut gefiel.

»Ich habe einen einzigen Knochen angeschaut, um einem Polizeiinspektor einen Gefallen zu tun. Außerdem bin ich nicht nur Direktorin, sondern auch Kuratorin unserer Sammlung von Primatenskeletten. Ich glaube deshalb, dass die Untersuchung eines Knochens durchaus zu meinem Aufgabenbereich gehört.«

Plötzlich fiel ihr wieder ein, was Vanessa ihr über die Golfplatz-Gerüchte erzählt hatte. Ihr wurde klar, dass jemand wie Craig die Museumsgebäude bestimmt gut als Grand Hotel und Restaurant brauchen könnte. Ihr Gesicht schien ihre Gedanken zu verraten, denn seine Augen verengten sich, als er sie betrachtete.

»Ich finde die Untersuchung von Knochen faszinierend«, sagte Alix. »Wie in dieser Fernsehendung ...«

»Mir geht's genauso«, sagte Dylan.

»Sprechen Sie gerade über den Knochen, den Papa Ihnen gezeigt hat?«

»Pst, Kevin. Du weißt doch, dass du dich nicht in die Gespräche anderer Leute einmischen sollst.« Cindy und ihr Sohn waren zu der kleinen Gruppe gestoßen, und Diane empfand allmählich ein Gefühl der Beklemmung.

»Dad hat gesagt, dass Sie ihm einen Haufen darüber erzählen konnten«, fuhr Kevin fort, ohne seine Mutter zu beachten.

»Eigentlich gar nicht so viel«, sagte Diane. »Ich bräuchte noch weitere Teile des Skeletts. Oh, ich sehe gerade, dass sich Mrs. Van Ross mit dem Leiter der botanischen Sammlung unterhält. Ich muss mit beiden dringend sprechen. Es hat mich gefreut, Sie kennen zu lernen, Dylan. Entschuldigen Sie mich bitte.« Diane entfernte sich, bevor noch jemand anderer sie über

diesen verdammten Knochen ausfragen konnte.

Sie sprach kurz mit Vanessa und ging dann direkt zum Buffettisch. Sie musste dringend etwas essen, bevor ihr Magen endgültig zu rebellieren anfing.

Sie lud sich auf ihren Teller etwas rohes Gemüse, eine Hand voll Kanapees, schnappte sich ein Glas Wein und ging hinüber zum Modell des Riesen-Kurzschnauzenbärs. Sie setzte sich auf dessen Podest, stellte den Teller und das Glas neben sich und griff sich ein Kanapee. Gerade als sie gedacht hatte, sie hätte eine ruhige Ecke gefunden, ohne die Party vollständig zu verlassen, sah sie Signy wie ein rotes Leuchtfeuer auf sich zukommen, ein breites Lächeln auf den Lippen und ein Glas Wein in der Hand.

»Diane. Ich bin froh, dass ich Sie einmal alleine antreffe. Die Party ist großartig, aber ich wette, Sie sind ganz schön geschafft.«

Da es unhöflich gewesen wäre, sie an dem Bären festzubinden und ihr einen Apfel in den Mund zu stecken, schenkte ihr Diane das schönste Lächeln, zu dem sie zu dieser Zeit noch imstande war.

»Es geht noch. Ich hoffe, Mark konnte sich noch die Ausstellung anschauen, bevor er gehen musste?« Diane nahm einen Bissen.

»Oh, sie hat ihm außerordentlich gut gefallen.« Signy setzte sich neben sie und kippte dabei beinahe ihren Wein um. »Ups, fast wär's passiert«, sagte sie und kicherte, als sie gerade noch das Glas festhalten konnte.

Diane wischte mit ihrer Serviette die Tropfen auf dem Podest auf, während Signy ihren Teller und ihr Weinglas einfach zur Seite schob. Diane fragte sich, ob sie die Weinbar nicht hätte früher schließen sollen. Als sie so mit ihrer mit Wein getränkten Serviette dasaß, kamen plötzlich Alix und Melissa auf sie zu und

boten ihr eine frische Serviette an.

»Dr. Fallon, Mrs. Grayson. Wenn wir kurz mit Ihnen sprechen dürften.«

Diane bedankte sich für die Serviette und fuhr mit ihrer Säuberungsaktion fort. Die beiden Musikerinnen begannen, sich mit ihr und Signy zu unterhalten. Melissa erkundigte sich nach einer Auftrittsmöglichkeit bei der örtlichen Frauenvereinigung, in deren Vorstand Signy saß, während Alix sich für einen Sommerjob im Museum interessierte.

Während Melissa mit Signy redete, nahm Alix Dianas Teller und Weinglas, reichte ihr beides und setzte sich neben Diane auf das Podest. »Wir haben beide schon in Disney World gearbeitet.« Sie brachte Diane zum Lachen, indem sie die übertriebene Begrüßungszeremonie für die Gäste nachahmte, die Disney World von seinen Mitarbeitern verlangte. »Sie bringen dir bei, zu den Leuten sehr freundlich zu sein«, sagte Alix. »Melissa und ich würden gern beim Kinderprogramm des Museums mitarbeiten.«

»Warum bringen Sie und Melissa nicht einfach diese Woche Ihren Lebenslauf vorbei? Geben Sie ihn einfach bei Andie ab. Die Ansprüche von Disney World sind ziemlich hoch, das spricht für Sie. Wir suchen außerdem Leute, die unsere Museumsführer unterstützen. Mit Ihren Qualifikationen sollte es da keine Probleme geben. Sie müssen natürlich einige Zeit investieren, um sich Kenntnisse über die einzelnen Ausstellungsstücke anzueignen.«

»Klasse! Morgen früh bekommen Sie unsere Lebensläufe.«

»Mit Ihrer Musik und dem Job im Museum sind Sie beide dann allerdings ziemlich ausgelastet.«

»Daddy sagt immer, man müsse bereits in jungen Jahren lernen, hart zu arbeiten, wenn man nicht arm bleiben will.« Alix stand auf und gab Diane die Hand. »Vielen Dank für alles, was

Sie für uns getan haben. Melissa, ich glaube, wir sollten jetzt weiterspielen.«

Signy schaute ihnen nach, als sie zu ihren Instrumenten zurückkehrten. »Das sind aber zwei sehr energische Damen.«

»Sie sind eben noch jung.«

Signy runzelte die Stirn, als ob man sie beleidigt hätte, aber kurze Zeit später hellte sich ihr Gesicht wieder auf. »Diane, ich wollte Ihnen noch einen Rat geben. Ich glaube wirklich, dass Sie über Marks Ideen einmal nachdenken sollten.«

»Signy, glauben Sie wirklich, dass Milo all dies geplant hat« – Diane machte mit der Hand eine Kreisbewegung –, »ohne die Alternativen zu bedenken? Er hat auch andere Möglichkeiten in Betracht gezogen, bevor er sich entschied, dieses Gebäude hier zu renovieren. Er hielt dies einfach für die beste Lösung, und ich bin in dieser Frage ganz seiner Meinung.«

»Ich bitte Sie doch nur, noch einmal darüber nachzudenken«, sagte Signy. »Mark wird gewinnen. Er gewinnt immer. Das ist alles, was ich dazu sagen werde.« Sie lächelte und nippte an ihrem Getränk.

Auf den letzten Satz trinke ich. Diane spülte ein Stück Sandwich mit etwas Wein hinunter. Für den Rest des Abends schaffte sie es tatsächlich, jeder Diskussion über einen Museumsumzug aus dem Weg zu gehen. Als die Gäste schließlich aufbrachen, wurden sie vom Streichquartett mit ein wenig Bluegrass und Jazz verabschiedet. Es war das gute Ende eines erfolgreichen Abends. Trotzdem war Diane erleichtert, dass er endlich vorbei war.

Als alle außer Leonard, dem Nachtwächter, und der Reinigungsmannschaft das Museum verlassen hatten, setzte sich auch Diane in ihr Auto, obwohl sie fast zu müde zum Heimfahren war. Trotz ihrer Erschöpfung schaffte sie es ohne Unfall zurück in ihr Apartment. Dort ging sie schnurstracks ins

Bett. Sie brachte nicht einmal mehr die Energie auf, ihr Make-up zu entfernen. Es war ein gutes Gefühl, das kalte, frische Bettlaken auf der nackten Haut zu spüren. Sie schlief sofort ein. Am anderen Morgen klingelte um 7 Uhr 30 das Telefon.

Habe ich dich aufgeweckt?« Franks Stimme klang rau wie Schmirgelpapier.

»Frank, alles in Ordnung?«

»Kann ich vorbeikommen?«

Diane zögerte einen Moment. Sie hatte Angst davor, Einzelheiten über den Mord zu erfahren. Aber die Opfer waren mit Frank befreundet gewesen. Und sie war es auch. »Sicher. Ich mache uns Frühstück.«

»Das bringe ich mit. Es ist das wenigste, was ich für dich tun kann, nachdem ich dich geweckt habe.«

Diane sprang aus dem Bett und nahm eine Dusche. Sie hatte gerade ihre Jeans und ein Sweatshirt angezogen, als es an der Tür klingelte. Sie kämmte ihre nassen Haare nach hinten und machte auf.

Frank trug Jogginghosen, aber da sie sein Shampoo riechen konnte, wusste sie, dass er heute noch nicht zum Laufen gekommen war. Er stellte zwei Tüten auf den Tisch. In der größeren waren Donuts, in der kleineren zwei Becher Kaffee aus Vance's Café.

»Ich mache uns Rühreier mit Speck. Das passt zu den Donuts.«

Gleichzeitig setzte sie auch eine Kanne Kaffee auf. Warum Frank den Kaffee von Vance so mochte, war ihr ein Rätsel. Die Behauptung, er schmecke wie das Schmutzwasser aus dem Chattahoochee-Fluss, tat ihm noch zu viel Ehre an.

Diane briet Speckscheiben in der Mikrowelle und verrührte drei Eier in der Pfanne. Frank stand am Eingang zur kleinen Wohnküche und sah ihr zu. »Kevin hat sich gestern Abend blendend unterhalten. Es war wirklich lieb von dir, ihn und seine Mutter einzuladen.«

»Keine Ursache.« Sie holte einige Teller aus dem Küchenschrank und wärmte sie im Ofen auf. Zwischen ihnen herrschte eine eigenartige Atmosphäre. Es war, als ob er einen riesigen Gorilla mitgebracht hätte, über den nun keiner reden wollte, obwohl er nicht zu übersehen war.

»Ich glaube, es war vor allem Cindys Mann David, der unbedingt auf diese Party kommen wollte, um einige der großen Nummern hier in der Gegend kennen zu lernen.«

»Und, hat er?«, fragte Diane.

»Anscheinend. Cindy möchte uns in der nächsten Woche zum Essen einladen.«

»Uns?«

»Dich und mich.«

Diane schaute Frank mit zusammengekniffenen Augen an.

»Sie will uns doch wohl nicht verkuppeln?«

»Nein. Das glaube ich nicht. Ich glaube eher, dass Mark Grayson dahintersteckt. David soll in seinem Auftrag versuchen, mich zum Verkauf unseres Museumsgrundstücks zu überreden.«

»Was für eine Geschichte ist denn das?«

»Grayson hofft, einen Haufen Geld mit einem Immobiliengeschäft zu machen, zu dem er unter anderem das Museumsgelände braucht. Ich vermute, er möchte es selbst erwerben, um es dann gegen einen gewaltigen Aufpreis weiterzuverkaufen.« Diane teilte die Rühreier und die Speckscheiben auf – zwei Drittel für Frank, ein Drittel für sich selbst. »Es ist alles ziemlich kompliziert, und ich bin mir nicht sicher, wie er seinen Plan durchführen will, ohne das Museumsvermögen zu verschleudern. Er möchte, dass ich das alte Vista-Gebäude als Ersatz akzeptiere. Ich wäre nicht überrascht, wenn er daran auch beteiligt wäre.«

»Warum bearbeitet er dich und nicht den Vorstand?« Frank

nahm einen Teller aus dem Geschirrschrank und stapelte darauf die Donuts.

»Oh, den bearbeitet er auch – damit er Druck auf mich macht. Aber selbst wenn er jedes einzelne Vorstandsmitglied dazu bringt, seine Pläne abzusegnen, muss er immer noch mich überzeugen.«

»Du hast so viel Macht?«

»Ja, dank Milo.« Diane stand mit den Tellern in der Hand da und betrachtete die Donut-Pyramide. »Erwartest du ein ganzes Polizeiaufgebot?«

»Ich dachte, du möchtest aus verschiedenen Sorten auswählen.«

Sie stellte die Teller auf den Tisch. »Setz dich. Ich hole den Kaffee.«

»Ich habe doch Kaffee mitgebracht.«

»Nein, hast du nicht.« Sie holte zwei Becher und goss den von ihr frisch aufgebrühten Kaffee ein.

Frank setzte sich und begann zu essen. »Du machst die besten Eier.«

»Das Geheimnis besteht darin, keine Milch hineinzutun und sie ganz langsam zu braten, bis sie genau die richtige Konsistenz haben.«

»Also, wieso hast du mehr zu sagen als der Vorstand?«

»Kennst du Vanessa Van Ross?«

»Ich habe von ihr gehört. Die reichste Frau in ganz Georgia, nicht wahr?«

Diane schaute ihn etwas missbilligend an. »Das weiß ich nicht, aber sie hat Geld, und sie und Milo hatten etwas miteinander.«

»Sie muss hundertzwanzig sein. Und wie alt war er? Sechzig?«

»Er war fünfundsechzig. Was habt ihr Jungs nur? Glaubt ihr,

Frauen seien nicht mehr begehrenswert, wenn sie Krähenfüße bekommen? Sie hat die Stiftung eingerichtet, deren Statuten festgelegt und darin Milo in praktisch allen Angelegenheiten die oberste Entscheidungsbefugnis eingeräumt.«

»Also ist der Vorstand nur eine Schauveranstaltung?«

»Man könnte es so ausdrücken. Milo engagierte mich als Stellvertreterin, als ich noch in Südamerika war. Er stellte sicher, dass ich nicht nur seine Nachfolgerin würde, wenn ihm etwas zustoßen sollte, sondern dass in diesem Falle auch alle seine Vollmachten auf mich übergehen würden.«

»Erwartete er, bald zu sterben?«

»Nein, das nicht. Aber er hatte ein schwaches Herz. Offensichtlich wollte er für den Fall der Fälle sein Haus bestellen.«

»Wenigstens traf ihn der Tod nicht ganz unvorbereitet.« Frank starrte in seinen Kaffee.

Diane legte ihre Hand auf seinen Arm. Der Gorilla war dabei, zu erwachen. »Wie geht es dir?«, fragte sie ihn.

Frank setzte den Kaffeebecher ab und umfasste dessen Rand mit seiner Hand. Er beobachtete, wie der Dampf zwischen seinen Fingern emporstieg. Es dauerte eine ganze Weile, bis er zu sprechen begann.

»Jay war erst vierzehn. Sie fanden ihn draußen. Er lag unter einem Baum – mit einer Kugel im Rücken. George und Louise lagen im oberen Stock in ihrem Bett.«

Sie bemerkte, dass sich Frank mit aller Kraft darum bemühte, unbeteiligt zu klingen.

»Frank, es tut mir so Leid.«

»Irgendwie glaube ich, das Ganze ist meine Schuld. Hätte ich doch nur diesen Knochen ernster genommen.«

Diane stand auf, ging um den Tisch herum und wollte ihn umarmen, legte dann aber nur die Hand auf seinen Arm. »Du

kannst nichts dafür. Ich verstehe deine Gefühle, aber der Mörder ist schuld und niemand sonst.« Er griff nach ihrer Hand und hielt sie ganz fest. »Was, glaubst du, ist passiert?«

Er ließ ihre Hand fahren. Diane ging zurück zu ihrem Stuhl. »Ich weiß es nicht. Ich fürchte, die verantwortliche Ermittlerin verdächtigt ihre Tochter Star. Aber soweit ich sehe, gibt es dafür wenig Anhaltspunkte. Allerdings ...«

»Allerdings was?«

»Sie haben die Pistole gefunden – oder zumindest das, was sie für die Tatwaffe halten.«

Diane spürte, dass es da noch mehr gab. Sie langte nach seiner Hand. »Und?«

»Sie glauben, es sei Louises Pistole. George hat sie ihr vor einigen Jahren gekauft. Einer der Polizisten am Tatort meinte sie wieder zu erkennen, da er Louise damit Schießunterricht erteilt hat. Letztes Jahr hat sie dann Star geklaut, um zusammen mit ihrem Freund im Freien herumzuballern. Als George das herausfand, nahm er sie ihr ab, schloss sie weg, und Star bekam Hausarrest.«

»Glaubst du, dass ihre Tochter das getan haben könnte?«

»Sie war immer ein schwieriges Kind. Nun, das ist noch freundlich ausgedrückt. Als Star vierzehn wurde, wurde aus einem süßen kleinen Mädchen ein rebellisches Gör.« Er nahm einen Schluck Kaffee. »Aber irgendwie geht das nicht auf. Ich kann mir einfach nicht vorstellen, dass sie ihre Eltern getötet haben soll, und schon gar nicht Jay.«

»Wenn sie Drogen nimmt ... das ändert alles.«

»Ich weiß, aber ihren kleinen Bruder? Das glaube ich einfach nicht. Sie liebte ihn abgöttisch. Diese Kommissarin macht es sich da etwas zu leicht.«

»Was ist mit ihrem Freund?«

»Sie suchen nach ihm. Er war schon seit Wochen nicht mehr

daheim. Seine Eltern wissen nicht, wo er ist. Im Augenblick finde ich es ziemlich frustrierend, zur Polizei von Atlanta zu gehören. Ich habe hier nicht die geringsten Befugnisse, obwohl ich in Rosewood lebe. Die Leute vom Morddezernat haben mich neulich sogar im Spaß als »Papppolizisten« bezeichnet.«

»Oh.« Sie verstand, dass ihn das kränkte. »Was ist mit dem Knochen?«

»Sie halten ihn nicht für wichtig, besonders jetzt, wo sie wissen, dass ihn George irgendwo im Gebüsch gefunden hat. Er könnte von überall her stammen. Star gibt da sehr viel mehr her.«

»Auch ein einzelner Knochen ist Teil eines ganzen Körpers. Es ist schon ein seltsamer Zufall, dass sie einige Tage, bevor sie selbst getötet werden, einen menschlichen Knochen finden. Also ich halte das für wichtig.«

»Und ...« Er stoppte abrupt, blickte sie an, runzelte die Stirn und schaute dann zu Boden.

»Und was?«

»Ich weiß nicht recht. Aus irgendeinem Grund glauben sie dir nicht.«

»Das ist doch nicht dein Ernst. In diesem Fall musst du dir eben einen anderen Osteologen suchen, der den Knochen begutachtet.«

»Könntest du mir nicht ein kurzes Gutachten schreiben? Bitte? In der Zwischenzeit schicke ich ein Foto von dem Knochen an ein paar andere forensische Anthropologen. Können die ihn überhaupt anhand eines Fotos identifizieren?«

Diane nickte.

»Wenn Detective Warrick diese Informationen nicht haben will, kann ich sie zumindest Stars Anwalt übergeben, wenn sie sie finden.«

»Bring mir den Knochen, und ich schreibe ein Gutachten.«

Das Museum wirkte heute groß und leer, nachdem es am Abend zuvor voller Menschen gewesen war. Diane war froh, dass die Party vorbei war. Sie ging durch alle Räume und überprüfte jedes Ausstellungsstück auf irgendwelche Schäden oder vergessene Punschgläser. Die Reinigungsmannschaft hatte gründliche Arbeit geleistet. Jetzt war es Zeit, die eigentliche Aufgabe anzugehen: das neu eingerichtete Museum auf den Ansturm der Öffentlichkeit vorzubereiten. Der Gedanke daran wirkte auf sie ungeheuer erhebend. Sie fühlte sich gut. Neuer Job, neue Kleidung. Unbewusst glättete sie die Vorderseite ihres Marine-Blazers. Kurzzeitig ging ihr der Gedanke durch den Kopf, ob sie nicht eher wie jemand wirkte, der gewohnt war, Jeans und TShirts zu tragen und nicht Hosenanzug und Seidenhemd wie an diesem Tag.

Langsam trafen die Mitarbeiter ein, und Diane bereitete sich auf einen langen Tag vor. Einige Dozenten der Bartrum-Universität sollten heute die für sie bestimmten Büros im Museum beziehen. Ihre Uhr zeigte erst 9 Uhr 15 an. Da es jetzt noch relativ ruhig war, konnte sie sich erst einmal eine halbe Stunde lang ihrer Verwaltungsarbeit widmen. Auf dem Weg in ihr Büro begegnete ihr Andie, die ein Notizbuch und einen Kugelschreiber in der Hand hielt.

»Klasse Party, oder?«, sagte Andie.

»Kann man sagen. Die meisten schienen zufrieden zu sein. Na ja, sie haben es ja auch bezahlt. Wann sind Sie ins Bett gekommen?« Diane schloss ihre Bürotür auf. Andie folgte ihr und setzte sich vor ihren Schreibtisch.

»Überhaupt nicht. Ein paar von uns sind noch ausgegangen. Wenn man sich schon in Schale wirft, sollte man das auch ausnützen.«

Diane seufzte. Es war schon lange her, dass sie die ganze

Nacht durchmachen konnte, ohne sich am nächsten Morgen verkatert zu fühlen. »Donald hat übrigens doch die falschen Pflanzen genommen.«

»Ich weiß. Er meinte, Sie müssten erst einmal das Geldsparen lernen. Ich wollte Ihnen das erst nach dem Empfang erzählen.«

»Und er wundert sich, warum ich ihn nicht zum stellvertretenden Direktor ernenne. Gibt es da noch etwas, was Sie mir erzählen wollten?«

»Ja. Die Steinefrau und der Insektentyp jammern, ihre Büros seien zu klein.«

»Sie sprechen von der Geologin und dem Entomologen?«

»Sage ich doch. Steine und Insekten.«

»Ihre Büros liegen neben den Ausstellungsräumen. Ich glaube nicht, dass wir es bei der Büroverteilung jedem recht machen können. Außerdem haben die ja noch ihre Büros auf dem Campus. Das wird schon gehen.«

»Ich glaube, die sind nur angefressen, weil die Leiter der einzelnen Abteilungen größere Büros haben.«

Diane rollte die Augen. »Noch etwas?«

»Die Archäologen wollen eine Abteilung über das alte Ägypten einrichten.«

»Was? Aber deren Chefin ist nicht einmal Ägyptologin.«

»Keine Sie – ein Er. Sie ist an eine Universität in einem anderen Bundesstaat berufen worden. Danach bot die archäologische Fakultät die Museumsstelle einem ihrer Emeriti an.«

»Jonas Briggs?«

»Genau. Ein richtig süßer Typ.«

»Also, bisher stellen wir kaum kulturelle Artefakte aus. Wir haben nur deshalb eine Ausstellung über die PaläoIndianer aufgebaut, weil deren Jagdverhalten einen starken Einfluss auf die damalige Großfauna hatte. Wir müssen sie bitten, jemand

anderen auszuwählen.«

»Aber er ist wirklich nett. Außerdem weiß er auch über die PaläoIndianer eine ganze Menge. Und er hat mir ein paar ausgesprochen spannende Dinge über Menschenaffenarchäologie erzählt.«

»Menschenaffenarchäologie?«

»Ja, das ist interessant. Diese Archäologen graben an Stellen, wo seit Jahrhunderten Menschenaffen leben.«

»Und, finden sie etwas?«

»Werkzeuge.«

»Werkzeuge? Machen Sie Witze?«

»Nein, wirklich, er hat mir den Artikel im *Scientific American* gezeigt. Das ergäbe eine großartige Ausstellung.«

Diane schüttelte den Kopf. »Ich spreche mal mit ihm. In der Zwischenzeit möchte ich keine Bestellformulare für Mumien auf meinem Schreibtisch sehen.«

»Verstanden.«

»Noch etwas?«

»Der Exobiologe möchte wissen, ob er auf der Dachterrasse ein Sonnendach für sein Teleskop aufstellen darf.«

Diane schaute Andie mit offenem Mund an. »Sie wollen doch nicht sagen, dass der Biologe, den sie uns geschickt haben, ein ...«

Andie hob die Hände. »Ich mache nur Spaß. Ein wenig Akte X-Humor.«

»Nach der Sache mit dem Ägyptologen dachte ich schon, Sie meinen es ernst. Ist das alles?«

»Bis jetzt.«

»Gut. Wenn das alle Probleme sind, die wir haben, können wir uns glücklich schätzen. Ich glaube, in ein paar Wochen ist unser Museum für die breite Öffentlichkeit gerüstet. Informieren Sie mich, wenn die Arbeiter kommen, um die restlichen

Großmodelle in die Ausstellungsräume zu bringen. Und wenn Sie Donald sehen, sagen Sie ihm, dass ich ihn sprechen muss – sofort.«

»Oh, fast hätte ich es vergessen. Das da ist vor ein paar Minuten für Sie gekommen.« Andie schaute auf den Absender.

»Es ist von Frank Duncan.«

»Das muss der Knochen sein.«

»Knochen? Ich dachte, Sie würden so was nicht mehr ...«

»Das habe ich auch gedacht.«

»Wir hätten genug Platz, Ihnen ein Laboratorium einzurichten.«

»Nein«, fauchte Diane. »Das ist der letzte.«

Diane saß in ihrem Büro und rollte den Knochen in der Hand hin und her. Dabei befühlte sie seine raue Oberfläche. Ein nicht einmal zehn Zentimeter langer zerbrochener Knochen, und doch repräsentierte er einen ganzen Körper. Wenn der Knochen ganz spezifische Eigenheiten hatte und sie diese auf einer Röntgenaufnahme wiederentdeckte, konnte sie die Identität dieses Menschen feststellen. Sie nahm die Fotos aus dem Umschlag und maß erneut die Proportionen aus.

Sie kam zu den gleichen Ergebnissen. Der Knochen stammte wahrscheinlich von einem Mann, auch wenn das nicht hundertprozentig feststand. Es gab auch groß gewachsene und sehr starke Frauen. Auf jeden Fall war es ein junger Mensch gewesen. Menschen sollten nicht so früh sterben müssen.

Diane schloss für einen Moment die Augen. Vor ihr tauchte das Bild schmutzbedeckter, wild durcheinander liegender Knochen auf. Schmutzige, zerlumpte Kleidchen, winzige Schuhe, zerbrochene Knochen und Schädel mit Einschusslöchern, alles zusammen in einem einzigen Massengrab. Wieder einmal überwältigte sie fast der Gedanke an dieses absolut Böse, obwohl sie dessen Wirken schon so oft hatte betrachten müssen.

Sie öffnete die Augen und griff nach dem Telefon. Sie musste die Nummer bei der Auskunft erfragen und dabei den entsprechenden Namen einige Male buchstabieren. Schließlich bekam sie aber doch Ranjan Patel an den Apparat.

»Ran, hier ist Diane Fallon.«

»Diane Fallon, ja. Schön, von Ihnen zu hören. Was kann ich für Sie tun?«

»Sie könnten mir einen Gefallen tun.«

»Ich werde es versuchen.«

»Ich habe hier einen Knochen, den ich einer stabilen Isotopenanalyse unterziehen möchte.«

»Ich verstehe. Erzählen Sie mir von diesem Knochen.«

Diane erklärte ihm, was es mit dem Knochen auf sich hatte, den Frank ihr gebracht hatte. »Ich weiß, das Ganze ist bislang reine Spekulation ...«

»Aber interessant. Ich helfe Ihnen gern bei der Lösung dieses Rätsels. Vielleicht fällt dabei ein wissenschaftlicher Aufsatz ab. Schicken Sie mir einfach eine Probe. Für den Test brauche ich nur zwei Gramm.«

»Könnten Sie gleichzeitig auch die Sauerstoff- und Wasserstoffanteile bestimmen?«

»Ich wollte Sie gerade fragen, ob Sie diese nicht auch haben wollen.«

»Meinen Sie, das wäre hilfreich?«

»Man sollte es zumindest versuchen. Schicken Sie mir ein weiteres Gramm.«

»Wird gemacht. Danke, Ran.«

»Wenn Sie den Rest von ihm finden, schicken Sie mir ein paar Zähne. Bisher gibt es gar nicht so viele Arbeiten auf dem Gebiet der Zahnanalyse. Eigentlich unglaublich, da sie ja sozusagen eine Art geschützte Umwelt im Skelett darstellen. Denken Sie daran?«

»Versprochen. Ich hoffe, wir finden den Rest von ihm. Vielen Dank einstweilen.«

Sie legte auf und setzte die Untersuchung des Knochens fort. Sie roch an ihm. Sie wusste, dass er nicht sehr alt sein konnte. Dafür war noch zu viel von seinem inneren Aufbau intakt. Sie griff nach ihrer Handlupe und schaute durch die Öffnung des Knochenschachts in die Markhöhle. Darin fiel ihr etwas auf, das überhaupt nicht wie die schwammartige Struktur der Spongiosa – des Schwammknochens, der das rote Knochenmark

beherbergt – aussah. Mit einer langen Pinzette zog sie ganz sachte dieses seltsame Objekt heraus. Es erwies sich als ein hauchdünnes Knöchelchen. Sie legte es auf das weiße Papier auf ihrem Schreibtisch, wo es kaum noch zu erkennen war.

Diane kramte in ihrer Schublade, bis sie ein Glasfläschchen fand. Sie bugsierte den winzigen Knochen hinein und verschloss es dann wieder. Sie nahm ihre Knochenproben und ihr Notizbuch und ging hinüber zum Zoologischen Labor, das direkt neben der zoologischen Abteilung lag. Dort gab es ein Präpariermikroskop und eine beachtliche Mustersammlung unterschiedlichster Arten von Tierskeletten.

Der »Tiersaal«, wie die zoologische Ausstellungsabteilung im Museumsjargon hieß, war ein großer Raum, in dem zu den Zeiten, als das Gebäude noch Krankenhaus war, auf beiden Seiten eiserne Betten aufgestellt waren. An deren Stelle standen nun verglaste Dioramen mit Tieren, die im Südosten der Vereinigten Staaten heimisch waren. Zwei Kojoten in ihrem Waldhabitat bewachten die Tür, die zum Labor führte.

Eine schlanke, athletische Frau in den Dreißigern in abgeschnittenen Jeans und T-Shirt, die ihr braunes Haar ohne große Umstände mit einer Klammer hochgesteckt hatte, stand vor dem Labor und blockierte dessen Eingang. »Entschuldigen Sie, aber wissen Sie, wer hier der Verantwortliche ist? Ich muss unbedingt mit ihm über mein Büro sprechen!«

Diane erinnerte sich, dass Andie ihr bereits von den Klagen der Neuankömmlinge erzählt hatte. »Sind Sie unsere Geologin?«

Die Frau ließ ihren Blick an den Tierskeletten entlanggleiten, die darauf warteten, neben ihre ausgestopften Artgenossen gestellt zu werden. »Nein.«

Also nicht die Geologin. Noch jemand, der mit der Größe seines Büros nicht zufrieden war. Diane musterte ihr Gegenüber

von Kopf bis Fuß. Dann sagte sie: »Willkommen. Ich bin Diane Fallon, die Direktorin. Sie müssen Dr. Mercer sein, die Zoologin.«

»Ja. Dr. Sylvia Mercer. Also, wieso gibt man mir ein Büro so groß wie eine Schuhschachtel, das dazu noch von außen einsehbar ist?« Sie deutete auf ein großes Fenster auf der linken Seite des Labors, durch das man in ihr Büro schauen konnte. Ist doch groß genug, musste Diane denken. Allerdings war sie es auch gewohnt, wochenlang in einem Zelt zu arbeiten. »Wessen Büro ist denn das?« Dr. Mercer deutete auf das Büro auf der anderen Seite des Labors. Es hatte ebenfalls ein Panoramafenster, war aber offensichtlich etwas größer.

»Das ist das Büro der Ausstellungsmanagerin. Sie ist den ganzen Tag hier im Museum.«

»Ich brauche einfach ein größeres Büro.«

»Ich hatte mit Ihrer Universität abgemacht, Büro- und Laborraum als Ergänzung zu dem zur Verfügung zu stellen, den Sie von Ihrer Fakultät gestellt bekommen. Ihr Büro liegt direkt neben diesem Labor, das für die Öffentlichkeit tabu ist, sodass Sie von dieser Seite keine Belästigung zu befürchten brauchen. Sie können auch Bücherregale und andere Dinge hier hereinstellen, wenn Sie diese in Ihrem Büro nicht unterbringen können. Ich glaube, die Annehmlichkeiten der Lage sind wichtiger als die reine Größe. Außerdem werden Sie ja nur einige Stunden pro Woche hier sein und den Großteil der Zeit in Ihrer Universität verbringen.« Dianes Stimme blieb ruhig und gelassen. Sie hoffte, dass ihr Lächeln nicht aufgesetzt wirkte.

»Das ist es ja gerade. Mit dem Argument, mir stünde hier künftig ein Büro zur Verfügung, hat mir der Chef der Fakultät mein Uni-Büro weggenommen und mir eine Art Besenkammer zugewiesen. Jetzt habe ich zwei Räume, wo ich meine Besen unterstellen kann.«

»Oh. So war das natürlich nicht gedacht. Es war meine Absicht, den Dozenten hier in meinem Museum zusätzlichen Platz zur Verfügung zu stellen, und nicht, ihnen etwas wegzunehmen.«

»Sie haben nichts mit Unis zu tun, oder?«

»Nicht mehr seit meiner Studentenzeit.« Diane ließ ihren Blick durch den Raum schweifen, während sie nach einem Kompromiss suchte.

»Ich stecke mitten in Forschungsarbeiten. Ich brauche wirklich mehr Platz. An der Universität hatte ich kein Labor für mich allein. Sie haben mich aufgefordert, meine Forschung einfach hierher zu verlagern. Aber nun sieht es so aus, als ob ich auch dieses Labor mit allen anderen teilen müsste. Dass ich diese Stelle hier angenommen habe, hat meine Lage also eher noch verschlechtert.«

Diane wandte sich ihr wieder zu. »Nein, dies hier ist Ihr Labor.«

»Meines? Dies hier ist mein Labor?«

»Und das der Ausstellungsmanagerin. Sie wird es auch benutzen. Aber als Kuratorin der Tiersammlung haben Sie hier das Sagen.«

»Was ist mit der Geologin?«

»Sie hat ihr eigenes Labor.«

»Und dem Entomologen?«

»Alle Sammlungen haben ihre eigenen Laboratorien.«

Sylvia schaute sich den Raum noch einmal genau an. »Ich ... Das ändert natürlich einiges. Ich dachte, ich müsste diesen Platz mit allen anderen teilen. Man hat mir gesagt, dies sei ein kleines Museum.«

»Das stimmt, was die Anzahl und Vielfalt der Sammlungen angeht, aber das Gebäude hier ist ziemlich groß. Man war der Ansicht, dass ein Laborplatz einen Posten auch in einem

kleineren Museum attraktiv machen könnte.«

»Erzählen Sie das bloß nicht meiner Fakultät. Dann werden sie nämlich an meiner Stelle Lehrstuhlinhaber hierher schicken.«

»Es bleibt unser Geheimnis.« Diane reichte ihr das Fläschchen. »Dies scheint mir eine Fischgräte zu sein, nicht wahr?«

Dr. Mercer nahm das Fläschchen und musterte den dünnen Knochen in dessen Innern. »Ja, das stimmt. Aber ich kann Ihnen nicht sagen, um welchen Fisch es sich handelt. Fischknochen sind nicht leicht zu unterscheiden. Es könnte sich um einen Barsch oder eine Forelle handeln. Wo kommt sie her? Manchmal führt das weiter.«

»Aus der Markhöhle eines zerbrochenen menschlichen Schlüsselbeins.«

Sylvia Mercer starrte erst Diane und dann die Gräte an. »Ganz schön eigenartig. Ist das irgendeine archaische rituelle Begräbnispraxis? Ich habe noch nie von so etwas gehört.«

»Nein. Dies ist ein moderner verdächtiger Todesfall.«

Sylvia schaute Diane schweigend an und runzelte die Augenbrauen. Diane spürte, dass hier einige Erklärungen angebracht waren.

»Bevor ich Direktorin dieses Museums wurde, war ich forensische Anthropologin.« Diane holte den Beutel mit dem Schlüsselbeinfragment aus ihrer Blazertasche. »Ein Polizeikommissar bat mich, diesen Knochen anzuschauen, den jemand gefunden hatte. Die Fischgräte war in seinem Innern.«

»Stimmt, jemand erwähnte, dass Sie Osteologin seien. Alle Achtung, Sie haben gründlich gearbeitet, wenn Sie dieses kleine Teil in diesem Knochen gefunden haben.«

Nicht gründlich genug, sonst hätte ich es schon beim ersten Mal gefunden.

»Vielen Dank für die Identifizierung. Überlegen Sie sich, wie Sie die Fenster Ihres Büros gestalten wollen. Teilen Sie meiner Assistentin Andie Layne mit, was Sie an Vorhängen oder so haben möchten, dann wird sie das bestellen.« Diane schlüpfte an Dr. Mercer vorbei und setzte sich an ein Präpariermikroskop. Sie holte das zerbrochene Schlüsselbein aus dem Beutel, legte es auf den Objektivtisch und betrachtete dessen Oberfläche.

»Werden Sie das Labor für Ihre forensische Arbeit benutzen?« Sylvia stellte sich hinter Diane und schaute ihr über die Schulter.

»Nein. Das ist eine einmalige Sache.«

»Wo hat man ihn gefunden?«

»Gute Frage. Man hat es dem Kommissar übergeben, ohne ihm den Herkunftsort mitzuteilen.«

»Können Sie aus diesem einzigen Fragment irgendetwas herauslesen?«

Diane erzählte ihr in Kürze, was sie über den Knochen wusste, während sie dessen Oberfläche unter dem Mikroskop untersuchte.

Es wurmte sie immer noch, dass sie die Gräte nicht beim ersten Mal gefunden hatte. Sie nahm sich vor, von nun an nichts mehr zu übersehen. Allerdings konnte sie auf der bereits stark verwitterten Oberfläche nichts finden, was sie nicht bereits mit der Handlinse bemerkt hätte. Sie riss ein Stück Notizpapier von einer Rolle, die an der Wand hing, und legte es auf den Tisch. Dann hielt sie den Knochen darüber, schüttelte ihn und klopfte ganz leicht daran. Ein paar Flöckchen landeten auf dem Papier, zusammen mit einem winzigen Oval, das wie das dunkle Teilchen von einem einzelnen Popcorn aussah. Sie legte das Papier auf den Objektivtisch und untersuchte die kleinen Fundstücke.

»Was ist es?« Sylvia schaute interessiert über Dianas Schulter.

»Ich muss den Entomologen hinzuziehen, aber ich glaube, es ist der Deckel vom Puparium, der Tönnchenpuppe, einer Schmeißfliege. Seine Gegenwart in dieser Knochenhöhle ist genauso seltsam wie diese Fischgräte. In diesem Entwicklungsstadium hat die Schmeißfliege bereits das Aas verlassen und sich im Untergrund eingegraben. Da dies ein Deckel ist, wissen wir, dass die fertige Schmeißfliege ausgeschlüpft ist.«

Diane schaute auf die Uhr. In ein paar Minuten fing die Vorstandssitzung an.

Im Zoologischen Labor gab es wie in allen Laboratorien des Museums eine bewegliche Stativkamera mit Beleuchtung, die es erlaubte, das entsprechende Objekt aus unterschiedlichen Winkeln zu fotografieren. Bevor sie mit ihrer Untersuchung fortfuhr, nahm sie den Knochen damit von allen Seiten auf.

Im Vorratsschrank fand sie ein weiteres Fläschchen. Nachdem sie das neue Material darin untergebracht und etikettiert hatte, nahm sie die Knochensäge, setzte ein neues Blatt ein und sägte eine Knochenprobe ab, die für den Test ihres Freundes mehr als ausreichend war.

Sylvia Mercer beobachtete, wie Diane das abgesägte Stück in einen Probenbeutel steckte und diesen in eine Versandschachtel legte. »Was für einen Test wollen Sie machen lassen?«

»Den stabilen Isotopentest. Mal sehen, ob er irgendwelche nützlichen Informationen liefern wird.«

»Das würde mich auch interessieren. Ich hätte eigentlich gedacht, dass die modernen Ernährungsgewohnheiten einen solchen Test nicht gerade begünstigen.«

Diane schrieb die Adresse auf das Päckchen und machte

sich auf in ihr Büro. »Ich muss mich beeilen. Andie hat Kataloge für Büromöbel, Vorhänge, Rollos und solche Sachen. Sie hilft Ihnen, das Geeignete zu finden.«

Zurück im Büro schloss sie das Fläschchen in ihren Aktenschrank ein und klebte Briefmarken auf das Päckchen. Dabei hörte sie, wie Andie ihr eigenes Büro betrat. Diane holte die Haushaltsunterlagen und die Liste mit den verschickten Faxen aus dem Schreibtisch und öffnete die Tür zu Andies Büro. »Ich weiß, Sie kommen gerade von einigen Besorgungen zurück, aber dieses Päckchen muss unbedingt morgen beim Empfänger sein.«

Andie hatte ihren Schlüssel immer noch in der Hand, sagte aber sofort: »Kein Problem. Ich bringe es gleich zur Post.«

»Danke.« Diane schaute noch einmal auf die Uhr. Das Treffen fing gleich an. Sie fragte sich, ob Donald bereits auf dem Weg in den Konferenzraum war.

Diane nahm ihre Unterlagen und ging um die Ecke zu Donalds Büro. Als auf ihr Klopfen niemand antwortete, drehte sie den Türkopf. Es war abgeschlossen. Sie war eine der wenigen Personen im Museum, die einen Generalschlüssel besaßen. Sie schloss sein Büro auf, ging hinein und machte die Tür hinter sich zu.

Nach Dianas Ansicht entsprach Donalds Büro nicht seiner Persönlichkeit. Ihrem starken Ordnungssinn schienen sein Denken und seine Arbeit oft nicht sehr gut organisiert zu sein. Sein Büro war allerdings besser aufgeräumt als ihr eigenes. Irgendwie wollte es so gar nicht zu ihm passen. Eingerahmte Titelbilder des *National Geographic Magazine* schmückten die Wände. Daneben hingen Schaukästen mit Steinen und Mineralien. Vor seinem Schreibtisch lag ein falsches Zebrafell. Zwischen den Büchern in seinem Regal standen aus exotischen Hölzern geschnitzte Tiere. Sie hätte nie geglaubt, dass Donald

selbst diesen Raum eingerichtet hätte, wäre sie nicht selbst dabei gewesen, als er die Bilder ausgemessen und aufgehängt und die Bücher und Schnitzereien in die Regale gestellt hatte.

Sie erinnerte sich noch gut daran, wie er mit dem Katalog zu ihr gekommen war und ihr den Schreibtisch seiner Wahl gezeigt hatte – eine der wenigen freundlichen Begegnungen zwischen ihnen beiden.

Der Schreibtisch aus poliertem dunklen Walnussholz mit eingelegter Ebenholzplatte war eines der teuersten Büromöbel, die überhaupt bestellt worden waren. Diese Wahl widersprach allerdings auch Donalds immer wieder geäußelter Mahnung, das Museum müsse sparsamer wirtschaften. Er hatte diesen Schreibtisch unbedingt haben wollen, und sie hatte dem Kauf teilweise in der Hoffnung zugestimmt, dies würde das Verhältnis zu ihm verbessern.

Diane war sich nicht sicher, wonach sie in diesem Büro überhaupt suchte. Vielleicht nach irgendwelchen Indizien, dass er hinter der doppelten Bestellung steckte, mit denen sie ihn dann konfrontieren könnte. Allerdings ging sie nicht an seinen Schreibtisch oder seinen Aktenschrank. Sie beabsichtigte nicht, in seinen Unterlagen herumzuszchnüffeln. Schon die Tatsache, dass sie ohne seine Erlaubnis dieses Büro betreten hatte, erzeugte bei ihr starke Schuldgefühle.

Nichts hier deutete auf seine Schuld hin. Vielleicht war er es auch gar nicht gewesen. Wer aber dann? Bestimmt nicht Andie. Aber, wer weiß, vielleicht erinnerte sich diese bloß nicht mehr daran, aus Versehen die Exponate zum zweiten Mal bestellt zu haben. Nein, das war absurd.

Diane war mittlerweile davon überzeugt, dass jemand diese Bestellung aufgegeben hatte, um ihr das Leben zu erschweren. Vielleicht war sie auch nur paranoid. Dieser Gedanke erleichterte sie etwas. Es wäre einfacher, mit der eigenen

Paranoia fertig zu werden als mit irgendeinem geheimen Unruhestifter im Museum. Voller Scham über ihr heimliches Eindringen drehte sie sich um und griff nach dem Türknopf. Als sie ihn gerade umdrehen wollte, fiel ihr ein Zeitschriftenstapel ins Auge.

Obenauf lag eine Ausgabe des Nachrichtenmagazins *U. S. News and World Report*. Das Titelbild zeigte ein Massengrab. Sie nahm das Magazin und blätterte es durch. So als ob die Zeitschrift oft auf diesen Seiten geöffnet worden wäre, stieß sie fast automatisch auf einen Artikel über ein Massengrab, das sie in Bosnien ausgegraben hatte. Nun sah sie auch die anderen Magazine durch – *Newsweek*, *Time*, weitere Ausgaben des *U. S. News and World Report*. In allen waren Artikel über Orte zu finden, an denen sie gewesen war.

Nur auf einem Foto war sie zu sehen. Allerdings war sie fast nicht zu erkennen, da sie den Schirm ihrer Baseballkappe tief ins Gesicht gezogen hatte. Sie und ihr Team versuchten immer, im Hintergrund zu bleiben. Sie vermieden es, den Journalisten ihren Namen zu geben, und verdeckten ihre Gesichter, wenn sie fotografiert wurden. Kein Teammitglied war darauf aus, selbst zu einem Ziel zu werden. Aber es gab viele Aufnahmen von offenen Gräbern, an denen gerade gearbeitet wurde – übereinander liegende skelettierte Leichen. Der Anblick drehte ihr den Magen um.

Also hatte Donald doch über sie gelesen. Er kannte die Orte, an denen sie und ihr Team gewesen waren. Was wusste er sonst noch? Die Artikel berichteten über die Massengräber, die politischen Verhältnisse in der jeweiligen Region, die Reaktion der Vereinigten Staaten und der Welt auf diese Gräueltaten, erwähnten aber keinerlei persönliche Einzelheiten über die Ausgrabungsmannschaften, nichts, was die forensischen Teams nicht an die Öffentlichkeit kommen lassen wollten.

Wer wusste vom letzten Jahr in Puerto Barquis? Nur die Leute, mit denen sie zusammengearbeitet hatte. Nur die Mitglieder von World Accord International. Dies waren zwar ganz schön viele Leute, die aber alle gewohnt waren, vorsichtig zu agieren. Hier hatte sie sich niemandem anvertraut. Wusste doch jemand Bescheid? Wusste irgendjemand, was »In der Halle des Bergkönigs« für sie bedeutete? Es war nicht gerade ein Geheimnis, aber um es herauszufinden, musste man jemanden aus ihrem Team kennen – so gut kennen, dass er einem vertraute.

Sie legte die Zeitschriften wieder ins Regal und ließ ihren Blick noch einmal durch den ganzen Raum schweifen. Ihre Wangen glühten vor Wut. Sie hatte gute Lust, alles gründlich zu durchsuchen, vor allem seine Schreibtischschubladen und seinen Aktenschrank. Aber sie tat es nicht. Dieser Job war ihre Rückkehr in die Zivilisation, in eine Welt, in der man Tyrannen nicht gewähren ließ. Sie würde nun nicht selbst einer werden, nachdem sie die letzten zehn Jahre daran gearbeitet hatte, sie ihrer gerechten Bestrafung zuzuführen.

Sie hätte dieses Büro nicht betreten dürfen. Zuerst der Fehler mit dem Knochen und nun dieser. Sie wurde nachlässig. Sie hätte Frank nicht anbieten dürfen, den Knochen zu untersuchen, wenn sie nicht bereit war, dies gründlich zu tun. Und wenn sie ihre Angestellten nicht unter Kontrolle halten konnte, ohne deren Privatsphäre zu verletzen, dann war sie als Museumsdirektorin ungeeignet. Sie verließ Donalds Büro, schloss hinter sich ab, ging zum Aufzug und fuhr in den zweiten Stock hinauf.

Als Diane den Gang zum Konferenzraum hinunterging, hörte sie schon von weitem aufgeregte Stimmen. Als sie um die Ecke bog, sah sie die Vorstandsmitglieder auf dem Gang stehen. Die Hälfte von ihnen sah sehr unzufrieden aus. Donald führte gerade ein intensives Gespräch mit Madge Stewart. Er blickte auf, als

sich Diane näherte. Danach schaute er ganz ostentativ auf die Uhr.

»Es ist abgeschlossen«, sagte Madge und trat ungeduldig von einem Bein aufs andere. Sie hatte die Sponsorenparty verpasst, da sie ein falsches Datum in ihren Terminkalender eingetragen hatte, wofür sie Diane die Schuld gab. Diane hatte den Eindruck, dass Madge gerne anderen die Schuld gab, wenn ihr wieder einmal etwas schief gegangen war.

»Ich habe noch andere Termine. Wenn ich mein Restaurant so führen würde wie ...« Craig Amberson fuchtelte mit seiner Aktentasche herum. Von Laura hatte sie erfahren, dass er gerade dabei war, sich das Rauchen abzugewöhnen. Er hatte sogar den Arzt gefragt, ob er anfangs nicht zwei Nikotinpflaster tragen könne.

Kenneth Meyers beschäftigte sich mit seinem Palm Pilot. »Besorgen Sie sich so einen«, sagte er zu Craig. »Dann können Sie überall arbeiten.«

Diane schaute auf ihre Uhr. Sie war drei Minuten zu spät gekommen. »Es tut mir Leid. Ich hatte noch etwas Unerwartetes zu erledigen.«

Selbst Harvey Phelps reagierte etwas verschnupft. »Wo ist Andie? Hat sie keinen Schlüssel?«

»Laura ging los, sie zu suchen, kurz bevor Sie eintrafen, Harvey«, sagte Mark Grayson und schaute seinerseits auf die Uhr. »Also, Diane, wenn das die Art ist, wie Sie hier das Museum leiten wollen ...«

In diesem Moment bog Laura um die Ecke. »Ich konnte weder Andie noch Diane finden ... Oh, da sind Sie ja.«

»Andie muss noch einige Dinge erledigen«, sagte Diane. »Bei mir ist es drei Minuten nach elf. Warum ist jeder hier so ungeduldig?«

»Weil wir bereits seit mehr als zwanzig Minuten warten«,

sagte Mark.

»Donald hat uns gestern noch einmal daran erinnert, dass die Sitzung auf 10 Uhr 45 vorverlegt wurde«, sagte Laura.

Diane hatte den Schlüssel in der Hand, um die Tür aufzuschließen. Jetzt wirbelte sie herum und funkelte Donald an.

»Wie kommen Sie dazu, so etwas zu machen?«

Er trat einen kleinen Schritt zurück. »Sie haben mir aufgetragen, die Sitzung eine Viertelstunde früher anzusetzen.«

»Nein, habe ich nicht.«

»Ich habe Ihre E-Mail.«

»Ich habe Ihnen keine geschickt. Das muss aufhören.« Sie steckte den Schlüssel ins Schloss. Bevor sie ihn umdrehen konnte, öffnete sich die Tür und stieß sie dabei beinahe um.

Der verblüffende Anblick, der sich ihnen bot, ließ Diane und die Vorstandsmitglieder einen Schritt zurückweichen: Eine völlig konfuse Signy Grayson stolperte mit glasigen Augen auf den Gang hinaus und fiel dabei beinahe zu Boden. Eine unangenehme Geruchsmischung aus verdautem Alkohol und schwerem Parfüm stach den erschrockenen Beobachtern in die Nase.

»Ich muss eingeschlafen sein. Es war, ähm, ein langer Tag.« Sie schaute die kleine Gruppe verwirrt an.

Einige Sekunden lang sagte niemand ein Wort. Dann verlagerte sich die allgemeine Aufmerksamkeit von Signy auf Mark, der inmitten dieser unangenehmen Überraschung seltsam ruhig dastand. Diane brach das Schweigen. »Sind Sie in Ordnung? Waren Sie die ganze Nacht hier?«

»Signy?« Mark hatte seine Stimme wieder gefunden. Er ging zu ihr und fasste sie am Arm. »Schatz, geht es dir schlecht?«

»Ich bin nur ein bisschen müde. Was meint sie mit ›die ganze Nacht‹?« Sie rieb sich die Augen.

»Wir haben bereits Mittwoch«, sagte Diane. »Die Party war gestern Abend.«

Signy schien zu erschrecken. »Oh nein.«

»Es muss ihre Erkältungsmedizin sein«, murmelte Mark der schweigenden Gruppe zu, die ihn umringte. »Die Sitzung dauert nicht sehr lange, dann bringe ich dich heim. Wir können dein Auto später holen.«

»Sollen wir Sie in die Erste-Hilfe-Station bringen?«, fragte Diane. »Dort können Sie sich etwas hinlegen.«

»Nein ... Mir geht's gut, wirklich.«

In diesem Moment kam der Chefkonservator vorbei. Diane hielt ihn auf. »Korey, würden Sie bitte Mrs. Grayson ins

Mitarbeiterzimmer begleiten?«

»Selbstverständlich, Dr. Fallon. Ich habe meine Vorschläge für die Konservierungskurse dabei.« Er schwenkte den Ordner, den er in der Hand hielt. »Ich gebe sie Andie.«

»Prima. Ich bin schon gespannt darauf.«

»Kommen Sie mit, Mrs. Grayson. Ich muss sowieso in diese Richtung gehen.«

Einige Vorstandsmitglieder kommentierten flüsternd das Bild, das sich ihnen bot, als Signy in ihrem hellroten Kleid neben dem weit größeren Korey, der Kakihosen und ein Museums-T-Shirt trug und dessen Rastalocken ihm bis über die Schultern reichten, den Gang hinunterging. Als die beiden in Richtung Aufzug um die Ecke bogen, hörte Diane Korey sagen: »Hübsches Kleid, Mrs. Grayson.«

Diane fragte sich, warum Mark sich nicht angeboten hatte, seine Frau zu begleiten – und wieso er nicht wusste, dass sie gestern Abend nicht heimgekommen war. Laura stellte sich anscheinend die gleiche Frage. Sie schaute Diane an und hob die Augenbrauen, sodass diese ihre Gedanken erriet: Mark spielte immer noch dieselben Spielchen wie zu der Zeit, als sie mit ihm verheiratet war.

Signy hatte anscheinend auf der Ledercouch am Ende des Raumes geschlafen, die Teil einer Sitzecke war, zu der noch zwei Ledersessel gehörten. Auf dem daneben stehenden kleinen Beistelltisch bemerkte Diane ein umgefallenes Weinglas. Das Sofa war bequem. Signy müsste eigentlich gut darauf geschlafen haben.

Die Vorstandsmitglieder versammelten sich um den großen Mahagonitisch. Diane setzte sich an sein Kopfende und beobachtete, wie jeder sich seinen Platz suchte. Mark Grayson wählte denjenigen unmittelbar zu ihrer Rechten. Seine Augen wanderten von seiner Uhr zur Tür. Einige Vorstandsmitglieder

schaute ihn ganz kurz von der Seite an. Sie stellten sich wahrscheinlich die gleiche Frage wie Diane: Wieso wusste er nicht, dass seine Frau letzte Nacht nicht heimgekommen war?

Mark rutschte unbehaglich auf seinem Stuhl hin und her, während sich Craig Amberson links neben Diane setzte. Sie wusste, dass Mark Craig von der Notwendigkeit des Museumsverkaufs überzeugt hatte. Beide rückten ihre Stühle direkt an den Tisch heran, als wollten sie eine geeignete Schlachtaufstellung einnehmen, um den Feind in ihrer Mitte besser bekämpfen zu können.

Diane ließ ihre Unterlagen sinken und schaute in die Runde. Sie hatte sich dagegen entschieden, die Sache mit der doppelten Bestellung anzusprechen, bevor sie alle Mitarbeiter dazu befragt hatte.

Die Tür zum Konferenzzimmer öffnete sich, und Gordon Atwell stürzte herein. »Verzeihung, dass ich zu spät komme. Ich habe die Nachricht von der geänderten Anfangszeit gerade erst erhalten.« Er setzte sich an den Tisch.

»Sie streiten ab, diese E-Mail geschickt zu haben?«, fragte Craig Amberson Diane.

»Craig, ich habe diese E-Mail wirklich nicht abgeschickt.«

»Aber ich habe sie erhalten«, sagte Donald. Er presste seine Kiefer aufeinander und sah sie wie eine Bulldogge an.

»Das bezweifle ich ja gar nicht. Zeigen Sie mir die E-Mail nach der Sitzung. Ich schaue auf meinem Computer nach, ob sie von dort abgeschickt wurde.«

»Nun gut«, sagte Mark. »Ich möchte den Vorschlag machen, das Museum zu verlegen und das Anwesen hier zu verkaufen. Das Museum könnte dadurch einen riesigen Gewinn erzielen.«

»Und wie hoch würde der sein?«, fragte Diane.

»Was?« Mark schaute sie überrascht an.

»Wie hoch wäre der Gewinn für das Museum? Vermutlich

haben Sie die Zahlen bereits ausgerechnet. Könnte ich sie erfahren?«

»Wir sprechen hier über einen Vermögenszuwachs für das Museum von mehreren Millionen.«

»Dies heißt also, dass eine Million oder mehrere übrig bleiben, *nachdem* wir ein anderes geeignetes Gebäude gebaut oder umgebaut haben, das genau den Raum-, Umwelt-, elektrischen und Sicherheitserfordernissen unserer Sammlungen entspricht und in dessen Umgebung unsere Naturlehrpfade in derselben Qualität wie hier angelegt werden können? Ich glaube doch, dass wir Ihre Berechnungen erst einmal Punkt für Punkt nachprüfen sollten, *bevor* wir über eine solch radikale Änderung zu diskutieren beginnen.«

»Sehen Sie, Diane, ich habe diese Sitzung anberaumt, um dieses Konzept zu diskutieren. Dies ist eine großartige Gelegenheit, das Museumsvermögen zu erhöhen.«

»Ich lasse erst einmal Ihren seltsamen Gebrauch des Wortes *erhöhen* beiseite, denn alles, was ich bisher gehört habe, wird unser Vermögen eher *vermindern*. Wenn wir diese Frage rein theoretisch erörtern und dann die Zahlen nicht stimmen, haben wir eine Menge Zeit vergeudet.«

»Ich stimme dem zu«, sagte Kenneth Meyers, der die ganze Zeit auf seinem Palm Pilot herumgefingert hatte. »Mark, warum möchten Sie unbedingt das Museum verlegen? Ich sehe nicht, wie man das bewerkstelligen könnte, ohne unserem Museum zu schaden. Ich glaube nicht, dass das Land hier so wertvoll ist, wie Sie zu glauben scheinen. Und außerdem haben wir, Herrgott noch mal, diesen Platz doch gerade erst völlig neu gestaltet.«

»Mit allem gebührenden Respekt, Ken, was wissen Sie vom Immobiliengeschäft?«

»Ich habe in der letzten Zeit keine schlechten

Immobilieninvestitionen getätigt, und ich kann mit einem Scheckbuch umgehen. Ich weiß, dass wir hier Grundstückspreise wie im Zentrum von Manhattan haben müssten, wenn das Museum wirklich einen solchen Gewinn erzielen soll, wie Sie ihn uns geschildert haben.«

»Ich beantrage, das Ganze zurückzustellen, bis Mark uns einen genau durchgerechneten Haushaltsplan vorlegt, der den Verkauf dieses Anwesens und den Neu-oder Umbau samt Umzug mit den laufenden Haushaltszahlen unseres neu renovierten Museums vergleicht.« Laura stellte diesen Antrag in einem unaufgeregten und beiläufigen Ton. Diane fragte sich, ob Mark wohl bemerkte, wie sorgfältig und detailliert er formuliert war.

»Ich unterstütze diesen Antrag«, sagte Kenneth.

»Alle, die Lauras Antrag zustimmen, heben bitte die Hand.« Lauras, Kenneth Meyers' und Harvey Phelps' Hände gingen nach oben. Das waren drei der sieben anwesenden Vorstandsmitglieder.

Mark schaute von einem zum andern und feixte. Dann bemerkte er, dass auch Diane die Hand gehoben hatte. »Sie dürfen nur abstimmen, wenn es ein Patt gibt«, sagte Madge.

»Sie vergessen, dass ich Vanessa Van Ross' Vollmacht habe. Und jetzt alle, die gegen Lauras Antrag sind.«

Mark Grayson, Gordon Atwell, Craig Amberson und Madge Stewart hoben die Hand. Es gab also ein Stimmenpatt.

»Ich stimme für Lauras Antrag«, sagte Diane. »Wir verschieben also die Diskussion, bis Mark uns seine gesamten Berechnungen vorgelegt hat.«

»Warum schicken wir Ihnen nicht einfach einen Gummistempel mit unseren Unterschriften? Dann brauchen wir unsere Zeit zumindest nicht mehr mit diesen Sitzungen zu vergeuden«, sagte Mark. »Ich weiß nicht, warum wir überhaupt einen

Vorstand haben, da Sie ja doch machen, was Sie wollen.«

»Milo wollte, dass die Vorstandsmitglieder mit ihrer Sachkenntnis zum Wohl des Museums beitragen«, sagte Diane. »Warum halten Sie die Aufforderung, Ihre Fakten und Zahlen zusammenzustellen, für eine Niederlage?«

Diane wartete seine Antwort gar nicht erst ab. Sie stand auf und begann einige mitgebrachte Papiere auszuteilen. »Hier sind die neuen Pläne für die Eröffnung. Darunter sind auch einige Kurse, die wir für unsere Besucher anbieten werden.«

»Antworten Sie wenigstens ein einziges Mal auf berechtigte Fragen. Darüber müssen wir einfach mal reden.«

»Sie meinen, die Aufgaben des Vorstands? Die können Sie im Handbuch ...«

»Ich weiß, ich weiß, Milos Handbuch. Milo ist tot, aber jedes Mal, wenn irgendetwas zu entscheiden ist, tun Sie und Ihre Freunde so, als ob er jeden Augenblick auftauchen würde, um zu beurteilen, was wir mit *seinem* Museum angestellt haben. Die Zeiten ändern sich, und wir sollten uns den neuen Herausforderungen stellen.«

»Milo mag nicht mehr unter uns weilen, aber er hat uns seine Pläne in seinem Testament hinterlassen – zusammen mit seinem Geld. Sein Tod hat nichts an der Gültigkeit seiner Pläne für das Museum geändert. Übrigens auch nichts an der Entschlossenheit von Mrs. Van Ross, diese Pläne verwirklicht zu sehen.« Diane beobachtete die Reaktion der Vorstandsmitglieder. Die meisten schauten die ausgeteilten Unterlagen durch.

Mark spürte die plötzlich fehlende Unterstützung und stand auf. »Ich muss Signy heimbringen. Vielleicht kommt einmal die Zeit, wo es nicht mehr verboten sein wird, dieses Thema anzusprechen.« Als er beleidigt den Raum verließ, erinnerte er Diane an ein verzogenes Kind.

Das danach entstandene betretene Schweigen wurde von Madge Stewart gebrochen. »Dieser Konservierungskurs, was ist denn das?«

»Unser Chefkonservator Korey Jordan war der Ansicht, dass die Öffentlichkeit daran interessiert sein könnte, zu erfahren, wie man Familienerbstücke für die Zukunft sichern und bewahren kann«, sagte Diane.

»Oh, das würde mich sehr interessieren«, sagte Madge. »Ich habe da diesen Quilt ...«

Craig Amberson stieß einen Seufzer aus, und Madge funkelte ihn an.

»Ich glaube, wir können diese Sitzung schließen«, stellte Diane fest. »Schauen Sie sich bitte den Haushaltsplan an, den ich vorhin ausgeteilt habe. Wir können dann auf der nächsten Sitzung darüber reden. Wenn Sie mitkommen, Madge, mache ich Sie mit Korey bekannt. Er kann Ihnen etwas säurefreies Seidenpapier zum Einwickeln Ihres Quilts und eine große Spezienschachtel geben, in die Sie ihn sicher einlagern können.«

»Also, das war eine große Zeitverschwendung.« Craig Amberson stand auf und stopfte die Haushaltspläne in seine Aktentasche.

Gordon Atwell schaute auf seine Uhr. »Ich hätte genauso gut in meiner Bank bleiben können. Wir hätten wirklich über Marks Pläne diskutieren sollen, und wenn es nur dazu gedient hätte, die ganze Sache vom Tisch zu bekommen.«

»Es bringt doch nichts, ohne genaue Zahlen darüber zu reden«, entgegnete Diane. »Bis wir diese haben, ist alles reine Spekulation – und die ist Zeitvergeudung.«

Craig murmelte etwas in sich hinein und verließ zusammen mit Gordon den Raum. Diane brachte Madge einen Stock tiefer zum Konservierungslabor. Es war nicht besonders groß. Viele

der größeren Exponate wurden bei Bedarf außerhalb des Museums renoviert. Trotzdem gab es im Labor einen geräumigen temperatur-und feuchtigkeitsgeregelten Lagerraum, einen speziellen Abzugsschrank für die Arbeit mit Chemikalien, eine Entsäuerungsanlage, einen Saugtisch für die wässrige Behandlung von brüchigen, fragilen Objekten, Binokularmikroskope und eine Fotoausrüstung. Die Abteilung bestand aus einem Chefkonservator und fünf Assistenten. Diane führte gerade Gespräche mit Fachschulen aus der Region über eine Zusammenarbeit bei der Ausbildung von Konservatorassistenten.

Korey hatte es bei seiner Arbeit meist mit Knochen, botanischen Proben und sonstigen natürlichen Gegenständen zu tun, aber er verfügte auch über Erfahrung auf dem Gebiet der Konservierung von historischen Objekten und Papier. Alle Dokumente in diesem Museum gingen zuerst durch Koreys Hände, bevor sie archiviert wurden.

Signy, der Korey sein Jackett um die Schultern gelegt hatte, beugte sich gerade über einen Tisch und schaute sich Papiere an, die anscheinend lange im Wasser gelegen hatten.

»Wir haben sie in einem alten Koffer gefunden, der in einer Ecke des Kellers stand«, erklärte ihr Korey gerade. »Sie enthalten einen Teil der Geschichte dieses Ortes. Nachdem ich die Tinte untersucht habe, kann ich das Papier säubern und die miteinander verklebten Seiten trennen. Ich glaube, das wird am Ende ein hervorragendes Ausstellungsstück.«

»In so einem Museum geht mehr vor, als man denkt«, sagte Madge.

Während sie sich über die Dokumente unterhielten, fielen Diane Kisten mit Arbeitsmitteln und Verbrauchsmaterial auf, die sich dreifach übereinander an der Wand stapelten.

»Was ist das denn?«, fragte sie Korey.

Er lachte. »Genug Vorräte bis ins nächste Jahrtausend. Ich weiß auch nicht, was da vorgeht. Plötzlich kam bei jeder Lieferung dreimal so viel an, wie ich bestellt hatte. Ich habe den Lieferanten angerufen, aber der hat mir gesagt, wir hätten das alles bestellt.«

»Schicken Sie mir die Begleitpapiere rüber«, sagte Diane. »Ich kümmere mich darum. Wir werden alles zurücksenden, was wir nicht brauchen.«

Madge rieb sich ihre nackten Arme. »Wie halten Sie es bei der Kälte hier drinnen nur aus? Ich würde erst einmal die Heizung aufdrehen.«

»Für die Sachen, die wir hier bearbeiten, ist es besser, wenn der Raum etwas kühler ist«, sagte Korey. »Wir haben uns daran gewöhnt.«

»Würden Sie Miss Stewart eine große Schachtel und etwas säurefreies Einwickelpapier geben? Sie möchte einen Quilt einlagern.«

»Kein Problem.« Korey ging los, um das Gewünschte zu holen.

»Anscheinend ist die Sitzung vorbei«. Signy nahm das Jackett von den Schultern und legte es auf den Tisch.

»Ja. Ich nehme an, Mark sucht Sie im Mitarbeiterzimmer. Ich zeige Ihnen den Weg, wenn Sie möchten.«

»Danke, Korey«, schrie sie ihm nach. »Danke für die Führung.«

»Gern geschehen, Mrs. G.«

»Korey kümmert sich um Sie, Madge«, sagte Diane. »Er kann Ihnen auch Ratschläge geben, wie Sie Ihren Quilt reinigen können.«

Diane ließ Madge allein, die sich gerade eine Schale voller Abgüsse von Dinosauriereiern aus Gießharz anschaute, und führte Signy zum Mitarbeiterzimmer.

»Wie war die Sitzung?« Signy schaute auf die Uhr. »Viel können Sie in der kurzen Zeit ja nicht erledigt haben.«

»Nein. Viel haben wir nicht erledigt. Nur Kleinigkeiten. Hat Ihnen die Führung durch das Konservierungslabor gefallen?«

»Ja«, sagte Signy. Sie klang überrascht, dass ihr tatsächlich der Besuch eines Museumslabors Spaß gemacht hatte. »Korey ist ein guter Lehrer und sehr begeistert von seiner Arbeit.«

»Mark erwähnte, dass Sie Erkältungsmittel nehmen. Es tut mir Leid, dass Sie die Nacht im Konferenzraum verbringen mussten. Ich muss die Reinigungsmannschaft befragen, warum die Sie nicht bemerkt haben.«

»Das ist schon in Ordnung. Auf diese Weise musste ich nicht mehr fahren, und Mark war ja sowieso die halbe Nacht im Büro, um mit Japan zu sprechen.«

»Ich hätte Sie gern heimgefahren.«

»Die Couch war sehr bequem.«

Diane drang nicht weiter in sie, fand aber die ganze Angelegenheit äußerst seltsam. Sie trafen Mark vor dem Mitarbeiterzimmer. Er blickte finster drein, und sein Gesicht erhellte sich nicht automatisch, als er seine Frau erblickte. Als er dann schließlich doch lächelte, wirkte das ziemlich gezwungen.

»Ich bringe dich besser nach Hause«, sagte er. »Du musst erschöpft sein.« Er nickte Diane zu, nahm Signy am Arm und führte sie über den smaragdgrünen Fliesenboden zum Aufzug.

Diane machte sich ebenfalls auf den Weg Richtung Aufzug, wurde aber von Donald gestoppt. Seinem düsteren Blick konnte sie entnehmen, dass ein weiterer Streit bevorstand.

»Diane. Ich habe diese Botschaft nicht selber fabriziert.«

»Was?« Für einen Moment wusste sie nicht, wovon er redete, da sie gleichzeitig Marks und Signys flüsternd geführten Gespräch vor dem Aufzug zu folgen versuchte.

»Kannst du denn gar nichts richtig machen?«, sagte Mark.

»Wenn es mich nicht gäbe, würdest du nicht einmal von ihnen wissen. Ich fahre allein heim.«

Diane sah gerade noch, wie Mark Signy an den Arm fasste. Diese schüttelte ihn ab und eilte in den Aufzug, dessen Türen sich gerade öffneten.

»Ich war es wirklich nicht. So etwas würde ich nie tun«, redete Donald weiter. »Und es schockt mich wirklich, dass Sie mich zu so etwas für fähig halten.«

Diane wandte ihre Aufmerksamkeit wieder ihm zu. »Ich glaube ja gar nicht, dass Sie das waren, Donald. Ich denke, wir beide waren unschuldige Opfer eines Witzbolds.« Sein Gesicht hellte sich auf und zeigte sogar ein schiefes Lächeln. Sie sagte ihm allerdings nicht, dass sie vor allem bezweifelte, dass er etwas tun würde, was so offensichtlich auf ihn hindeutete.

»Wer könnte es denn Ihrer Ansicht nach gewesen sein?«, fragte er.

»Ich weiß es nicht. Haben Sie einen Ausdruck der E-Mail dabei?«

Er nahm ein Blatt Papier aus seinem Ordner und gab es ihr. »Es wurde von Ihrem Computer abgeschickt«, sagte er.

»Sieht so aus. Teilen Sie mir mit, wenn Sie etwas erfahren?«

»Sicher. Kein Problem.«

Nachdem Donald gegangen war, machte sich Diane auf den Weg in ihr Büro. In der Eingangshalle sprach sie ein Wachmann an, der gerade an der Gegensprechanlage stand.

»Ein Frank Duncan möchte Sie sehen, Dr. Fallon.«

»Okay. Sie können ihn hereinlassen.«

Der Wachmann öffnete Frank die Tür. Dieser hatte einen großen Umschlag in der Hand.

»Frank, ich hatte nicht erwartet, dich heute zu sehen. Irgendwelche Neuigkeiten über die Sache mit deinen

Freunden?« Sie wies mit der Hand in Richtung ihres Büros. Sie gingen durch die Glastür mit der Aufschrift VERWALTUNG und folgten dann dem Gang, der in ihr Büro führte.

»Ich weiß, dass du nicht in irgendwelche Untersuchungen verwickelt werden möchtest, aber ich würde trotzdem gern mit dir sprechen.«

»Geht es dabei um die Umstände ihres Todes?« Diane fischte den Türschlüssel aus ihrer Jackettasche.

»Ja. Die Fahnder haben Star aufgegriffen.«

Diane umklammerte den Schlüssel in ihrer Hand so fest, dass ihre Knöchel ganz weiß wurden. Sie hielt den Atem an. Dies wurde ihr erst bewusst, als sie sich Frank zuwandte. »Sie lebt also? Sie ist in Ordnung? Das ist eine gute Nachricht. Ich ... Nun, ich habe das Schlimmste befürchtet.«

»Ich auch. Sie lebt, aber das Mädchen ist in großen Schwierigkeiten. Ihre Eltern und ihr Bruder sind tot, die Ermittler halten sie für die Täterin, und leider macht die Polizei von Rosewood ihren Job nicht richtig.«

Die beiden betraten Dianas Büro durch ihren Privateingang, und sie setzte sich an den Schreibtisch. »Wie kommst du auf die Idee?«

Frank holte sich einen Stuhl und legte den Umschlag auf den Tisch. »Kennst du dich etwas in der Lokalpolitik von Rosewood aus?«

»Ich weiß nur, dass es Unstimmigkeiten zwischen dem Bürgermeister und dem Stadtrat gibt.«

»Und die Bezirksvorsteher sind auch noch im Spiel, was alles noch viel komplizierter macht. Es ist eine total verfahrenene Situation.«

»Ich verstehe nicht viel von Lokalpolitik. Ich versuche, mich nur so weit damit zu befassen, wie es mein Job hier erfordert.«

»Im Grunde handelt es sich um einen Machtkampf zwischen Bürgermeister Sutton und dem Stadtrat. Er glaubt, Rosewood sei Atlanta.« Frank zog ein Gesicht. »Er möchte eines Tages Gouverneur werden und hat vor, aus unserer kleinen Stadt sein eigenes kleines Reich zu machen.«

»Eine Menge Leute ziehen hierher. Ich weiß das, weil wir für unsere Museumsplanung demographische Untersuchungen angestellt haben.«

Frank winkte ab. »Ich arbeite in Atlanta und lebe dort. Es mögen nur etwa hundert Kilometer dazwischen liegen, aber da gibt es doch einen gewaltigen Unterschied. Auf seine Weise ist der Stadtrat allerdings genauso mies wie der Bürgermeister. Sie sind gegen jeden Wandel in ihrem kleinen Königreich. Sie wollen einfach ihre eigenen Erbhöfe verteidigen.«

Diane lehnte sich in ihrem Stuhl zurück. »Was hat das mit dem Mord an deinen Freunden zu tun? Willst du andeuten, dass er einen politischen Hintergrund haben könnte?«

»Nein, natürlich nicht. Darauf will ich nicht hinaus.« Frank rutschte unruhig auf dem Stuhl hin und her und rückte ihn näher an den Schreibtisch heran. »Wir haben endlich einen neuen Polizeichef bekommen. Wir brauchten einen. Aber der Bürgermeister hat dem Stadtrat seinen Kandidaten aufgedrängt. Dann hat der neue Polizeichef alle Leute an die Luft gesetzt, die gegen den Bürgermeister waren, und an ihrer Stelle neue Leute eingestellt – die meisten davon alte Kumpel von ihm wie der Chefermittler, die sich zurückhalten und machen, was man ihnen sagt. Der Chefermittler hat dann seinerseits seine Leute geholt. Das Ergebnis ist eine allgemeine politische Vetternwirtschaft. Keiner weiß, was sie wirklich tun.«

»Am wichtigsten ist der Tatort, und das Georgia Bureau of Investigation weiß genau, was da zu tun ist.«

»Aber das GBI hat den Tatort überhaupt nicht untersucht. Das wollte ich dir die ganze Zeit schon erzählen. Der Polizeichef hat sich geweigert, sie zu rufen. Er ist der Meinung, dass die Polizei von Rosewood dieses Verbrechen ohne Hilfe von außen aufklären kann.«

»Und, können sie das?«

»Nein. Der beste Ermittler war Jake Houser, aber er gehört nicht zu den Männern des neuen Polizeichefs. Man hat ihn auf

einen reinen Bürojob abgeschoben, und jetzt besteht die Mordkommission aus Grünschnäbeln, von denen kaum einer älter ist als Kevin.«

Diane unterdrückte ein Lächeln und fragte sich, ob Frank nicht einfach ein Vorurteil gegen Polizisten hatte, die halb so alt waren wie er. »Aber sie könnten doch trotzdem ihr Handwerk verstehen.«

»Auf wessen Seite stehst du eigentlich?«

»Auf deiner natürlich. Ich denke, du solltest dich an den Stadtratsvorsitzenden wenden und ihm mitteilen, dass sie von Anfang an Recht hatten und dass die Günstlinge des Bürgermeisters eine Morduntersuchung vermasseln.« Diane kannte zwar das Mädchen nicht persönlich, aber sie war ungeheuer erleichtert, dass es nicht getötet worden war. Mit Gefängnis und Prozessen konnte man fertig werden, der Tod war endgültig.

»Das ist wirklich nicht lustig.«

»Nein, bestimmt nicht. Was genau haben sie eigentlich falsch gemacht?«

»Janice Warrick, die die Untersuchungen führt, hat Georges Mutter und Stiefvater erlaubt, das Haus zu betreten. Sie hat sogar zugelassen, dass der Stiefvater im Schlafzimmer herumgetrampelt ist, bevor die Kriminaltechnik kam.«

Diane presste die Lippen zusammen. »Hast du Detective Warrick nicht deutlich gemacht, dass man den Tatort mit falschen Spuren kontaminiert, wenn Leute ihn betreten dürfen?«

»Ich habe es ihr deutlich gemacht. Ich habe es ihr sogar an den Kopf geworfen. Daraufhin hat sie mich gefragt, was so ein Papppolizist überhaupt von Tatortarbeit versteht. Sie ließ sie sogar Dinge aus dem Haus mitnehmen. Als ich dagegen protestierte, wollte sie mir tatsächlich einen Platzverweis erteilen. Ich machte ihr klar, dass ich der Testamentsvollstrecker

des Opfers bin und die Polizei von Rosewood und sie persönlich vor Gericht bringen werde, wenn etwas im Hause fehlt.«

»Warst du am Tatort?«

Frank starrte sie einen Moment lang an. »Ich blieb meist auf der Eingangsterrasse. Hast du an den Knochen gedacht?«

»Ja.« Sie zog ein Blatt Papier aus der Schublade. »Hier ist das Gutachten. Ich habe ein Standardformular benutzt.«

Er warf einen Blick darauf. »Irgendwas Neues?«

»Ja.«

»Du meinst, du hast beim ersten Mal etwas übersehen?«

Diane nickte. »Ja, leider.«

»Also dann sind wir wieder quitt, wenn man bedenkt, dass ich die Spinnweben weggeworfen habe. Was hast du gefunden?«

»Eine Fischgräte und den Deckel des Pupariums einer Schmeißfliege in der Markhöhle.«

»Was? Eine Fischgräte und ein was?«

»Den Deckel der Tönnchenpuppe einer Schmeißfliege. Kennst du dich im Lebenszyklus der Schmeißfliegen aus?«

»Aber sicher, den kennt doch jeder ... Über Fliegen weiß ich nur, dass sie verdammt eklige Plagegeister sind.«

»Wenn es sie und einen Haufen anderer ekliger Kreaturen nicht gäbe, wäre die Welt übersät von toten, unverwesten Lebewesen. Nach dem Ende des dritten Larvenstadiums der Schmeißfliege ...«

»Nicht zu kompliziert, bitte.«

»Also gut. Du weißt doch, dass Fliegen von Leichen und Aas angezogen werden.«

»Ja, das ist mir bekannt.«

»Es gibt einen Punkt im Lebenszyklus einer Schmeißfliege, wo deren Larve den Leichnam verlässt und sich im Boden eingräbt. Diese dritte Häutung verpuppt sich dann, sie wird zu

einer Tönnchenpuppe, einem Puparium. Nach einer gewissen Zeit verlässt sie dann den Boden als ausgewachsene Fliege, indem sie den Deckel am Ende des Pupariums absprengt und aus der Puppe »ausschlüpft«. Einen solchen Deckel habe ich gefunden. Meine entsprechende Zuschreibung muss noch vom Entomologen überprüft werden, aber die Bedeutung dieser Funde liegt zweifellos darin, dass sich weder die Fischgräte noch der Pupariums-Deckel in diesem Knochen hätten befinden dürfen.«

»Okay. Und wie sind sie dann dorthin gekommen?«

»Ich nehme an, sie wurden eingespült. Aber es sind auch noch andere Szenarien denkbar. Der Knochen könnte unter der Erde gelegen haben. Dann wäre die Larve von einem anderen, oberirdisch verwesenden Lebewesen gekommen, hätte sich in den Boden eingegraben und wäre dann in die Knochenhöhle geschlüpft. Später könnte der Knochen durch die Erosion des Bodens freigelegt oder von einem Tier ausgegraben worden sein, um dann von deinen Freunden gefunden zu werden.«

»Bringt uns das irgendwie weiter?«

»Es sagt uns etwas über die Umgebung, in der sich der Knochen befand ...«

»Etwa ein Fluss?«

»Nein, die Schmeißfliegenlarve lebt nicht unter Wasser. Denk daran, dass dein Freund George gedacht hat, es handle sich um einen Hirschknochen, weil er daneben Hufe, Geweihe oder ähnliches gefunden haben will. Also lagen hier Fischgräten und Hirschknochen an derselben Stelle. Ich glaube, du solltest also den Rest des Körpers – die übrigen Knochen – an einem Ort suchen, an dem man mit unterschiedlichen Tierknochen umgeht. Etwa ein Jagdlager, in dem Wild oder Fisch ausgenommen und zerteilt werden.«

Frank nickte. »Das ist ja schon ein Anfang. Woher weißt du

eigentlich so viel über Insekten?»

»Das war Teil meines alten Jobs. Körper, Knochen, Insekten und Blut.«

»Das alles?»

»Das gehört alles zusammen. An den Orten, an denen ich arbeiten musste, gab es kaum Kriminallabore. Diese Länder sehen uns sowieso nicht gerne und sie denken deshalb nicht daran, uns Experten und Laboreinrichtungen zur Verfügung zu stellen. Und so mussten wir lernen, alles selber zu erledigen.«

»Also kennst du dich auch mit Tatorten aus?»

»Ja.«

Frank stand auf und ging hinüber zu einem Foto an der Wand, das das Innere einer Höhle zeigte. Er drehte sich nicht um und tat so, als ob er zu diesem Foto spräche. »Warrick hat die Spurensicherung am Tatort abgeschlossen. Ich frage mich, ob du ihn dir anschauen könntest?»

»Frank, ich ...«

Er wandte sich um und schaute sie an. »Sie haben die Kugel überprüft, die Jay getötet hat. Sie stammt definitiv aus Louises Pistole. Star ist erst sechzehn. Sechzehn, Diane! Ich glaube nicht, dass sie es war. Ich besorge ihr einen Anwalt, aber ich brauche als Einstieg auch eine Analyse des Tatorts.«

»Aber die Spuren am Tatort wurden doch bereits kontaminiert.«

»Ich weiß, aber du sagtest doch ›Körper, Knochen, Insekten und Blut‹. Kennst du dich auch mit Blutspritzern aus?»

»Ja, natürlich, aber ...«

»Das ist doch schon ein Anfang. Es gibt da einige Spritzer. Diane, vorerst bin ich Stars Vormund, bis sie achtzehn wird. Ich kenne sie bereits seit ihrer Babyzeit. Sie ist für mich wie eine Tochter, und ich weiß, dass sie das nicht getan hat. Aber ich brauche jemanden, der mir hilft, das zu beweisen.« Er schwieg

einen Moment und wandte sich wieder der Aufnahme an der Wand zu. »Die Person in der Höhle scheinst du zu sein.«

»Das bin ich.«

»Du scheinst an einem Seil zu hängen.«

»Stimmt.«

»Warum?« Er drehte sich um und schaute sie mit einem verwunderten Stirnrunzeln an.

»In diese Höhle konnte man nur von oben einsteigen. Wusstest du nicht, dass ich auch Höhlenforschung betreibe?«

»Also, du hast es mal erwähnt, aber ich dachte, du würdest solche Höhlen wie Ruby Falls oder Mammoth Cave mit ein paar anderen Leuten als besserer Tourist besuchen.«

Sie deutete auf das Foto. »Diese Höhle liegt in Brasilien. Ich habe sie kartiert.«

»Kartiert? Warum das denn?«

Diane zuckte die Schultern. »Bisher hatte das noch keiner getan.«

»Also das tust du in deiner Freizeit?«

Sie beugte sich vor und stützte die Ellbogen auf den Schreibtisch. »Es ist entspannend. Höhlen sind wunderschön. Die Zeile aus dem Gedicht von Robert Frost – »lieblich, dunkel und tief« – passt besser zu Höhlen als zu Wäldern. Man meint, sich im Zentrum eines schwarzsamtenen Universums zu befinden, in dem oft eine Stille herrscht, wie es sie auch in der Tiefe des Weltalls geben muss.«

»Wie du es beschreibst, muss das etwas ganz Besonderes sein.«

Diane musste lachen, als sie seinen verwunderten Blick bemerkte. »Es ist etwas ganz Besonderes.«

Frank nahm eine Druse in die Hand, die als Briefbeschwerer auf dem dunklen Schreibtisch aus Walnussholz lag, und betrachtete sie von allen Seiten. »Wir müssen uns wieder

miteinander vertraut machen. Wir haben uns damals eigentlich nie so richtig kennen gelernt.«

»Es scheint, dass es da vieles gibt, was wir nicht voneinander wissen.«

Dianes privates Durchwahltelefon klingelte, und sie hob ab, während ihre Blicke weiterhin ineinander ruhten.

»Diane, kann Dylan Houser einmal bei Ihnen vorbeikommen und mit Ihnen abklären, welche interaktiven Computerprogramme das Museum brauchen könnte?«

Diane zögerte einen Moment, lenkte ihre Aufmerksamkeit weg von Frank und konzentrierte sich auf den Anrufer. »Hallo, Ken. Wie geht's? Sie vergeuden wirklich keine Zeit.«

»Dies ist kein Geschäft, in dem man Zeit vergeuden darf – nicht wie das Immobiliengeschäft anscheinend.« Er lachte so laut, dass Diane den Hörer vom Ohr nehmen musste.

»Was ist eigentlich mit Mark los?«, fragte Diane.

»Das wüsste ich auch gerne. Das Ganze ergibt für mich keinen Sinn, es sei denn, er hat bereits Geld in diese Sache gesteckt und braucht das Geschäft, um seine Verluste abzudecken oder so etwas Ähnliches. Ich kann mir nicht vorstellen, dass er sich diese ganze Mühe macht, nur um dann eine Provision zu kriegen. Was ist jetzt mit Dylan? Es war seine Idee. Ich glaube, seine Freundin möchte bei Ihnen arbeiten. Er ist ein kluger Junge. Er hat schon ausgerechnet, wie viel Geld ich verdiene, wenn er Sie von unserem Angebot überzeugen kann.«

»Sein Vater Jake ist einer unserer Nachtwächter. Also warum sollen wir daraus nicht eine Familienangelegenheit machen? Es schadet ja nicht anzuhören, was er vorzuschlagen hat.«

»Gut. Ich sag's ihm. Wenn ich herausfinde, was Grayson vorhat, lasse ich es Sie wissen.« Er legte auf. Ken belastete seine Gespräche selten mit verzichtbaren Dingen wie »Guten

Tag« oder »Auf Wiedersehen«.

Als sie den Hörer zurück auf die Gabel legte, fiel ihr Blick auf den Umschlag auf dem Schreibtisch. »Sind dies die Bilder vom Tatort?«

»Ja.«

Diane betrachtete den gelbbraunen Umschlag für einen Moment, bevor sie nach ihm griff. Sie tat dies sehr zögerlich, als könne er sich in eine Schlange verwandeln, wenn sie sich zu schnell bewegte. Sie wusste, dass der Umschlag die Fotos einer toten Mutter, eines toten Vaters und ihres toten Sohnes enthielt. Sie zeigten keine »friedlich Entschlafenen«, wie es so oft in Todesanzeigen heißt, sondern leblose, möglicherweise blutüberströmte Körper, deren Glieder wahrscheinlich in seltsamen Stellungen erstarrt waren und die vielleicht sogar von einem vergeblichen Abwehrkampf zeugten.

Diesen Umschlag zu öffnen bedeutete das Öffnen einer Tür, von der sie gedacht hatte, sie hätte sie für immer und ewig verschlossen und verriegelt.

Diane starrte auf den Umschlag.

»Alles in Ordnung?«, fragte Frank nach einiger Zeit.

»Was?«

Diane schaute Frank an, als ob sie vergessen hätte, dass er da war. »Ja. Ich habe nur an etwas denken müssen.« Sie öffnete den Umschlag und nahm die Aufnahmen vom Tatort heraus.

Frank ließ sich auf den Stuhl fallen, lockerte seine Krawatte und beugte sich vor.

»Hast du sie schon gesehen?«, fragte sie.

»Ja.«

»Es fällt schwer, Mordopfer anzuschauen, die man kennt. Wie bist du an diese Aufnahmen gelangt? Wer hat dich überhaupt zum Tatort gerufen?«

»Ein Streifenpolizist im Department, Izzy Wallace. Er mag die neuen Leute genauso wenig wie ich. Er hat sie mir besorgt. Er war ebenfalls mit George befreundet.«

»Noch ein Pokerkumpel?«

»Ja. Und wir gehören alle zum selben Jagdclub.«

Diane verzog das Gesicht. »Kennst du den Todeszeitpunkt?«

»Nicht genau. Der Gerichtsmediziner meint, er liege irgendwo zwischen zwei und vier Uhr morgens. Nach der Autopsie wissen sie mehr.«

»Kannst du auch den Autopsiebericht bekommen?«

»Ja, Izzy kann ihn mir beschaffen.«

»Sag mal, warum verdächtigen sie eigentlich die Tochter? Gibt es da irgendwelche Hinweise außer der Tatsache, dass sie Drogen nimmt und Zugang zu dieser Waffe hatte?«

Diane blickte vom Foto auf. Frank senkte den Kopf für einen Moment.

»Sie haben sie beim Versuch erwischt, eine Münzsammlung zu verkaufen, die George von seinem Vater geerbt hatte. Sie ist äußerst wertvoll.«

»Wie können die Ermittler sicher sein, dass die Sammlung sich zur Tatzeit noch im Haus befunden hat?«

Frank machte ein Gesicht, als habe er gerade auf etwas Bitteres gebissen. »Georges Mutter und Stiefvater, Crystal und Gilroy McFarland, behaupten das.«

»Du glaubst ihnen wohl nicht? Aber sie würden doch nicht absichtlich ihre Enkelin belasten!«

»Du müsstest Crystal mal kennen lernen. Sie war bereits ein Miststück, als George und ich noch klein waren. Nicht gerade der mütterliche Typ. Nicht so wie Louise.« Er machte eine kleine Pause und schaute auf die Fotos auf dem Tisch. »Crystal hat Star oder Jay niemals als ihre Enkel betrachtet. Sie waren adoptiert, und das zählte nicht bei ihr.«

Diane biss die Zähne zusammen und begann sich das erste Foto genau anzusehen. Der vierzehnjährige Jay lag neben einer großen Eiche zusammengekrümmt auf dem Boden. Er lag auf dem Bauch, mit einem Arm unter dem Körper, während der andere am Ellenbogen abgewinkelt neben ihm lag. Ein Bein war ausgestreckt; das andere war am Knie abgewinkelt. Er trug eine hellblaue Jacke, Jeans und weiße Nike-Turnschuhe. Eine Nahaufnahme von seinem Rücken zeigte das Einschussloch in seiner Jacke und nur ganz wenig Blut. *Wahrscheinlich ein kleines Kaliber. Er war ja noch ein Kind.* Sie fröstelte. Obwohl sie bereits so viele Massakerstätten ausgegraben hatte, erstaunte es sie noch immer, dass die Täter und Hintermänner dieser Gräueltaten auch vor Kindern nicht zurückschreckten.

»Von welchem Hergang geht eigentlich Detective Warrick aus?«, fragte Diane.

»Star und vielleicht auch ihr Freund drangen in das Haus ein,

während ihre Eltern schliefen, erschossen sie und stahlen die Münzen und den Schmuck. Beim Weggehen trafen sie auf den gerade heimkommenden Jay und erschossen diesen auch. Ich sollte noch erwähnen, dass Star und Jay natürliche Geschwister sind. George und Louise haben sie beide gemeinsam adoptiert, als Jay zwei und Star vier Jahre alt war. Sie hätte niemals ihren kleinen Bruder umgebracht.«

»Und ihr Freund?«

Frank zuckte mit den Schultern. »Ich kenne ihren Freund nicht.«

»Sie haben ihn noch nicht gefunden?«

»Nein.«

»Du sagtest, sie wollte die Münzen verkaufen. Was ist mit dem Schmuck?«

»Warrick glaubt, dass sie ihn entweder irgendwo versteckt haben oder ihr Freund ihn immer noch bei sich hat.«

Diane schaute noch einmal auf das Foto. »Warum glaubt Detective Warrick, dass die Eltern zuerst getötet worden sind?«

»Es sieht so aus, als ob sie in ihren Betten geschlafen hätten.« Er zeigte auf eines der Fotos. »Wenn Jay zuerst getötet worden wäre, wären sie vom Schuss aufgewacht. Beide hatten einen leichten Schlaf, und George hätte bestimmt keine Hemmungen gehabt, von der Schusswaffe Gebrauch zu machen.«

»Was machte Jay noch so spät da draußen?«

»Das weiß ich nicht. Das war eigentlich gar nicht seine Art.«

»Kannst du das vielleicht von seinen Freunden erfahren?«

»Vielleicht.«

Diane nahm die Fotografien, stapelte sie aufeinander und begann sie durchzusehen. »Gibt es noch mehr von Jay?«

»Das sind alle, die mir Izzy gegeben hat. Brauchst du sonst noch etwas?«

»Den Baum.«

»Den Baum?«

»Es könnten Blutspritzer auf dem Baum vorhanden sein. Die würde ich mir gern ansehen.«

Plötzlich hörte man durch die Verbindungstür zu ihrem Büro Andies Stimme. Sie sprach gerade mit Korey.

»Also Sie haben dieses ganze Zeug gar nicht bestellt?«, fragte Andie.

»Nein. Glauben Sie, ich dachte, in unserem Land könne das Ammoniumnitrat knapp werden?«, entgegnete Korey.

»Einen Moment«, sagte Diane. Sie stand auf und öffnete die Tür zum Nachbarbüro.

»Dr. Fallon«, sagte Andie. »Korey sagt ...«

»Ich weiß. Es wurden auch noch einige andere Bestellungen doppelt abgegeben. Haben Sie die Unterlagen dabei, Korey?«

Er übergab ihr einen Ordner. »Ich schicke die Chemikalien zurück, wie Sie vorgeschlagen haben. Ein paar andere Vorratsgüter können wir behalten. Hatten Sie schon Gelegenheit, sich meine Vorschläge anzuschauen?«

»Nein, noch nicht. Aber ich bin sicher, dass sie mir gefallen werden. Bei Miss Stewart haben Sie schon Interesse für Ihren Kurs geweckt. Vielen Dank übrigens noch, dass Sie sich um sie und Mrs. Grayson gekümmert haben.«

»Keine Ursache. Ich freue mich immer, wenn ich Leuten erzählen kann, was ich hier so tue. Noch etwas, Dr. Fallon: Ein paar meiner Assistenten und ich würden gerne an einigen Abenden etwas länger dableiben, um die Sachen zu untersuchen, die wir im Keller gefunden haben. Da unten fühlt man sich wie in einer alten Schatzhöhle. Gestern erst haben wir eine Schachtel mit Unterkieferknochen des Merycodus gefunden.«

»Was ist das denn?«, fragte Andie.

»Ein Gabelhorntier aus dem Pliozän«, antwortete Korey und grinste.

»Ach so«, sagte Andie.

»Ein Paarhufer«, fuhr Korey fort.

»So etwas wie ein kleiner fossiler Hirsch«, ergänzte Diane.

»Das wusste ich doch«, sagte Andie.

»Eine wunderbare Idee«, sagte Diane zu Korey. »Ich schaue mal, ob ich Ihnen nicht noch etwas Hilfe verschaffen kann. Im nächsten Monat werden wir einen Praktikanten oder Auszubildenden von der technischen Fachschule bekommen. Dafür müssten Sie einmal die Woche einen Kurs in dieser Schule abhalten.«

»Das kann ich machen. Das könnte klappen. Viele Schüler an dieser Schule arbeiten tagsüber und wären sicher froh, wenn sie hier eine Abendschicht einlegen könnten.«

»Ich lasse es Sie wissen, wenn ich die Einzelheiten kenne«, sagte Diane.

Beim Weggehen murmelte ein zufriedener Korey etwas über gelungene Zeitplanung vor sich hin.

»Ich wünschte, allen meinen Mitarbeitern würde ihre Arbeit so viel Spaß machen.« Diane wandte sich an Andie. »Erkundigen Sie sich bitte in allen Abteilungen, ob es in der letzten Zeit ungewöhnliche Lieferungen oder Doppelbestellungen gegeben hat.«

»Mache ich. Worum geht es eigentlich?«

»Ich weiß es noch nicht. Wenn Sie etwas Entsprechendes finden, teilen Sie es mir bitte mit. Ich habe hier etwas mit Frank zu besprechen. Bitte stören Sie mich nur im Notfall.« Diane schloss die Tür, setzte sich und legte Koreys Ordner auf den Fotostapel.

»Ich bin dir wirklich sehr dankbar, Diane. Ich weiß, du hast viel zu tun«, sagte Frank.

Sie deutete auf Koreys Ordner. »Jemand hat Exponate und Verbrauchsmaterialien bestellt, die wir bereits haben. Man könnte es als Kinderstreich abtun, wenn dabei nicht so viel Geld im Spiel wäre. Eine Bestellung allein belief sich auf fast 150 000 Dollar.« Sie öffnete den Ordner, den Korey ihr gegeben hatte. Darin befanden sich die Kopien der Bestellungen von extrem großen Mengen an Bedarfsartikeln für sein Labor – alle mit ihrer Unterschrift! »Das Seltsame ist, dass ich alle diese Bestellungen unterschrieben haben soll. Zumindest sieht es wie meine Unterschrift aus.«

»Aber du warst es nicht?«

»Es müsste im Schlaf geschehen sein. Außerdem hätte nicht ich diese Formulare unterzeichnet, sondern die Abteilungsleiter. Die Vorstellung fällt mir schwer, dass jemand meine Unterschrift gefälscht haben könnte. Ist dazu nicht eine gewisse Fertigkeit nötig? Und wer immer es war, er scheint nichts für sich selbst bestellt zu haben. Es sind nur Sachen, die wir normalerweise ordern, nur eben in riesigen Mengen. Man will mich wohl einfach ärgern – oder mich inkompetent aussehen lassen.«

»Vielleicht kann ich helfen. Dürfte ich die Papiere einmal sehen?«

Diane reichte ihm Koreys sowie ihren Ordner, der die Doppelbestellungen enthielt, die sie entdeckt hatte. »Ich habe einen Anruf von einem Lieferanten bekommen, der die Bestellung von Dinosauriermodellen bestätigt haben wollte. So habe ich von dieser Sache erfahren.«

Frank öffnete den ersten Ordner. »Hast du noch die Kopien der ursprünglichen Bestellungen?«

»Du glaubst, du könntest herausfinden, wer dahintersteckt?«

»Vielleicht.«

Diane rief Andie an und bat sie, die Unterlagen über die Exponate zu bringen, die sie vor Monaten bestellt hatte.

»Hey, Frank«, sagte Andie, als sie Diane die Papiere überreichte. »Schlimm, was Ihren Freunden passiert ist. Ich nehme nicht an, dass Sie an diesem Freitag in die Karaoke-Bar kommen. Wir werden Sie vermissen.«

Frank schüttelte den Kopf. »Nein, ich werde eine Weile nicht mehr erscheinen, Andie.«

»Frank hat mir bereits erzählt, dass Sie beide Karaoke machen«, sagte Diane.

Andie nickte. »Frank ist ein richtiger ... wie haben Sie sich letzte Woche genannt?«

»Schnulzensänger«, sagte Frank.

»Also, das ist eine Seite von dir, von der ich überhaupt nichts wusste.«

Er verzog seine Lippen zu einem schiefen Lächeln. »Ich nehme an, wir stecken alle voller Überraschungen.«

»Sie sollten ihn in dunklem Anzug mit Sonnenbrille sehen, wenn er die Blues Brothers imitiert.« Andie versuchte Franks Tanzbewegungen nachzumachen.

»Ich kann es kaum erwarten. Singen Sie auch, Andie?«, fragte Diane.

Andie in ihrem kurzen schwarzen Jeansrock, Glitzer-Kettengürtel und ihrer durchscheinenden grauen Bluse wirkte recht überzeugend, als sie eine kurze Britney-Spears-Nummer hinlegte.

»Es macht einen Heidenspaß. Sie sollten auch einmal kommen.« Andies breites Grinsen gefror, als ihr Blick auf eines der Fotos auf Dianas Schreibtisch fiel. »Oh Gott. Ist das ...? Oh, tut mir Leid, ich sollte hier nicht so herumtanzen.«

»Ist schon recht, Andie«, sagte Diane. »Danke, dass Sie den Ordner gebracht haben.« Diane beobachtete, wie Andie in ihr Büro zurückging und die Tür hinter sich schloss.

Beide schwiegen einen Augenblick. Frank nahm den Ordner

mit den Bestellungen und setzte sich an ein Wandtischchen, das unter drei Escher-Drucken stand: einem Schloss mit endlos hinauf-und hinabführenden Treppen, einem auf irreale Weise sich selbst speisenden Wasserfall und eine mosaikartige Symmetriezeichnung von Engeln und Teufeln.

»Ich hätte die Fotos abdecken sollen«, sagte Diane.

»Es ist meine Schuld«, sagte Frank. »Ich weiß ja, dass du zurückgekommen bist, um hier etwas Ruhe zu finden. Ich hätte dich nicht in diese Sache hineinziehen dürfen.«

»Der Mörder ist schuld«, entgegnete Diane.

Diane sah zu, wie Frank zwei Papierstücke gegen die bronzene Schreibtischlampe hielt und genau untersuchte. »Das ist es«, sagte er. »Sie haben einfach deine Unterschrift von diesem Schreiben an das Bickford-Museum abgepaust, in dem du die Bestellung von – was immer das ist – bestätigst.«

»*Albertosaurus*, *Pteranodon sternbergi*, *Tylosaurus* und ein *Triceratops*?«

»Ja, diese Burschen.«

Diane stand auf und stellte sich neben Frank.

»Fass sie nicht an«, rief Frank, als sie nach den Papieren greifen wollte. Er selbst hielt sie ganz außen am Rand. »Ich weiß, dass deine Fingerabdrücke bereits drauf sind, aber wenn wir Glück haben, können wir auch noch die des Täters feststellen.«

Die Unterschrift auf der Kopie der Doppelbestellung, die ihr das Bickford-Museum zugefaxt hatte, entsprach genau der Signatur dieses ersten Briefes. Dasselbe traf für die Unterschriften auf den Kopien der anderen Bestellungen zu. Alle waren vollkommen identisch.

»Pausen ist der schnelle und schmutzige Weg, einen Namen zu fälschen«, sagte Frank. »Amateure wählen meist diese Methode. Und Profis, wenn die nachträgliche Aufdeckung der

Fälschung nicht weiter von Belang ist. Es ist leicht aufzudecken, weil es unter anderem nicht die glatte Qualität einer normalen Signatur aufweist.«

»Ich weiß wirklich nicht, warum jemand sich diese Mühe machen sollte«, sagte Diane und ging zurück zu ihrem Schreibtisch. »Schlimmstenfalls ist es ein Ärgernis, solange wir die überschüssige Ware zurückschicken können.«

»Du hast vorhin erwähnt, man könnte versuchen, dich schlecht aussehen zu lassen. Könnte das dazu führen, dass dein Job hier gefährdet wäre?«

»Theoretisch schon. Aber dazu müsste ein strafwürdiges oder grob fahrlässiges und inkompetentes Verhalten meinerseits vorliegen. Ich glaube nicht, dass hierunter das Bestellen von zu vielen Bedarfsartikeln zu rechnen ist.«

»Aber diese Modelle – da geht es doch immerhin um 150 000 Dollar. Wenn sie nicht angerufen hätten ...«

»Das ist es ja gerade – sie hätten auf jeden Fall angerufen. Es geht hier um Abgüsse von fossilen Knochen, die dem Bickford-Museum gehören. Abgüsse herzustellen ist ausgesprochen aufwändig. Es ist nicht so, als ob sie die in einem Lager vorrätig hätten, mit einem Schild darauf: ›Ein wenig Montagearbeit nötig.‹ Sie müssen ihre Präparatoren zu uns schicken, die hier mit unseren zusammenarbeiten. Das Ganze erfordert viel Planung und Koordination.«

»Wer kennt diese ganzen Einzelheiten?«

Sie hob etwas die Hände, seufzte und ließ sie wieder fallen. »Jeder, der hier arbeitet. Zumindest alle Sammlungsleiter und ihre Assistenten, und das Verwaltungspersonal.«

»Nur die leitenden Positionen?«

»Nicht unbedingt. Viele Leute in untergeordneten Positionen sind an einer Museumskarriere interessiert. Sie beobachten also genau, wie wir arbeiten.«

Frank dachte einen Augenblick nach. »Die Person, die wir suchen, kennt sich mit den üblichen Verfahrensweisen hier in diesem Museum nicht aus, hat aber Zugang zu den Museumsakten.«

Donald kann es also nicht gewesen sein, dachte Diane. Er kennt die Verwaltungsvorgänge zu gut.

»Wer immer es war, er musste Dinge bestellen, deren Kaufaufträge sich bereits in den Akten befanden. Er wusste also nicht, wie man *neue* Bestellungen auswählt und abgibt. Wenn wir annehmen, dass er es nicht getan hat, um einen persönlichen Gewinn zu erzielen, dann muss er irgendeinen Groll hegen. Ich denke da an Leute wie Wachmänner oder das Reinigungspersonal. Und hast du nicht erwähnt, dass auch Studenten von der hiesigen Universität hier arbeiten?«

»Schon. Aber warum sollten sie ...«

»Das müssen wir herausfinden. Wer arbeitet noch hier und kennt sich nicht mit euren Verwaltungsrichtlinien aus?«

»Ein paar Universitätsdozenten werden bei uns als Kuratoren der einzelnen Abteilungen tätig sein, wurden aber noch nicht in unsere Verwaltungsvorgänge eingewiesen. Allerdings treffen sie erst seit gestern hier ein.«

Frank schaute sich noch einmal einige der Schriftstücke an und schüttelte den Kopf. »Er muss einen Schlüssel haben. Deine Faxliste zeigt, dass die Dinosaurier an einem Mittwochabend nach den normalen Dienstzeiten bestellt wurden. Wer war da noch anwesend?«

»Wir alle. Die meisten von uns machen seit Wochen Überstunden, um alles für den Sponsorenempfang fertig zu bekommen.«

»Registrieren die Wachleute die Personen, die nach den offiziellen Öffnungszeiten das Museum betreten oder verlassen?«

»Ja. Aber, wie ich bereits sagte, das sind fast alle hier.«

»Wäre dein Büro zu diesem Zeitpunkt noch offen gewesen?«

»Ja. Andie und ich pendeln ständig zwischen unseren Büros und den einzelnen Abteilungen hin und her.«

»Kennst du jemanden, der einen Groll auf dich hat, oder jemanden, der tun würde, was ein verärgertes Vorstandsmitglied ihm aufträgt?«

»Das könnte jeder sein. Und ich müsste es auch nicht unbedingt wissen.«

Frank schaute ihr einen Moment in die Augen. »Nur Mut. Ich glaube, ich finde heraus, wer das war.«

»Wirklich? Das hoffe ich. Das Ganze ist furchtbar ärgerlich.« Diane betrachtete ihn – seine traurigen Augen, den grimmigen Zug um den Mund. »Ich weiß, das alles muss dir schrecklich banal erscheinen angesichts ... angesichts des Schicksals deiner Freunde.«

Frank schüttelte den Kopf. »Es lenkt mich irgendwie ab, und das ist gut so. Außerdem ist es eine Möglichkeit, dir für deine Hilfe zu danken.«

Diane holte einen Hefter aus dem Schreibtisch. Er enthielt den Notizzettel, der dem Streichquartett auf der Party zugespielt worden war. »Würdest du dir das auch einmal ansehen? Es könnte mit der anderen Geschichte zusammenhängen.«

Frank las den Notizzettel, ohne ihn in die Hand zu nehmen, und hob die Augenbrauen.

»Jemand hat die Musikliste geändert«, sagte Diane. »Ich weiß, es mag seltsam klingen, dass ich mir darüber Sorgen mache, aber ich möchte dir die Hintergründe jetzt lieber nicht erklären.«

Frank nahm den Hefter und legte ihn zu den anderen. »Soll ich diesen Zettel auch auf Fingerabdrücke hin untersuchen?«

Diane nickte. »Das wäre nett.« Dann wandte sie sich wieder

den Fotos auf ihrem Schreibtisch zu. Die ganze Zeit hatte sie sich bemüht, nicht mehr daran zu denken. Jetzt suchte sie die Aufnahmen des Schlafzimmers heraus, in dem George und Louise Boone getötet worden waren.

Tatorte sind immer hässlich. Wie schön oder geschmackvoll ein Zimmer auch gewesen sein mag, der Anblick und Geruch der Körper von Ermordeten lassen es trostlos und abstoßend erscheinen. Leichen. Opfer. Es sind plötzlich keine Menschen, keine Individuen mehr, sondern etwas ganz anderes. Sie nahm ihre ganze professionelle Objektivität zusammen, die ihr in den vergangenen Monaten abhanden zu kommen drohte, und begann, die Fotos zu analysieren. Zuerst vergegenwärtigte sie sich die Aufteilung des Raumes. Jeder, der durch die Schlafzimmertür trat, blickte direkt auf die Fenster. Gleich links stand das Bett. Die Tür öffnete sich nach rechts, sodass der Eindringling von George, der auf der Seite des Bettes lag, die dem Zimmereingang am nächsten war, gesehen worden wäre. Wenn er wach gewesen war.

Für Diane war es immer wieder schockierend, wie der Tod fast alle Zeichen der Individualität eines Menschen vernichtete. Tote sind selbst von Familienmitgliedern schwer zu erkennen. Das individuelle Aussehen von Menschen ist ebenso sehr von ihren Bewegungen und ihrem Gesichtsausdruck wie von der Form ihrer Nase oder der Farbe ihrer Augen abhängig. Selbst das Foto eines lebendigen Gesichts ist leichter zu identifizieren als das reale Gesicht eines Toten. Leichen sehen nie anders als leblos aus – nicht schlafend, nicht bewusstlos, einfach nur tot.

Diane konnte sich nicht vorstellen, wie George einmal ausgesehen hatte. Kopf und Brust waren blutüberströmt. Er lag auf dem Rücken, sein Oberkörper fast in der Mitte des Bettes, angelehnt an seine Frau. Der rechte Arm war auf dem Bett

ausgestreckt, der linke lag über seiner Taille. Seine Beine waren fast vollständig von einem Bettuch bedeckt, das halb von seinem Körper heruntergezogen worden war. Louise Boone lag unter einem blutbespritzten Laken, ihr Gesicht halb unter der Schulter ihres Mannes begraben. Die linke Seite ihres Kopfes war von einer dicken Masse geronnenen Bluts bedeckt.

»Du hast doch gesagt, sie seien erschossen worden.«

Frank schaute sie überrascht an. »Das hat man mir am Ort des Geschehens erzählt. Was meinst du damit?«

»Ich muss mir unbedingt den Tatort anschauen.«

Diane zuckte zusammen, als es plötzlich an der Tür zu Andies Büro klopfte. »Dr. Fallon?«

Andie war es nicht, aber die Stimme schien doch irgendwie vertraut. Diane legte ein Blatt Papier über die Fotos.

»Ja?«

Die Tür öffnete sich, und die beiden Geigerinnen des Streichquartetts betraten den Raum. In ihren Hosenanzügen sahen sie völlig anders aus als in den Abendkleidern, die sie auf dem Empfang getragen hatten. Melissa hatte inzwischen ihre schulterlangen Locken ganz kurz geschnitten, was ihr ausnehmend gut stand.

»Alix, Melissa. Was kann ich für Sie tun?«, fragte Diane.

Sie schauten auf Frank, der aufstand und ihre Musik auf der Party lobte.

»Entschuldigen Sie die Störung, aber Andie war nicht in ihrem Büro«, erwiderte Alix.

»Ich bin sicher, sie ist bald wieder zurück. Kann ich Ihnen helfen?«

Sie schwiegen einen Moment und schauten sich an, bevor Alix zu sprechen begann. »Wir wollten Ihnen nur mitteilen, dass man uns als Unterstützung für die Museumsführer eingestellt hat. Man hat uns gesagt, dass wir einige Formulare ausfüllen müssten.«

»Mrs. Fielding hat uns auch gebeten, Ihnen das hier zu bringen.«

Melissas Ärmel rutschte ein wenig hoch, als sie ihren Arm ausstreckte, um Diane einen Aktenordner zu überreichen. Diane bemerkte blaue Flecken auf ihrem Unterarm. Sie nahm sich vor, Laura anzurufen, hielt aber gleich darauf ihre Besorgnis über die blauen Flecken für übertrieben. Außerdem ging sie die Sache ja überhaupt nichts an.

»Danke. Meinen Sie, Sie werden Ihren neuen Job mögen?« Diane öffnete den Ordner. Einer an die erste Seite gehefteten Notiz war zu entnehmen, dass es sich hier um weitere Doppelbestellungen handelte.

Melissas Lächeln und ihr neuer Haarschnitt ließen sie wie ein kleiner Kobold aussehen. »Riesig. Morgen fangen wir an, uns mit dem Naturlehrpfad vertraut zu machen.«

»Wir wissen es zu schätzen, dass wir diesen Job bekommen haben«, sagte Alix.

»Das Museum braucht engagierte Mitarbeiter, deswegen sind wir froh, dass Sie für uns arbeiten«, sagte Diane. »Melissa, ich sehe, Sie haben sich die Haare geschnitten. Das sieht sehr schick aus.«

»Jetzt sieht es gut aus«, sagte Alix. »Sie hätten sie mal nach ihren ersten Schneideversuchen sehen sollen. Sie sah aus, als ob sie unter einen Rasenmäher gekommen wäre.«

Beide Mädchen lachten. Diane freute sich darauf, beide künftig öfter um sich zu haben.

»Ich glaube, Andie ist zurück. Sie gibt Ihnen die Formulare, die Sie ausfüllen müssen.«

Sie schlossen die Tür hinter sich, und Diane wandte sich wieder Frank zu.

»Wir müssen den Tatort besichtigen«, sagte sie.

Zwei Autos standen in der Einfahrt, als Frank um die Ecke bog und auf das frisch gestrichene, zweistöckige Farmhaus zufuhr.

»Dieser Ort liegt so abgelegen im Wald, dass ich einen Wachdienst engagiert habe, der aufpassen soll, dass niemand etwas aus dem Haus mitnimmt. Das war wohl eine gute Idee. Das da sind die McFarlands.«

»Georges Eltern?«

»Seine Mutter. Sie hat Gil vor etwa fünf Jahren geheiratet.«

Als Frank den Wagen parkte, konnte Diane beobachten, wie das Paar sich mit dem Wachmann stritt, einem großen Burschen, der aussah, als ob er notfalls durchaus seinen Mann stehen könnte. Trotzdem wich er vor dieser Frau zurück, die ihn aus vollem Hals anschrie. Crystal McFarland war groß gewachsen und spindeldürr. Ihr weizenblondes Haar hatte sie auf dem Kopf hoch aufgetürmt. Sie trug eng anliegende, korallenrote Caprihosen aus irgendeinem glänzenden Stoff. Ihr dazu passendes ärmelloses T-Shirt spannte sich eng um ihren Busen, dessen Form und Volumen Diane vermuten ließen, dass er genauso natürlich war wie ihre Haarfarbe. Ihr ganzer Körper zitterte vor Wut – selbst ihre kunstvollen Ohrringe –, als sie dem Wachmann mit den Fäusten vor der Nase herumfuchtelte.

Ihr ebenfalls äußerst erzürnter Mann war so mager wie sie, wirkte aber zehn Jahre jünger. Sein glattes, braunes Haar reichte ihm knapp über die Ohren. Er trug enge Jeans und ein zerrissenes T-Shirt.

Diane und Frank stiegen aus dem Auto. Diane hatte einen Koffer mit allen Utensilien dabei, die man für eine Tatortanalyse brauchte. Auf dem Weg hierher hatte sie Frank vor ihrem Apartment anhalten lassen, wo sie den Koffer aus den Tiefen

ihres größten Schrankes ausgegraben hatte.

Als sie sich dem Haus näherten, bemerkte Diane, dass Gil McFarlands Hände voll mit schwarzem Schmierfett waren. Ganz plötzlich drehten sich Crystal und Gil um, als ob sie erst jetzt das Geräusch der zuschlagenden Autotüren gehört hätten.

»Das hier ist dein Werk, Frank Duncan.« Sie trat ihm mit erhobenen Fäusten entgegen. »George war mein Sohn, mein Sohn, und das ist mein Haus, mein Haus – verstehst du? Meins.« Jedes Mal, wenn sie *mein* sagte, vollführte ihr Körper eine leichte Drehung. *Mein Haus, meine Sachen, mein Sohn.* Das war für sie alles ein und dasselbe – Besitz. Ihr Sohn war in diesem Haus ermordet worden, aber Diane schien es nicht so, als ob Crystal McFarland deswegen trauerte.

»Dieses Haus gehört Star.« Frank blieb ruhiger, als Diane erwartet hatte. »Und ihr werdet nichts daraus entfernen. Wenn doch, lasse ich euch verhaften.«

»Du warst schon als kleines Kind ein Stück Scheiße. Star bedeutete George absolut nichts. Diese Gören waren ganz allein Louises Angelegenheit. Da sie selber keine haben konnte, holte sie sich einfach von woanders welche und gab sie als die ihren aus. George ist von meinem Blut, Star aber nicht.«

»George liebte Star. Er hat ihr alles hinterlassen. Ich weiß das, denn ich bin sein Testamentsvollstrecker, und ich werde dafür sorgen, dass Star ihr Erbe bekommt.«

»Vorsicht, Freund.« Gil trat auf Frank zu. »Meine Frau hat ihre Rechte.«

»Stimmt«, antwortete Frank. »Das ist nicht zu leugnen, aber dazu gehört nicht, dass sie sich Stars Besitz unter den Nagel reißen kann.«

»Du hältst dich wohl für ganz besonders klug?«, keifte Crystal. »Du warst schon immer ein Klugscheißer. Aber du bist nicht klug genug, um mich um meinen Besitz zu bringen. Ich nehme

mir einen Anwalt und lasse dich verhaften.«

Sie wandte sich plötzlich Diane zu, so als ob sie erst jetzt deren Anwesenheit bemerkt hätte.

»Wer zum Teufel sind denn Sie?«

Wenn das Ganze nicht so schrecklich ernst gewesen wäre, hätte Diane über dieses seltsame Pärchen laut gelacht. Ihr fiel ein, dass Frank ihr erzählt hatte, Detective Janice Warrick habe Gil McFarland gestattet, den Tatort zu betreten. Es stand zu vermuten, dass sie die beiden auch nicht gründlich befragt hatte. Wenn Diane jetzt Crystal und Gil in ihre wutverzerrten Gesichter sah, schienen ihr die beiden sogar äußerst verdächtig.

Sie sind gerade auf diese ganze Situation überhaupt nicht vorbereitet, und ohne langes Nachdenken entschloss Diane sich, ihrer Intuition zu folgen. »Ich werde im Auftrag von Stars Anwalt eine Tatortuntersuchung durchführen. Da Star unschuldig ist, erwarten wir, Hinweise auf die wahren Schuldigen zu finden. Wenn man bedenkt, dass Sie beide kein Alibi besitzen, sollten Sie sich jetzt ganz ruhig entfernen und keine weiteren Schwierigkeiten machen.« Frank schaute zuerst sie an und dann die McFarlands.

»Was meinen Sie mit ›wir haben kein Alibi?‹, kreischte Crystal. »Wir waren beide immer zusammen – den ganzen Tag und die ganze Nacht.«

»Genau das meine ich«, stieß Diane nach. »Sie geben sich gegenseitig ein Alibi. Ein solches Alibi ist nicht gerade viel wert.«

»Hören Sie mal. Was erzählen Sie denn da?«, fragte Gil empört. »Wir hatten mit dem hier überhaupt nichts zu tun. Wir ... wir waren auf einer Autoausstellung.«

»Genau«, bestätigte Crystal, »eine Autoausstellung«.

»Welche Automobilausstellung? Warum haben Sie das nicht

der Polizei erzählt?«

»Weil sie uns nicht gefragt hat, Miss Klugscheißerin.«

»Also haben Sie das gerade erst erfunden.« Diane ließ nicht locker. »Etwas spontan zu erfinden, wird Ihnen nichts nützen. Auf einer Automobilausstellung müssen Sie viele Leute gesehen haben. Sie werden aber niemanden finden, weil Sie nicht dort waren.«

»Wie zum Teufel wollen Sie das wissen?«, fragte Gil. »Sie waren ja überhaupt nicht dabei.«

»Sie hat Recht.« Die McFarlands wirbelten herum, als sich eine neue Stimme an diesem Streit beteiligte. Der von Frank engagierte Wachmann hatte sich der Gruppe bis auf wenige Meter genähert.

Sein dünnes Lächeln schien einem breiten Grinsen Platz machen zu wollen. »Meine Frau meint, ich sei ein Autonarr. Ich organisiere sogar selbst Autoausstellungen und weiß genau, dass zu diesem Termin im ganzen Südosten der USA keine stattgefunden hat.«

»Die in Gatlinberg findet das ganze Jahr über statt«, sagte Gil. »Dort sind wir gewesen.«

»Nein, das stimmt leider auch nicht. Die ist gerade wegen Renovierung geschlossen.« Der Wachmann grinste nun endgültig.

»Mensch, sind Sie etwa der Mister ›Ich-weiß-doch-alles?‹«, fauchte ihn Crystal an. Sie wandte sich wieder Frank und Diane zu. »Wir haben euch nichts mehr zu sagen. Wir haben nichts getan, und ihr könnt uns nicht das Gegenteil beweisen.«

»Deshalb ist diese Dame hier«, sagte Frank.

»Also, Moment mal. Das ist das Haus meines Sohnes. Ich bin schon drin gewesen.«

»Und ich habe zusammen mit der Polizei nachgeschaut, ob etwas gestohlen wurde«, sagte Gil.

»Und dann selber Sachen mitgenommen«, sagte Frank. »Wie würden das die Geschworenen wohl bewerten? Ihr hättet den Tatort nie betreten dürfen. Ich glaube, ihr wolltet nur die Tatsache vertuschen, dass eure Fingerabdrücke bereits vorher im Schlafzimmer waren. Ich bin mir sicher, dass weder George noch Louise euch freiwillig in ihr Schlafzimmer gelassen hätten.«

»Sie werden nichts finden, weil es da nichts zu finden gibt«, sagte Crystal. »Komm, Schatz, wir nehmen uns selbst einen Anwalt. Der wird denen schon das Nötige erzählen.«

Sie und Gil machten sich auf den Weg zu ihrem Auto. Crystal wandte sich plötzlich noch einmal an Frank. »Sag dieser Star, sie wird gar nichts erben, wenn man sie wegen des Mordes an George verurteilt. Und man *wird* sie verurteilen. Dieses Balg hat es getan. Merke dir, was ich dir jetzt sage: Dieses Anwesen und alles andere wird dann mir gehören.« Sie reckte herausfordernd das Kinn, als Frank ihr zu widersprechen wagte.

»Nein, Crystal, das wird es nicht, selbst wenn Star wegen Elternmordes verurteilt wird. Du wirst im Testament gar nicht bedacht.«

Crystal starrte ihn einen Moment lang mit offenem Mund an. »Was? Du willst mir erzählen, dass jemand anderer das alles bekommt? Wer?« Frank gab ihr keine Antwort. »Die können mich nicht enterben – ich war Georges nächste Blutsverwandte. Das ist nicht legal. Die Tochter von Gils Cousin ist Rechtsanwaltsgehilfin, und deshalb weiß ich, dass man Blutsverwandte nicht enterben kann. Dafür werden wir schon sorgen.«

Danach setzten sich die McFarlands in ihren 92er Lincoln und fuhren davon. Die drei Zurückbleibenden beobachteten, wie der weiße Rauch aus ihrem Auspuff in der Ferne verschwand.

»Also, das war jetzt recht interessant«, meinte der Wachmann.

»Das kann man wohl sagen«, entgegnete Frank. Er stellte ihm Diane vor und wollte sie dann ins Haus führen.

»Bevor es dunkel wird, möchte ich mir noch die Stelle ansehen, wo Jay erschossen wurde.«

Er brachte sie an den Ort, wo man Jay gefunden hatte. Daneben stand eine Eiche mit dickem Stamm und breiter Krone. Diane fragte sich, wie alt sie wohl sein mochte – bestimmt Jahrzehnte älter als Jay.

»Hier«, sagte Frank und ging neben einer Stelle in die Hocke, der man ansah, dass sie in jüngster Zeit gründlich untersucht worden war.

Diane kauerte sich neben ihn und schaute sich das Gelände sehr genau an. »Hier haben sie die Kugel gefunden?«

»Ich glaube.«

Die Sonne ging gerade hinter den Bäumen unter; aber da reflektierte plötzlich etwas die letzten Sonnenstrahlen. Sie holte eine Pinzette und einen Beweismittelbeutel aus ihrer Tasche und hob den Gegenstand auf.

»Was ist das denn?«, fragte Frank und schaute auf den eingerollten hellen Gegenstand, der die Größe von zwei Briefmarken hatte.

»Plastik.«

»Ist es wichtig?«

»Könnte sein.« Diane steckte das Fragment in den Beutel und markierte die Fundstelle. »Wie genau lag der Körper da?« Frank zögerte einen Moment, bevor er antwortete. »Ich weiß, das ist hart«, sagte Diane.

»Ja. Mir ist gerade eingefallen, dass heute Louises Geburtstag ist.« Frank zeigte auf das Haus. »Jays Kopf lag in Richtung des Hauses.«

»Weißt du, ob man Pulverrückstände an seiner Jacke gefunden hat? Ich habe keine gesehen, aber ...« Sie ließ den

Satz unvollendet und entfernte sich von der Stelle, an der Jay gelegen hatte. »Wenn Detective Warrick meint, er sei beim Heimkommen von seiner Schwester überrascht worden, warum wurde er dann in den Rücken geschossen?«

»Ich nehme an, sie würde behaupten, Star habe ihrem Bruder dabei nicht ins Gesicht sehen können.«

»Aber sie hatte doch gerade ihre Eltern in deren Bett umgebracht?« Diane musterte noch einmal gründlich die Grasfläche, auf der sie standen. Etwa einen Meter voraus fand sie ein weiteres Plastikstück, das diesmal kleiner als eine Briefmarke war. Sie steckte es in ihre Tüte und markierte auch diese Stelle.

»Haben die Kriminaltechniker noch mehr von diesen Plastikteilen gefunden? Ich sehe keine Markierungszeichen ...«

»Ich weiß nicht, was sie gefunden haben. Ich schau mal, ob ich es herausfinden kann. Du meinst, das könnte wichtig sein?«

»Möglicherweise.« Sie gab ihm den Beutel, und er steckte ihn in seine Jackentasche. »Auf jeden Fall müssen wir sie untersuchen lassen.« Diane schaute hinüber zu dem Wachmann, der sie von der Veranda aus beobachtete. Stars Verteidigung wurde immer teurer, und dabei hatte das Ganze gerade erst begonnen. Wenn die Morde nicht bald aufgeklärt wurden, blieb nicht viel übrig, worum Crystal McFarland kämpfen könnte.

Diane inspizierte den Stamm der Eiche, konnte aber keine Blutspritzer entdecken. Danach suchte sie noch einmal nach weiteren Plastikteilen, ohne welche zu finden.

»Okay. Lass uns jetzt ins Haus gehen.«

»Ich sage Harry, dass er eine Pause machen kann. Wie lange werden wir voraussichtlich hier sein?«

»Die ganze Nacht.«

Diane stand in Georges und Louises Schlafzimmer und starrte auf die nackte, blutbefleckte Matratze. Sie war ganz neu gewesen. Bevor es zum Ort eines Verbrechens wurde, war ihr Schlafzimmer wahrscheinlich hell und luftig gewesen, mit seinen hellen Kiefernmöbeln, der grünen eisernen Gartenbank am Fuße des Bettes und seiner Blumentapete. Es war diese Tapete, die ihre Aufmerksamkeit vom Bett weglente und sie die Stirn runzeln ließ.

Frank stand neben ihr. Sein Blick wanderte von der Kommode über den Frisiertisch, auf dem Familienfotos standen, auf ein neues grünes, schmiedeeisernes Kopfteil, das noch verpackt an der Wand lehnte, und schließlich auf das Bett und die danebenliegende, blutbespritzte Wand.

»Louise war gerade dabei, das Schlafzimmer neu zu gestalten. Du hättest George bei unseren Pokerrunden hören sollen. Er meinte, er müsse einen großen Reibach machen, nur um das neue Kopfteil ihres Bettes bezahlen zu können.«

Ganz unbewusst griff sie nach Franks Hand und drückte sie. Er drückte zurück.

»Wird es die ganze Nacht dauern?«, fragte er.

Sie nickte und konzentrierte sich nun voll und ganz auf die Szene, die sich ihren Augen bot. Der Raum roch nach Tod. Sein Geruch drang aus der Matratze, den Vorhängen, den Wänden. Und es war heiß in diesem Haus. Der Schweiß ließ ihre Kopfhaut jucken, und dabei hatte sie noch nicht einmal angefangen. Es würde eine unangenehme Nacht werden. Sie holte zwei Paar Latexhandschuhe aus ihrem Köfferchen und reichte eines davon Frank. Er nahm sie, aber schaute Diane doch etwas verwundert an.

»Glaubst du, dass wir immer noch den Tatort schützen

müssen, nach all den vielen Leuten, die hier herumgetrampelt sind?«

»Die Handschuhe sollen nicht den Tatort schützen«, entgegnete sie ihm. »Sie sollen uns vor dem Tatort schützen.«

»Ganz schön stickig hier drin«, sagte er.

»Du wirst dich daran gewöhnen.«

Während sie die Handschuhe anzog, betrachtete sie leicht entsetzt die Tapete. Rote Rosen, goldgelbe Butterblumen, Schleierkraut und grüne Blätter vor einem Hintergrund aus winzigen Farbflecken – und darauf hässliche Blutspritzer. Sie zeigte auf eine Fläche. »Siehst du dieses ganz feine Nebelmuster hier?«

Frank kniff die Augen zusammen und schaute sich die Wand genau an. »Ja.«

»Das sind Blutspritzer, die mit voller Wucht auf die Wand aufgetroffen sind. Dort wo die einzelnen Tropfen größer sind – hier etwa –, war die Wucht nicht so groß. Und da gibt es noch diese Linie von Spritzern, die bis hinauf zur Zimmerdecke reicht. Die stammen von was auch immer dazu benutzt wurde, um auf sie einzuschlagen.«

»Ich verstehe. Nicht ganz leicht zu erkennen auf dieser Tapete.«

»Das ist wirklich ein Problem. Das Ganze ist schwierig genug, aber dieses Tapetenmuster macht es fast zu einem Rätsel, wie bei einem ›versteckten Bild‹.«

»Du meinst, man hat auf sie geschossen *und* auf sie eingeschlagen?« Er stellte diese Frage, als ob er erst jetzt begriffen hätte, was sie gesagt hatte.

Diane nickte.

»Die Autopsie wird sicher Genaueres ergeben«, sagte er.

»Aber die Autopsie kann uns nicht das liefern, was uns diese Blutspritzer erzählen können. Bist du noch firm in

Trigonometrie?«

»Ich glaube schon. Von Mathe verstehe ich etwas.«

»Die Analyse von Blutspritzern ist hauptsächlich eine Frage der Geometrie – du nimmst die zweidimensionalen Muster von der Wand und projizierst sie auf drei Dimensionen.«

Diane schaute zu Frank hinüber. Es war das Blut seiner Freunde, über das sie gerade so leidenschaftslos dozierte. Sie bemerkte an ihm bereits einen ganz leichten 5-Uhr-Bart, was ihn normal wirklich sexy aussehen ließ, ihm heute aber ein noch melancholisches Aussehen verlieh. »Alles in Ordnung?«, fragte sie.

»Mir geht es gut.« Seine Stimme klang zwar etwas zu bestimmt, aber Diane nahm ihn beim Wort und machte weiter.

Wenn man seinen Job gut machen will, muss man nach äußerster Objektivität streben und darf sich durch nichts davon abbringen lassen. Das war eine der Fähigkeiten, die Santos ihr genommen hatte – zumindest für eine gewisse Zeit.

»Ich werde die Spritzer untersuchen, die mit geringerer Wucht auf der Wand aufgetroffen sind. Hier kann man nämlich noch einzelne Tropfen unterscheiden. Deren beide Achsen – Länge und Breite – werde ich jetzt ausmessen.«

Frank schaute sie ziemlich fassungslos an.

»Du machst Witze. Alle Tropfen?«

»Nicht von allen, aber zumindest von so vielen, dass ich einigermaßen verlässliche Ergebnisse bekomme.«

»Ich fürchte, das wird die ganze Nacht dauern, und das wird wahrscheinlich nicht einmal reichen. Verdammt, wie kannst du die überhaupt erkennen?«

»Es wäre sicherlich bedeutend leichter, wenn sie sich für eine rein weiße Tapete entschieden hätten. Ich benutze ein Vergrößerungsglas.«

Sie holte das Glas aus ihrem Kofferchen und zeigte Frank die

vergrößerten Blutspritzer auf der Wand.

»Ein Spritzer, der direkt von vorne auf die Wand auftrifft, ist völlig rund. Je kleiner der Aufprallwinkel wird, desto langgestreckter ist der Tropfen. Kannst du den kleinen Schwanz an den meisten dieser Tropfen erkennen? Der Tropfen geht in Richtung dieses Schwanzes, wie ein Komet. Wenn du jemals etwas Zähflüssiges verschüttet hast, wirst du dieses Phänomen bemerkt haben. Hast du je erlebt, wie eine Ketchupflasche beim Schütteln aufgegangen und über dich und den ganzen Tisch gespritzt ist?«

»Tatsächlich ist mir das einmal in einem Restaurant passiert. Ich und die Leute am Nachbartisch waren danach von oben bis unten voller Ketchup. Die Dame, mit der ich verabredet war, war zumindest sehr beeindruckt. Aber ich erinnere mich nicht, dass ich die Form der Kechuptropfen begutachtet hätte.«

Diane beobachtete sein Gesicht, als er lächelte. Er gab sich große Mühe, ganz natürlich zu erscheinen. Am meisten hatte sie sich an Franks Lächeln erinnert – er sah dabei richtig spitzbübisch aus, sodass man meinte, er wolle einen Witz mit einem teilen. Ihr blieb dann gar nichts anderes übrig, als zurückzulächeln. Diesmal war es anders. Sie wünschte sich, ganz woanders zu sein und ganz etwas anderes zu machen.

»Wenn ich entlang der längsten Achse der Tropfen eine Linie ziehe, dann bekomme ich den zweidimensionalen Konvergenzpunkt.«

»Und was würden wir dadurch erfahren?«

Diane zögerte einen Moment und biss sich auf die Unterlippe.

»Auf, erzähl es mir. Ich werde es Stars Anwalt erklären müssen – oder vielleicht sogar Warrick. Schlimmer als ihr Tod kann deine Erklärung auch nicht sein.«

»Ich weiß. Es tut mir Leid. Okay. Wenn der Täter auf ein Opfer einschlägt, spritzt das Blut auf jede Oberfläche in der

Umgebung. Alle Tropfen in diesem Spritzer sind Teil einer Menge, die diesen ganz bestimmten Schlag definiert. Für Analysezwecke gehören sie alle zusammen. Wenn der Täter seine ... seine Waffe schwingt, hat diese ja Blut an sich. Dieses Blut wird dann weggeschleudert und bildet danach eine Spur an der Wand, der Decke oder wo auch immer, je nachdem wie er diese Waffe schwingt. Wenn das Opfer nicht bereits beim ersten Schlag ohnmächtig geworden ist, wird es sich bewegen. Wenn es erneut getroffen wird, wird dies zu einer weiteren Spritzermenge führen, allerdings unter einem unterschiedlichen Winkel und mit einem anderen Konvergenzpunkt. Wenn ich dann die verschiedenen Konvergenzlinien finde, kann ich sagen, wie oft auf das Opfer eingeschlagen wurde und wo es sich bei jedem einzelnen Schlag befunden hat.«

Frank nickte. »Das ergibt Sinn. Wenn man also weiß, dass der Einschlagswinkel umso spitzer ist, je langgestreckter die Tropfen sind, kann man den Winkel berechnen. Wie geht das? Wenn ich mich recht entsinne, dann ist der Winkelsinus gleich der Breite geteilt durch die Länge.«

»Du *bist* wirklich gut in Trigonometrie.«

»Ich wollte am College Mathematik studieren, bis mich mein Vater fragte, was ich damit beruflich anfangen wolle. Danach habe ich meinen Abschluss in Buchhaltung und Wirtschaftsprüfung gemacht.«

»Und damit bist du zur Polizei gegangen?«

»Ich war entschlossen, so wenig Geld zu verdienen wie möglich.«

Diane holte einen Taschenrechner, einen Winkelmesser und eine Messschnur aus ihrem Tatortkoffer.

»Was ist das? Eine Angelschnur?«

»Ich befestige diese Schnur mit der Stecknadel an einer Ecke des Tropfens, rechne den Winkel aus, spanne die Schnur in

einer Linie mit dem Winkel und verankere ihr anderes Ende am Boden. Wenn ich verschiedene Tropfen auf diese Weise bearbeitet habe, werden sich die Schnüre am ursprünglichen Ausgangspunkt des Blutes kreuzen. Ich werde wahrscheinlich mehrere Ausgangspunkte erhalten, alle auf unterschiedlicher Höhe und unterschiedlich weit von der Wand entfernt. Wenn ich fertig bin, müsste ich fähig sein, den Ablauf des Verbrechens einigermaßen zu rekonstruieren.«

Diane wuchtete ihren Koffer auf den Nachttisch und öffnete ihn. »Jetzt muss ich aber erst einmal die Wand in einzelne Abschnitte einteilen, diese markieren und jeden dieser Abschnitte fotografieren. Danach kann ich mit dem Vermessen und dem Spannen der Schnüre beginnen.«

Sie packte einen kleinen Laptop aus. »Meyers will mir einen neuen verschaffen. So ein Supermodell, das er im Angebot hat.«

»Ken ist ein ähnlicher Ellbogentyp wie Mark Grayson, nur nicht so widerlich. Er versucht mich schon seit geraumer Zeit dazu zu bringen, der Polizeidirektion von Atlanta seine Computer zu empfehlen«, sagte Frank.

Diane schüttelte den Kopf und bückte sich, um den Computerstecker in die Steckdose zu stecken. »Wirst du ihm den Gefallen tun?«

»Ich habe ihm eröffnet, dass er bei mir an der falschen Adresse sei. Ich kriege bereits Probleme, wenn ich neue Bleistifte haben will.«

»Gib mir mal die Taschenlampe.«

»Hast du etwas gefunden?«

Diane nahm ihm die Lampe aus der Hand und fragte sich, ob die Batterien überhaupt noch funktionierten. »Dies sei ein neuer Teppichboden, hast du gesagt. Wann wurde er verlegt?«

»George hat vor etwa anderthalb Monaten angefangen,

darüber zu jammern. Etwa so lange müsste das her sein, nehme ich an. Was hast du gefunden?»

»Einen runden Abdruck auf dem Teppich zwischen Nachttisch und Bett.«

Sie hielt die Taschenlampe so, dass man die leichte Vertiefung ganz schwach erkennen konnte. In ein paar Tagen würde sich dieser neue Teppich wieder aufgerichtet haben, und es wäre nichts mehr zu sehen.

»Halte bitte die Lampe, damit ich ein paar Fotos machen kann.«

Diane legte ein kleines Lineal neben die Vertiefung und machte einige Aufnahmen mit ihrer Digitalkamera. Sie überprüfte die Bilder im Sucher, um sicherzugehen, dass der Abdruck klar zu erkennen war.

»Hatte George einen Baseballschläger an seinem Bett stehen?»

»Das weiß ich nicht. Ich werde Star fragen. Das hier sieht so aus, als ob dort das dicke Ende eines Baseballschlägers gestanden hätte, nicht wahr? Ich frage mich, ob Warrick einen gefunden hat.«

»Ich kann einfach nicht begreifen, dass sie hier eine derartige Inkompetenz gezeigt haben soll.« Diane nahm einen Greifzirkel, vermaß damit die Vertiefung und gab das Ergebnis in ihren Computer ein.

»Ich behaupte ja nicht, dass sie kein Potenzial hätte. Ihr fehlt halt einfach nur die Erfahrung.«

»Aber zum Beispiel die Tatsache, dass sie McFarland den Tatort betreten ließ. Selbst unerfahrene Kriminalisten wissen, dass das nicht korrekt ist.«

»Ich weiß. Ich hatte den Eindruck, dass Warrick Crystal kennt – dass sie sogar Freunde oder so etwas Ähnliches sind. Wer weiß, vielleicht hat Crystal sie frisiert.«

Diane nahm Digitalkamera und Markierstifte und begann, die blutbespritzte Wand zu fotografieren.

»Während du hier arbeitest, werde ich einmal Jays Zimmer durchsuchen. Ich werde mir auch seinen Computer anschauen, falls ihn Warrick nicht mitgenommen hat. Vielleicht finde ich heraus, warum er so spät in der Nacht noch unterwegs war.«

Diane hatte bereits ein ganzes Schnürengewirr fabriziert, als sie bemerkte, dass es draußen endgültig dunkel geworden war. Im Unterbewusstsein hörte sie, wie Frank in einem weit entfernten Zimmer herumwerkelte. Außer diesen gedämpften Geräuschen drangen nur noch die Zahlen ihrer Messungen und Berechnungen in ihr Bewusstsein. Sie hatte die Grausigkeit des Ortes, das Blut an der Wand und den Geruch des Todes völlig ausgeblendet – jetzt gab es für sie nichts anderes mehr als diese stillen, harten Zahlen, die die Bewegungskurven des spritzenden Blutes repräsentierten.

»Wie wär's mit einer Pause?« Diane zuckte zusammen, als sie plötzlich vom Gang her Franks Stimme vernahm.

»Oh, hey, ich habe jegliches Zeitgefühl verloren.« Sie schaute auf die Uhr. »Eine Pause ist wahrscheinlich eine gute Idee. Ich glaube, es täte mir gut, ein paar Minuten aus diesem Raum herauszukommen.« Sie verankerte noch das Ende der Schnur, die sie gerade in der Hand hielt, dann gingen beide die Treppe hinunter und auf die Veranda hinaus.

Nur eine schmale Mondsichel spendete etwas Helligkeit. Hier draußen waren unzählige Sterne zu sehen. Das Licht aus den Wohnzimmerfenstern drang kaum hinaus, sodass sie beide auf der obersten Stufe der Verandatreppe fast vollständig im Dunkeln saßen. Diane beobachtete die Glühwürmchen und lauschte dem Zirpen der Grillen.

Neben ihr klopfte Frank ganz leicht auf seine Jackentasche.

»Ich wünschte, ich hätte das Rauchen nicht aufgegeben. Jetzt könnte ich eine Zigarette brauchen.«

»Hast du in Jays Zimmer etwas gefunden?«, fragte sie ihn.

Frank schwieg für einen Moment. Als Diane ihn ansah, bemerkte sie, dass seine Augen feucht waren.

»Seine Angelausrüstung, sein Fußballtrikot, seinen CD-Player – alles, was von seinem kurzen Leben übrig geblieben ist. Jay und ich sind oft zusammen angeln gegangen. George liebte die Jagd, aber Jay mochte die Vorstellung nicht, auf Lebewesen zu schießen. Aber er war ein großer Angelfan. Er war auch ein guter Fliegenfischer. Das ist gar nicht so einfach, wie du ja weißt. An den Sommerwochenenden nahmen ich, George und Jake Houser unsere Söhne in meine Jagdhütte mit. George, Jake und Dylan gingen dann jagen. Jay, Kevin und ich angelten. Oben in seinem Zimmer musste ich daran denken, dass George und Louise wenigstens nicht mehr seinen Tod mitbekommen haben. Ich würde verrückt werden, wenn ich Kevin verlieren würde – vor allem auf diese Weise.«

Diane schlang die Arme um ihre Beine und legte eine Wange auf ihr Knie. In der Ferne schrie eine Eule.

»Sie haben seinen Computer mitgenommen«, fuhr Frank fort. »Ich sollte eigentlich froh sein, dass Warrick zumindest so tat, als würde sie Beweismittel sammeln. Trotzdem würde ich doch gerne einen Blick auf seine Festplatte werfen.«

»Vielleicht kann dir dein Freund, dieser Izzy, ja berichten, was darauf ist.«

»Ich würde es schon gern selber machen. Das ist wie bei dir und deinen Blutspritzern – man muss sich mit Computern auskennen, um sie vollständig auswerten zu können. Man muss wissen, wo und wie man suchen muss. Außerdem ist Izzy ein einfacher Streifenpolizist, und deshalb kann er mir nicht alle Ergebnisse von Warricks Untersuchung beschaffen. Er hat sich

sowieso schon ziemlich exponiert.«

Diane schwieg einen Moment. Sie war sich sicher, dass es bei der örtlichen Polizei jemanden gab, der sich den Inhalt der Festplatte anschauen konnte. Dann fiel ihr ein, dass Frank ja ein Computerexperte war, der vor allem Computerbetrugsfälle bearbeitete. »Vielleicht lassen Sie dich ja doch einen Blick darauf werfen.«

Frank blickte sie an. »Ja, vielleicht.«

»Du kannst zumindest fragen.«

»Ich habe auch Stars Zimmer durchsucht. Das hat allerdings nicht allzu viel gebracht. Erstaunlich nur, dass ich überhaupt keine persönlichen Dinge aus der letzten Zeit gefunden habe – es war mehr wie eine Reise in ihre Vergangenheit. Ich habe auch darüber nachgedacht, dass man auf George und Louise gleichzeitig geschossen und eingeschlagen hat. Das bedeutet doch, dass es zwei Täter gegeben haben muss, oder? Zwei verschiedene Waffen.«

Frank schien nach den richtigen Worten zu suchen. »Ich frage mich ... Ich meine, da sind Star und ihr Freund ... auf Drogen. Nur, ich kann mir Star nicht so voller Hass vorstellen ... Man muss ja ganz schön viel Hass aufgestaut haben, um ein solches Blutbad zu veranstalten. Habe ich nicht Recht?«

»Hör auf damit, die tatsächlichen Vorgänge zu rekonstruieren, bevor wir überhaupt alle Spuren gesammelt haben. Im Augenblick wissen wir noch gar nichts, nur dass sie erschossen wurden. Das hat der Gerichtsmediziner doch hier vor Ort festgestellt, nicht wahr?« Frank nickte. »Und auf wenigstens eine Person wurde eingeschlagen. Wir wissen nicht, ob beide geschlagen wurden, und wir wissen nicht, wie viele Leute daran beteiligt waren. Wir haben nur diesen Tatort. Lass mich ihn fertig untersuchen. Morgen setzen wir uns dann zusammen und besprechen alles.«

»Du hast Recht.« Frank stand auf und zog Diane mit sich hoch. »Keiner von uns hat bisher etwas gegessen. Ein bisschen weiter unten gibt es einen Grill. Du magst doch diese kleinen viereckigen Cheeseburger, nicht wahr? Ich hole uns etwas zum Essen.«

»Das ist eine gute Idee.« Diane streckte den Rücken. »Und bring ordentlich viel Kaffee mit.« Sie öffnete die Eingangstür und verschwand im Haus. »Ich bin dann oben bei der Arbeit.«

Bevor Diane ihre düstere Arbeit wieder aufnahm, schaute sie sich ein silbergerahmtes Foto auf dem Frisiertisch an. Es war eine Studioaufnahme der ganzen Familie. Familienporträts erzählen nur selten die Wahrheit. Sie zeigen immer eine glückliche Familie. Das ist ihre Aufgabe, und die erledigen sie so gut, dass alle, die die lachenden Gesichter einer Familie betrachten, die Opfer einer Tragödie wurde, es kaum fassen können, wie diesen lieben Leuten so etwas Schreckliches zustoßen konnte.

Das Porträt der Familie Boone war von dieser Sorte. Alle sahen darauf glücklich aus – und ganz anders als auf den Fotos, die Diane bisher hatte anschauen müssen. George und Louise standen im Zentrum des Bildes. Ihre Körper waren einander ganz leicht zugewandt, während ihre Gesichter in die Kamera lächelten.

Georges dunkler Teint zeugte davon, dass er viel Zeit im Freien verbrachte. Seine kurzen, dunkelbraunen Haare zeigten erste Anzeichen einer Stirnglatze. Die dunklen Augen blickten Diane aus dem Bild heraus freundlich an. Louise hatte, was man ein kesses Gesicht nennen könnte. Ihr strahlendes Lächeln ließ kleine Fältchen in ihren Augenwinkeln entstehen. Mit ihrem schulterlangen, braunen Haar und ihrer Ponyfrisur wirkte sie sorglos und jung.

Jays Unterarm lag auf dem Rücken seines Vaters, als ob er sich ganz zwanglos an ihn lehnen würde. Ein breites Lächeln erhellte sein Gesicht. Er sah so jung aus. Er und Star ähnelten sich sehr – dunkle Haare, dunkle Augen, die gleichen schlanken, geraden Nasen. Star hatte die Haare kurz geschnitten, wobei eine Seite länger als die andere war. Eine einzelne blonde Strähne auf jeder Seite rahmte ihr Gesicht ein.

Sie zeigte dasselbe charmante Grinsen wie ihr Bruder. Man konnte sich kaum vorstellen, dass Star gegen ihre Familie Gewalt anwenden könnte. Aber Familienporträts sollen auch nicht die dunklen Seiten zeigen.

Diane stellte das Foto wieder zwischen die anderen Aufnahmen von Familienmitgliedern – Cousinen, Tanten, Onkel, Großeltern. Ihr fiel auf, dass keines von Crystal McFarland darunter war.

Froh, sie nicht gekannt zu haben, machte sie sich von den Gedanken an diese Familie frei und begann wieder die Tropfen zu vermessen, die Winkel zu berechnen und die Flugbahn der Blutropfen zu rekonstruieren. Diese Arbeit war so mühsam und erforderte so viel Aufmerksamkeit, dass es nicht schwer war, sich ganz auf die momentanen Aufgaben zu konzentrieren und nicht zu versuchen, die Daten vorschnell zu analysieren. Trotzdem reiften in ihr allmählich einige Ideen über das, was geschehen sein könnte. Ein Gespräch mit Star würde zweifellos helfen. Vielleicht konnte Frank das arrangieren.

Während sie in dem stillen Haus intensiv arbeitete, drangen gewisse Geräusche langsam in ihr Bewusstsein – die Eule, die sie bereits vorher gehört hatte, das Haus, das sich setzte. *Ein sich setzendes Haus* – was bedeutete das genau? Was setzte sich da eigentlich? Die Holzkonstruktion? Und warum fing das erst jetzt an?

Sie machte eine kleine Pause, so wie sie es oft tat, wenn sie merkte, dass ihre Gedanken abzuschweifen begannen. Das konnte zu Fehlern führen. Sie legte ihre Arbeitsutensilien auf den Tisch, streckte sich und knetete ihre müden Schultern. Ihr Magen knurrte, und sie schaute auf die Uhr. Frank ließ sich Zeit. Wahrscheinlich kaufte er wieder von allem etwas, damit sie auswählen konnte. Sie lächelte, als sie sich an die Donut-Pyramide erinnerte, die er in ihrem Apartment aufgebaut hatte.

Da war es schon wieder – ein Knarren, so als ob zwei Bretter aneinander scheuern würden. Da sie selber jetzt absolut still war, war das Geräusch noch deutlicher zu hören. Sie lauschte aufmerksam und fragte sich, ob alle alten Häuser solche Geräusche machten. *Knack*. Sie ging um das Bett herum hinaus auf den Gang und horchte. Nichts. *Sei nicht albern*. Sie erinnerte sich, dass Melissa und kein fremder Eindringling in Andies Büro gewesen war, dass sie anscheinend im Augenblick dazu neigte, paranoid zu reagieren, wenn sie nicht aufpasste.

Sie hatte gerade angefangen, ihre Messwerkzeuge wieder zusammenzusuchen, als sie es wieder hörte. Sie ging erneut hinüber zur Tür. Es schien von der Treppe zu kommen. Das Ganze erinnerte sie an die Schauergeschichten, die man sich am Lagerfeuer erzählt, in denen der Geist sagt: »Ich gehe jetzt die Treppe hinauf ... Ich bin jetzt auf der ersten Stufe ... Ich bin jetzt auf der zweiten Stufe ...« Nun wurde es wirklich albern.

Es könnte natürlich auch Frank sein, der den Tisch in der Küche decken wollte, bevor er sie zum Essen rief. *Das ist lächerlich*, dachte sie. Sie ging zur Treppe und spähte hinunter. Es war völlig dunkel. Hatte vorher im Erdgeschoss nicht Licht gebrannt?

»Frank?«, rief sie in die Dunkelheit. Keine Antwort. Er war es also nicht. Wahrscheinlich war es gar nichts. Sie drehte sich um und wollte zu ihrer Arbeit zurückkehren, entschlossen, sich von nun an nicht mehr ablenken zu lassen. Da war es schon wieder – ein deutliches Knarren. Plötzlich kam eine Hand von hinten aus der Dunkelheit und umklammerte ihren Arm.

Diane wollte sich losreißen, aber die Hand ließ sich nicht abschütteln, sondern verstärkte sogar noch den Griff um ihren Oberarm. Sie versuchte, sich umzudrehen, um zu sehen, wer der Angreifer war. Dieser stieß sie jedoch in ein Zimmer hinein,

wo sie auf einem Teppich ausrutschte, auf die Schulter fiel und sich dabei den Kopf an einem Möbelstück anschlug. Sie sah das Schlachtermesser, das sie bedrohte, bevor sie das Gesicht der Person sehen konnte, die es in der Hand hielt.

»Ich steche dich ab. Ganz bestimmt.«

Diane schaute in das verzerrte Gesicht eines etwa sechzehnjährigen Jungen. Seine ungekämmten, braunen Haare fielen ihm ins Gesicht. Seine Kleider sahen aus, als habe er in einer Höhle gelebt. Sie waren zerknittert, schmutzig und voller Spinnweben.

»Du bist Stars Freund, nicht wahr?«, hörte sich Diane mit mehr Entschlossenheit sagen, als sie tatsächlich empfand.

»Halt's Maul!«

Sie griff nach der Frisierkommode, neben der sie gelandet war, und zog sich an ihr hoch. Sie schaute sich im Zimmer um. Sie sah ein Bett aus Zedernholz mit Nachttisch, auf dem Bett lag ein grünrot kariertes Überwurf, darüber hing ein Hirschgeweih. Es gab keinerlei persönliche Gegenstände. Das Gästezimmer? Hatte er hier gewohnt? Nein. Dazu war es zu sauber.

Er stand einige Meter entfernt von ihr, hielt das Messer aber immer noch auf sie gerichtet. »Ich habe Ihnen beiden vorhin zugehört. Sie wollen mir das anhängen – mir und Star.«

»Nein, das stimmt nicht.«

Er fuchtelte mit dem Messer vor ihren Augen herum. »Lügen Sie nicht. Ich habe Ihnen zugehört. Ich habe gehört, was Sie gesagt haben.«

»Was du gehört hast, war unsere Angst, dass Star dies vielleicht getan haben könnte. Angst, nicht Gewissheit. Du hast doch gehört, dass Frank nicht einmal einen vollständigen Satz herausbekam, als er über Star redete. Frank liebt Star. Sie ist die Tochter seines besten Freundes. Er ist jetzt ihr Vormund

und hat schreckliche Angst um sie. Wenn du tatsächlich hingehört hast, musst du das doch bemerkt haben.« Diane hatte den Eindruck, dass sich seine Gesichtszüge etwas entspannten. »Weißt du, wer das war?«, fragte sie ihn.

»Ich jedenfalls nicht. Und Star auch nicht.«

»Warum stehst du denn da und richtest ein Messer auf mich?«

»Weil ... Ach, halten Sie doch den Mund. Sie wissen doch überhaupt nichts.«

»Warum erzählst du es mir dann nicht?« Sie hörte ihr Telefon im Nachbarzimmer klingeln. »Das ist mein Handy. Er erwartet, dass ich rangehe.«

»Er wird denken, Sie seien auf dem Klo oder hätten es abgestellt.«

»Auf jeden Fall wird er bald zurück sein.«

»Ich weiß.« Er ging schnellen Schrittes zwischen ihr und der Tür hin und her. »Ich muss nachdenken.«

»Was tust du eigentlich hier?«

»Seien Sie still. Ich muss nachdenken.«

»Wie heißt du?«

»Also, was muss ich machen, dass Sie endlich den Mund halten?«

»Warum hast du mich hier hereingeschleppt? Warum hast du nicht einfach abgewartet, bis wir wieder weg sind? Du musst doch etwas wollen.«

»Ich dachte, Sie würden später noch das Haus durchsuchen. Da wollte ich Ihnen zuvorkommen. Und außerdem haben Sie vielleicht etwas Geld.«

»Okay, ich bin in deiner Gewalt. Und was willst du jetzt tun?«

Er ging einige Schritte auf sie zu. »Ich könnte Sie fertig machen.«

»Wenn du Stars Eltern nicht getötet hast, warum jetzt damit anfangen? Ich könnte dir sogar helfen. Wie heißt du?«

»Dean! Dean langt. Sind Sie jetzt zufrieden? Glauben Sie, ich weiß nicht, dass Sie mich der Polizei übergeben wollen?«

»Sich selbst zu stellen wäre vielleicht gar keine so schlechte Idee.«

»Für mich klingt das wie eine äußerst miese Idee. Ihr seid doch alle gleich. Ihr wollt mich kontrollieren und mir vorschreiben, was ich zu tun habe.«

»Nein. Du ganz allein bestimmst, was du tun willst. Du triffst deine eigenen Entscheidungen. Ich würde dir nur empfehlen, dich für etwas zu entscheiden, was auch funktioniert. Das hier führt zu nichts. Schau dich doch mal im Spiegel an. Wenn verschleiimte Augen und eine Rotznase keine neue Modemasche sind wie grüne Haare oder das Piercen, dann bist du gerade nicht besonders gut drauf. Du bist hungrig, du bist allein, die Polizei sucht dich – das Ganze läuft also nicht so besonders gut für dich.«

Er wischte die Nase an seinem Jackenärmel ab. »Und was soll das helfen, wenn ich mich stelle?«

»Es wäre schon einmal ein Anfang. Es wird gut für dich aussehen, wenn dein Anwalt dem Gericht sagen kann, dass du dich selbst gestellt hast, weil du unschuldig bist und mithelfen willst, den Mörder der Eltern deiner Freundin zu finden.«

»Als ob die das glauben würden. Außerdem kann ich mir keinen Anwalt leisten. Sie geben mir dann so einen Pflichtverteidiger, der von Tuten und Blasen keine Ahnung hat.«

»Weißt du, wie man einen Schalldämpfer herstellt?«

Er schaute Diane an, als ob sie diejenige sei, die Drogen genommen hätte. »Was? Ein Schalldämpfer? Das Metallding, das man auf eine Pistole schraubt? Nein, ich weiß nicht, wie man so was herstellt. Woher sollte ich das denn wissen?«

»Wie seid ihr, du und Star, an die Münzen ihres Großvaters gelangt?«

»Warum stellen Sie mir all diese Fragen?«

»Ich möchte einfach helfen. Im Moment ist das der Grund, warum die Polizei Star festhält. Sie glauben, sie habe die Münzen mitgenommen, nachdem sie ihre Eltern getötet hat.«

»Das ist doch absoluter Blödsinn. Sie hat sie vor ein paar Wochen hier geholt und sie dann die ganze Zeit über bei sich gehabt, als ob sie irgendeine Bedeutung für sie hätten.«

»Crystal McFarland hat der Polizei erzählt, dass die Münzen im Haus waren, bis die Boones umgebracht wurden.«

»Das ist eine Lüge. Wie, verdammt noch mal, könnte sie das überhaupt wissen. Stars Vater hat sie doch noch mehr gehasst als mich.«

»Dean, warum erzählst du mir nicht alles? Ich versuche herauszufinden, wer Stars Familie ermordet hat. Gegenwärtig glaube ich nicht, dass es einer von euch war. Willst du nicht das Messer weglegen und mit mir reden?«

»Das Messer behalte ich in der Hand.«

»Glaubst du, ich stürze mich auf dich, wenn du mich nicht mehr damit bedrohst?«

»Nein, aber er, wenn er zurückkommt.«

»Nein, das wird er auf keinen Fall tun. Nicht, wenn du keine Waffe hast. Also, so wie ich ihn kenne, kommt er mit so viel Essen zurück, dass es für eine ganze Armee reichen würde. Wir setzen uns einfach alle ins Esszimmer und unterhalten uns.«

Wie aufs Stichwort, hörte sie eine Autotür zuschlagen. Dean umklammerte sein Messer noch fester und schaute sie mit weit aufgerissenen Augen an.

Diane hielt den Atem an, als sich die Tür öffnete. »Hey, ich habe angerufen ...«

»Frank, das ist Dean. Er isst mit uns und erzählt uns dabei über sich und Star. Ich hoffe, du hast genug zum Essen mitgebracht.«

Frank stand an der Eingangstür mit zwei großen Tüten Fast Food in der Hand. Er starrte verblüfft auf Diane und den Teenager neben ihr.

»Hallo, Dean«, sagte er schließlich und kickte die Tür hinter sich zu. »Gehen wir ins Esszimmer?«

Das Esszimmer lag zwischen der Küche und der Diele. Es war hellgelb gestrichen, und in seinen Ecken standen halb verwelkte Zimmerpalmen und Einblattpflanzen. Diane nahm sich vor, sie zu gießen, bevor sie das Haus verließ. Der runde Eichentisch war offensichtlich nach Fingerabdrücken untersucht worden.

Sie ging in die Küche, um nach etwas zu suchen, womit sie das Fingerabdruckpulver beseitigen konnte. Alle Küchengeräte, selbst der Mixer, waren rosafarben. Die schwarzen und weißen Bodenfliesen waren schachbrettartig verlegt. Diane machte einige Papierhandtücher nass, holte einen Allzweckreiniger unter dem Ausguss hervor und ging zurück ins Esszimmer, um den Tisch abzuwischen.

Als sich alle drei gesetzt hatten, packte Frank die Berge von Essen aus, die er mitgebracht hatte – Cheeseburger, Hotdogs, Würstchen mit Chilibohnen und Käse, Pommes frites, Cola und eine ganze Thermoskanne voller Kaffee.

Dean verschlang vier Cheeseburger und zwei Hotdogs, bevor er zu sprechen begann. »Wir waren in Atlanta, als ihre Eltern getötet wurden.«

»Gibt es irgendjemanden, der euch ein Alibi geben könnte?«, fragte Frank.

»Niemand, dem die Polizei glauben würde.«

»Du hast vorhin erzählt, Star habe die Münzen bereits vor zwei Wochen mitgenommen«, sagte Diane. »Gibt es dafür einen Beweis?«

Er schmiss eine Fritte auf den Tisch. »Ich wusste, dass Sie mir nicht glauben würden.«

»Darum geht es nicht«, sagte Diane. »Star wurde wegen dieser Münzen verhaftet. Wenn wir der Polizei beweisen könnten, dass sie bereits vor dem Mord in ihrem Besitz waren, hätten wir eine bessere Chance, sie frei zu bekommen.«

»Und könnten beweisen, dass diese McFarland-Schlampe lügt? Ich weiß nicht. Wir sind damals vorbeigekommen, als ihre Eltern gerade aus dem Haus waren. Sie meinte, sie seien sowieso für sie bestimmt gewesen, für ihre Ausbildung. Wie könnte ein solcher Beweis aussehen? Sie hat ja nicht ihren Empfang quittiert.«

»Hat irgendjemand die Münzen danach gesehen?«

»Machen Sie Witze? Für Star waren das ihre Familienjuwelen. Sie hat sie versteckt. Nicht einmal ich wusste, wo sie waren.« Dean trat an die Beine seines Stuhls, als er dies erzählte, und rutschte unruhig auf seinem Sitz herum. Dann griff er nach einer Colaflasche und trank sie halb aus. »Stimmt das, dass da früher echtes Koks drin war – Sie wissen schon, Kokain?«

»Ganz früher hat man sie tatsächlich mit geringen Mengen von Kokablättern hergestellt«, antwortete Frank.

Dean kicherte. »Ich wünschte, das wäre heute noch so.« Dann schlug er sich mit dem Handballen an die Stirn. »Haben Sie etwas gegen Kopfweg?« Er putzte sich die Nase mit seiner Serviette.

»Ich glaube schon«, sagte Frank. Er verließ das Zimmer und

kehrte kurz darauf mit einem Fläschchen voller Aspirin-tabletten zurück, von denen er Dean einige gab.

»Mann, das langt nicht.«

»Nimm erst einmal die. Ich gebe dir später noch ein paar. Star und du, wo habt ihr eigentlich übernachtet?«

»Ganz unterschiedlich. Ich habe da eine Cousine in Atlanta.«

»Wie heißt sie?«, fragte Frank, während er in ein Chiliwürstchen biss.

»Warum wollen Sie das wissen?«

»Wenn wir nachweisen können, wo ihr die ganze Zeit gewesen seid, ist das besser für euch beide«, sagte Diane.

»Sie ist sauer, wenn sie wegen mir Schwierigkeiten kriegt. Sie hat uns nur bei sich wohnen lassen, weil Star die Wohnung geputzt und auf ihr Baby aufgepasst hat.«

Diane hob eine Augenbraue und biss ein Stück von ihrem Cheeseburger ab.

»Und du?«, fragte Frank. »Was hast du zu eurem Lebensunterhalt beigetragen?«

»Ein paar Gelegenheitsjobs erledigt.«

»Wart ihr noch bei dieser Cousine, als Stars Eltern umgebracht wurden?«

Er schüttelte den Kopf. »Zu der Zeit waren wir schon weitergezogen.«

»Wohin? Ich dachte, ihr wärt in Atlanta geblieben?«

»In der Umgebung von Atlanta. Warum stellen Sie so viele Fragen? Sie sind wie Stars Eltern. Die wollten auch immer genau wissen, was wir so machen.«

»Du verfügst vielleicht über Informationen, von denen du gar nicht weißt, wie wichtig sie sind«, sagte Frank und schob Dean einen weiteren Cheeseburger hin. »Wo habt ihr euch aufgehalten, nachdem ihr deine Cousine verlassen habt?«

»Wir haben manchmal im Freien gecamppt. Das war lustig.«

»Was habt ihr gegessen? Wovon habt ihr eigentlich gelebt?«

»Gelegenheitsarbeiten, wie ich schon sagte.«

»Was für Gelegenheitsarbeiten?«

»Was so anfiel. Nichts Besonderes.«

Diane und Frank ließen es erst einmal dabei bewenden.

»Warum wollte Star nicht mehr nach Hause gehen?«, fragte Frank.

»Es klappte einfach nicht mehr mit ihren Eltern. Jemand in ihrer Kirche hat denen irgendwas von ›fordernder Liebe‹ vorgefaselt, mit der sie ihrer Tochter begegnen sollten. Sie haben Star und mich einfach nicht verstanden. Diese Leute glauben, sie müssten eine Sache einfach ›Liebe‹ nennen, dann sei sie in Ordnung. Sie haben Star rausgeschmissen. Ich wette, dass haben sie Ihnen nicht erzählt.«

Franks Gesichtsausdruck zeigte Diane, dass Dean Recht hatte. Das könnte auch ihren verzweifelten Versuch erklären, über die Herkunft des Knochens Lügen zu erzählen, um die Polizei dazu zu bringen, nach ihrer Tochter zu suchen. Sie hatten wohl starke Schuldgefühle und Angst, ihre »fordernde Liebe« könnte Star in den Tod getrieben haben.

»Sag mal, Dean, liegen hinter dem Haus deiner Eltern Tierknochen herum?«, fragte Diane.

»Lady, Sie stellen aber auch die verrücktesten Fragen. Zuerst der Dämpfer und jetzt die Tierknochen. Nein, nicht, dass ich wüsste. Was sollten Mom und Dad auch mit einem Haufen Tierknochen anfangen?«

»Warum gehst du eigentlich nicht zu deinen Eltern zurück?«, fragte Diane.

»Dad säuft die ganze Zeit, und Mom ist immer am Keifen oder Heulen. Sie sind froh, dass ich weg bin, und ich möchte auch nicht mehr zurück zu ihnen.«

»Dean, kannst du dich an jemanden erinnern, der euch zu der

Zeit gesehen hat, als Stars Eltern umgebracht wurden?«, fragte Diane.

»Keine Ahnung. Ich glaube, wir waren bei einigen Freunden im Cherokee County. Die wollen aber nichts mit der Polizei zu tun haben.«

»Sie brauchen sich ja gar nicht näher mit der Polizei einzulassen. Sie müssten nur bestätigen, dass ihr zu dieser Zeit dort gewesen seid«, sagte Frank.

»Glauben Sie mir. Die geben kein gutes Alibi ab.«

»Dean. Ich habe einen Sohn«, sagte Frank. »Er hat einen Hund – eine Labradorhündin, die gerne Dinge versteckt. Sie nimmt Sachen wie einen Stock oder ein Spielzeug ins Maul und bringt sie dir. Gerade wenn du dann danach greifen willst, zieht sie ihre Schnauze weg und läuft davon. Ich glaube, du magst dieses Spiel auch. Ich weiß, du hältst dich für ganz schön klug, uns Informationen vorzuenthalten, während du unser Essen runterschlingst. Aber das ist ganz und gar nicht klug, und du tust dir damit auch keinen Gefallen.«

»Sehen Sie. Diese Leute sind inzwischen wahrscheinlich über alle Berge. Außerdem würden die ganz einfach behaupten, wir seien gar nicht da gewesen, und das würde ja alles noch viel schlimmer machen.«

»Kannst du dir vorstellen, wer Stars Familie getötet haben könnte?«, fragte Frank.

»Nein. Ich weiß nur, dass wir es nicht waren. Star ist fast verrückt geworden, als sie es erfahren hat, vor allem wegen ihrem Bruder Jay.« Dean nahm einen Schluck aus der Colaflasche und griff sich noch einen Hotdog. »Was tun Sie beide eigentlich da oben?«

»Wir suchen nach Spuren«, sagte Frank. »Wie bist du ins Haus gelangt?«

»Durch den Hintereingang.«

»Der ist abgeschlossen.«

»Star zeigte mir, wie man hereinkommen kann, als wir die Münzen holten.«

»Zeige es mir«, sagte Frank.

»Nein. Ich habe Star versprochen, es niemandem zu erzählen.«

»Hör mal, mein Sohn ...«, begann Frank.

»Ich bin nicht Ihr Sohn. Ich bin niemandes Sohn, also nennen Sie mich nicht so.«

»Okay, Dean. Wir sollten jetzt zusammen zur Polizei gehen. Wir erklären ihnen, dass du deinen Namen reinwaschen möchtest.«

»Also wollen Sie mich doch der Polizei übergeben.«

»Ich weiß, dass du das anders siehst. Aber es wäre wirklich das Beste für dich, wenn du dich aus freien Stücken stellen würdest. Sie werden dich auf jeden Fall aufspüren«, sagte Frank.

»Aber nur, wenn Sie mich denen ausliefern. Ich habe Freunde.«

»Das sind mir ja schöne Freunde, die du da hast. Die einen geben dir kein Alibi. Und deine eigene Cousine lässt dich arbeiten, damit du bei ihr übernachten darfst. Du reitest dich immer tiefer rein, wenn du jetzt nicht endlich anfängst, dein Leben in Ordnung zu bringen.«

»Also, es war nett von euch, mir Essen zu geben und so, aber ...« Er sprang plötzlich auf. »Ich muss gehen ...«, rief er ihnen zu, lief zur Eingangstür und riss sie auf.

»He, junger Mann, wohin so schnell?«

Diane und Frank waren Dean gefolgt.

Jetzt sahen sie, wie ein Bär von einem Mann in einer Rosewood-Polizeiuniform ihn am Arm festhielt. »Ich fuhr gerade vorbei und sah noch Licht brennen. Da dachte ich, ich schau

mal nach dem Rechten. Frank Duncan, was tun Sie denn hier?«
»Ich lasse Dr. Fallon einen Blick auf den Tatort werfen.«
»So ist das also. Und dieser junge Bursche hilft ihr dabei?«
»Er war auf dem Weg zur Polizei, um sich zu stellen«, sagte Frank.

»Tatsächlich! Er hat es anscheinend recht eilig, dorthin zu kommen. Und was hat er hier gemacht?«

Frank zuckte mit den Achseln. »Hilfe gesucht, nehme ich an. Wir waren gerade beim Essen, als er kam.« Frank deutete in Richtung Esszimmer. »Und dann hat er uns erzählt, wo er überall gewesen ist und dass er bei der Aufklärung dieser ganzen Sache helfen möchte. Stimmt doch, oder?«, wandte er sich dann an Dean.

»Stimmt genau.«

»Also, dann nehme ich dich jetzt mit, und du kannst den Ermittlern selbst erzählen, warum du und deine Freundin versucht haben, die Münzsammlung zu verkaufen.«

Dean schaute auf Diane und Frank. Diane vermutete, dass er nicht recht wusste, ob er Franks Behauptungen bestätigen oder protestieren sollte. Sie blickte ihn bedeutungsvoll an, hob die Augenbrauen und erinnerte ihn auf diese Weise ohne ein Wort an das Metzgermesser und seinen Angriff auf sie. Deans Schultern sackten herunter, und der Polizist konnte ihn ohne Protest abführen.

Diane sagte kein Wort, bis Frank die Tür zugemacht und abgeschlossen hatte. »Du hast die Polizei gerufen, als du das Aspirin geholt hast, nicht wahr?«

Frank nickte. »Das war Izzy Wallace. Ich wusste, dass er heute Abend Dienst hatte. Ich erreichte ihn über sein Handy und bat ihn, in etwa fünfzehn Minuten vorbeizukommen. Ich wusste, dass dieser kleine Ganove niemals von selbst zur Polizei gehen würde.«

»Was habe ich da gerade erlebt? Deine Version von lieber Bulle, böser Bulle?«

»Genau. Ich habe Izzy gesagt, dass ich, wenn möglich, weiterhin ein gutes Verhältnis zu dem Jungen haben möchte.« Er lächelte und zeigte in Richtung Esszimmer. »Ich habe noch ein paar Apfeltaschen vor diesem kleinen Vielfraß gerettet. Ich schlage vor, die führen wir uns jetzt zu Gemüte und trinken einen Kaffee dazu.«

»Gute Idee. Aber dann muss ich weitermachen.«

Sie setzten sich an den Tisch, Frank packte die Apfeltaschen aus und goss Kaffee in zwei Plastikbecher.

»Ich frage mich, wie er hier hereingekommen ist.«

»Er ist durch den Keller eingestiegen«, sagte Diane. »Hast du nicht seine Kleider gesehen?«

»Stimmt, ich glaube, du hast Recht. Ich muss die Fenster sichern. Du bist eine verdammt genaue Beobachterin.«

»Wenn du nach unten gehst, schau mal nach, ob du dort Knochen findest. Du solltest auch die Garage überprüfen. Wenn Jay dabei war, als sein Vater den Knochen auf einem Haufen fand, könnte er selbst einen mitgenommen haben, weil er das für cool hielt. Wir hätten dann vielleicht einen Anhaltspunkt, wo sie herkommen könnten.«

»Gute Idee. Ich bin froh, dass du zu so später Stunde noch so fit bist.«

»Das liegt wohl an dem Adrenalinschub, den mir Dean verschafft hat.«

»Wie lief das überhaupt ab?«

»Er überraschte mich, stieß mich um und bedrohte mich mit einem Messer.«

Diane sagte das so ruhig, dass Frank erst einmal einen Moment still war. Dann aber explodierte er.

»Was? Warum hast du nichts gesagt?«

»Ich glaube nicht, dass er wirklich entschlossen war, mir etwas anzutun.«

»Nicht wirklich entschlossen? Du musst verrückt sein. Der Junge steht wahrscheinlich unter Drogen, und er ist verzweifelt. Wie kannst du dann solche Risiken eingehen?«

»Welche Risiken denn? Wir waren allein im Haus. Er hatte ein Messer. Ich konnte ihn beruhigen. Natürlich war es gefährlich. Aber hatte ich denn eine Wahl?«

»Du hättest es mir sagen müssen.«

»Er hatte keine Waffe mehr. Ich dachte, wir bekommen von ihm einige Informationen. Das Messer liegt übrigens auf der Kommode im Gästezimmer, wenn du es dir anschauen und auf Fingerabdrücke oder so etwas untersuchen willst.« Diane aß ihr letztes Stück Apfeltasche, wischte sich die Hände an der Serviette ab und stand auf. »Wenn du abräumst, gieße ich die Pflanzen. Dann muss ich aber wieder nach oben.«

Die Sonne war bereits seit einigen Stunden aufgegangen, als Diane ihre Arbeit beendete. Als Letztes hatte sie Blutproben gesammelt. Davor hatte sie die verschiedenen Blutspritzer fotografiert, gezeichnet und grafisch dargestellt. Sie hatte den jeweiligen Ausgangspunkt der Blutspritzer ausgemessen und lokalisiert, sodass sich nun anhand der Messschnüre die schauerlichen Ereignisse Schlag um Schlag rekonstruieren ließen, die zum Tod von George und Louise Boone geführt hatten.

»Das sieht aus wie ein riesiges Fadenspiel.« Frank stand in der Tür und hatte eine Schachtel unter dem Arm.

»Sehe ich genauso müde aus wie du?«, fragte sie ihn.

»Nicht die Bohne.«

»Lügner.«

Frank betrachtete die sich überkreuzenden Schnüre aus den unterschiedlichsten Winkeln. »Was kannst du mir über den Hergang erzählen?«

»Könntest du mir zuvor nicht die Autopsieberichte beschaffen – und die Proben im Kriminallabor analysieren lassen?«

»Ich bekomme die Berichte morgen. Das mit den Proben wird etwas länger dauern.«

»Ich werde meine gesamten Zahlen und Messungen in den Computer eingeben.« Sie deutete auf die blutbespritzte Wand. »Das entsprechende Computerprogramm wird uns ein dreidimensionales Bild dessen liefern, was uns hier die Schnüre zeigen. Komm morgen mit dem Bericht in mein Büro, und wir werden die Ergebnisse besprechen. Was ist in der Schachtel?«

»Du hattest Recht. Ich habe in der Garage ein paar weitere Knochen gefunden.«

»Lass mich mal sehen.«

Diane nahm ihm die Schachtel ab, stellte sie auf die Kommode und machte sie auf. In ihrem Innern befanden sich ein Hirschschädel und etwas, das sie für einen Waschbärenschnäbel hielt, Dinge, die Jay wahrscheinlich für cool genug gehalten hatte, um sie aufzubewahren. Die Boones glaubten wahrscheinlich, dass der Knochen, den sie Frank gezeigt hatten, zu diesem Hirsch gehörten.

»Ich nehme die Knochen ins Museum mit, wenn du nichts dagegen hast.«

»Natürlich nicht. Diane, mir ist klar, welch großen Gefallen du mir getan hast. Ich bin dir dafür wirklich sehr dankbar.«

Wenn du wüsstest, wie Recht du hast.

Diane schaute in ihrem Apartment vorbei und nahm eine lange Dusche – so heiß, dass sie es gerade noch aushalten konnte. Sie seifte sich ein und ließ dann das Wasser über ihren Körper laufen. Sie verlor jeden Zeitbegriff und kam erst wieder zu sich, als das Wasser kalt zu werden begann. Sie stieg aus der Dusche, trocknete sich ab und ging zum Schrank, um sich neue Kleider herauszusuchen. Als sie an ihrem Bett vorbeikam, schaute sie es sehnsuchtsvoll an. Sie verfluchte Frank und die Gefallen, die sie ihm tat. Ihre Alpträume würden nach dieser Nacht bestimmt wiederkehren. Sie entschied sich für einen kastanienbraunen Hosenanzug. Als sie ihn anzog, tat ihr der ganze Körper weh.

Als sie auf den Hausflur hinaustrat, stürzte Mrs. Odell aus ihrer Wohnung. »Ich möchte Ihnen nur sagen, dass ich Marvin heute ins Krankenhaus gebracht habe. Allergien. Wenn Sie diese Katze nicht loswerden, dann verklage ich Sie auf jeden einzelnen Penny, den Sie besitzen.«

»Mrs. Odell, ich habe keine Katze. Haben Sie mit der

Hausbesitzerin gesprochen?«

»Mein Gott, als ob das was nützt. Sie weigerte sich, mich Ihr Apartment durchsuchen zu lassen.«

»Das war auch besser so. Glauben Sie, jemand anders hier besitzt eine Katze?«

»Da gibt es nur die Leute einen Stock über uns und die Leute einen Stock unter uns. Sie muss auf diesem Stockwerk sein, und da sind wir die einzigen.«

»Ich kann Ihnen da nicht helfen, Mrs. Odell. Ich habe keine Katze, aber ich muss jetzt wirklich zur Arbeit. Ich hoffe, Mr. Odell geht es bald besser.«

»Armer Kerl. Ich habe ihm ein paar Prospekte von Beerdigungsinstituten beschafft, die er sich dort im Hospital anschauen kann. Das war das einzige, was ihn etwas aufgeheitert hat.«

Diane wollte etwas sagen, aber ließ es dann doch. Sie wollte es eigentlich auch gar nicht wissen. Sie ging die Treppe hinunter in Richtung Ausgang.

Als sie auf dem Museumsparkplatz aus dem Wagen stieg, sah sie auf dem übernächsten Stellplatz Alix Nils mit Mike Seger streiten, dem Geologiestudenten, der für die Inhalte der Computeranimationen verantwortlich war.

Sie hörte Mike sagen: »Warum kümmerst du dich nicht um deinen eigenen Kram, Alix, und lässt uns in Frieden?«

Alix warf ihm einen Blick zu, der ihn getötet hätte, wenn Blicke töten könnten. »Pass auf, du ...«

»Gibt es ein Problem, Alix?«, fragte Diane, die an ihr Auto herangetreten war.

Beide fuhren herum und starrten sie an.

»Problem?«, sagte Alix, die allmählich ihre Fassung wiedergewann. »Nein. Ich spreche nur kurz mit Melissas Freund hier.«

Melissas Freund. Diane musterte ihn scharf. Er musste ihren Gesichtsausdruck bemerkt haben, denn er verengte ganz leicht die Augen. Erst in diesem Moment fiel ihr auf, dass sowohl Alix als auch er Museums-T-Shirts anhatten.

»Arbeiten Sie auch hier?«

»Teilzeit«, antwortete er. »Dr. Lymon betreut meine Magisterarbeit, und sie hat mich gebeten, ihr hier zu assistieren.«

Alix und ihr Freund – und dessen Vater, und jetzt Melissa und ihr Freund. Dies wurde hier allmählich zu einem reinen Familienunternehmen.

»Ich nehme an, ich sehe Sie dann häufiger hier«, sagte Diane.

»Wahrscheinlich.«

»Gehen oder kommen Sie beide gerade?«

»Wir sind gerade erst angekommen«, sagte Alix.

Alix und Mike vermieden es, sich anzusehen, während sie Diane ins Museum begleiteten. Alix nahm den Aufzug in den zweiten Stock, wo sich das Dozentenbüro befand. Mike schaute einen Moment auf die geschlossene Fahrstuhlür und wandte sich dann Diane zu.

»Dr. Fallon, Dr. Lymon bat mich, wegen ihres Büros mit Ihnen zu sprechen.«

»Was halten Sie von ihrem Büro?«

»Ich? Mir, äh, gefällt es. Es liegt neben dem Geologielabor und unseren Ausstellungsräumen.«

»Gut. Dann können Sie sie vielleicht von dessen Vorzügen überzeugen.«

Mike verzog das Gesicht. »Sie dachte, es sei vielleicht doch ein größeres Büro verfügbar.«

»Nein. Leider nicht.«

»Na ja, ich versuche, ihr unser Büro doch noch schmackhaft zu machen.«

»Dafür wäre ich Ihnen sehr dankbar.«

Mike nahm die Treppe zum ersten Stock, und Diane machte sich auf den Weg in ihr Büro. Anstatt ihren Privateingang zu benutzen, ging sie erst einmal in Andies Büro. Andie, die ihre Korkenzieherlocken mit japanischen Haarnadeln hochgesteckt hatte, saß an ihrem Schreibtisch.

»Andie, wie laufen die Dinge heute Morgen?«

»Bestens. Heute beziehen noch ein paar Kuratoren von der Bartrum-Universität ihre Büros. Bisher gefällt den meisten ihre Unterbringung, vor allem die großen Laborräume. Also Sie und Frank sind gestern ausgegangen?« Sie grinste.

»Wenn man es so ausdrücken will. Er bat mich, das Haus zu untersuchen, in dem seine Freunde ermordet wurden.«

»Großartig. Dinner am Tatort. Ich glaube, ich sollte ihm Nachhilfestunden über das Gestalten romantischer Abende erteilen. Er hat doch zumindest für Essen gesorgt, oder?«

»Er besorgte uns ein paar Hamburger.«

»Nachhilfe. Der braucht definitiv Nachhilfe.«

Plötzlich stürmte Korey ganz außer Atem in Andies Büro. »Dr. Fallon. Im Labor wurde eingebrochen.«

»Ein Einbruch? Was wurde gestohlen?«

»Nichts, soweit ich feststellen kann. Alle Schubladen stehen offen, und überall liegen Sachen herum. Es sieht eher nach einem Vandalen aus. Oder jemand hat nach etwas ganz Bestimmtem gesucht.«

»Haben Sie den Wachdienst gerufen?«

»Ich dachte, ich benachrichtige erst einmal Sie.«

Diane bekam ein schlechtes Gewissen, dass sie bisher noch keinen Sicherheitschef eingestellt hatte. Es war höchste Zeit dafür. Sie und Korey gingen die Treppe hinauf in das Konservierungslabor im ersten Stock. Auf dem Weg zur Treppe machte sie am Sicherheitsbüro Halt und bat die Dienst

habende Aufsichtsperson, Chanell Napier, eine schwächliche schwarze Frau mit rundem Gesicht, sie zu begleiten.

»Wissen Sie, wer heute Nacht Dienst hatte?«

»Leonard und dieser Neue, der Magere mit den roten Haaren.«

»Bernie«, sagte Korey. »Der, der Angst vor den Skeletten im Primatensaal hat.«

»Ja, genau der.«

Oh, großartig.

Diane untersuchte das Schloss der Labortür. Es waren tatsächlich auf dem ganzen Schlossschild Werkzeugspuren zu erkennen. Jedoch hätten die Eindringlinge mit jedem Werkzeug von der Größe eines Schraubenziehers oder größer ohne Mühe die Tür öffnen können. Sie nahm deshalb an, dass sie über einen Schlüssel verfügten.

Drinne wurde sie von Koreys Assistenten empfangen, die mit verschränkten Armen in der Mitte des Raumes standen, wütend, dass jemand in ihr Heiligtum eingedrungen war und sie jetzt von ihrer Arbeit abhielt. Der ganze Raum war in totaler Unordnung – die meisten Schubladen und Schränke standen offen, der Inhalt war herausgerissen worden und lag nun auf dem Boden verstreut, Gerätschaften waren verrückt worden. Auf dem Boden lag eine Schachtel mit Latexhandschuhen neben Fotopapierpackungen, Bleistiften und Ausstellungsformularen. Es war zwar ein einziges Durcheinander, es gab aber keine Anzeichen echter Zerstörungswut.

»Irgendwelche Schäden?«, fragte sie.

»Ich habe noch nicht alle Geräte überprüft, aber ich glaube, es ist alles in Ordnung«, sagte Korey.

»Was ist mit dem Lagerraum?« Diane ging zum Eingang des temperaturgeregelten, umweltregulierten Lagerraums am anderen Ende des Labors. Es war eindeutig, dass jemand

versucht hatte, dessen Tür aufzubrechen. Offensichtlich war es ihm aber nicht gelungen. Nur sie und Korey hatten einen Schlüssel für diesen Raum.

»Da hat jemand nach etwas gesucht.« Diane ließ noch einmal den Blick durch das ganze Labor schweifen.

»Es sieht nicht so aus, als ob sie es gefunden hätten. Ich habe auch den Lagerraum überprüft«, sagte Korey. »Sie sind nicht reingekommen.«

Plötzlich bemerkte Diane etwas auf einem der Arbeitstische. Auf dessen polierter Oberfläche war eindeutig der Abdruck einer Hand zu sehen – oder vielmehr der Abdruck der beiden vorderen Glieder von vier Fingern – so als ob jemand auf die Tischplatte gegriffen hätte, als er sich bückte, um die Schublade herauszuziehen.

»War das einer von Ihnen?«

Alle kamen und schauten sich die Tischplatte an, aber jeder schüttelte den Kopf. »Ich bezweifle das. Bevor wir das Labor verlassen, gehen wir noch einmal durch und machen alle Oberflächen sauber.«

Korey nickte zustimmend.

»Haben wir nicht ein Fingerabdruckset im Sicherheitsbüro? Wären Sie so freundlich, es zu holen?«

Die Sicherheitsfrau nickte und verließ den Raum. Diane wandte sich an Korey.

»Ich frage mich, wonach sie gesucht haben.«

»Ich habe keine Ahnung. Das meiste wirklich Wertvolle ist doch draußen in den Sammlungen.«

»Hat jemand gestern Überstunden gemacht?«

»Barbara und ich waren bis neun Uhr hier. Es gab nichts Ungewöhnliches, und es sind auch keine Fremden aufgetaucht.«

»Irgendwelche Leute, die Sie kannten?«

»Nein. Es war völlig ruhig. Bernie schaute einmal herein, als er seine Runden drehte, das war alles, glaube ich.«

Chanell Napier kam mit einem schwarzen Trageköfferchen zurück. »Ich habe auch die Polizei benachrichtigt.«

»Gut.« Diane stellte das Köfferchen auf einen Hocker, öffnete es und begann die Dinge herauszusuchen, die sie brauchte.

»Sollte das nicht die Polizei erledigen?«, fragte einer von Koreys Assistenten.

»Die macht das nicht«, antwortete ihm ein anderer Assistent, bevor Diane etwas sagen konnte. »Vor einem Jahr hat man in das Haus meines Vaters eingebrochen. Sie nahmen den Fernseher, Mamas Schmuck und den Computer meines Bruders mit. Die Polizei erzählte ihnen dann, sie würden das Gestohlene wahrscheinlich niemals zurückbekommen. Sie haben nicht einmal nach Fingerabdrücken gesucht oder die Nachbarschaft befragt.«

»Ich dachte, sie suchen immer nach Fingerabdrücken«, wunderte sich der erste Assistent.

»Nein. Dad war ausgesprochen sauer. Als diese Auseinandersetzung zwischen dem Bürgermeister und dem Stadtrat anging, beschwerte er sich in Leserbriefen an unsere Lokalzeitung über die schlampige Arbeit unserer Polizei. Also, wenn sie nicht einmal nach einem Einbruch nach Fingerabdrücken suchen, dann ganz gewiss noch viel weniger, wenn überhaupt nichts gestohlen wurde.«

Während sie miteinander sprachen, schaute Diane sich den Abdruck auf dem Tisch genau an und überlegte, welche Untersuchungsmethode die besten Resultate liefern würde. Sie schloss das Köfferchen und bat Korey, ihr eine Kamera zu bringen.

»Lassen Sie es jetzt doch bleiben?« Die Sicherheitsfrau klang äußerst enttäuscht.

»Nein, ich glaube, es ist das Beste, den Abdruck zu fotografieren und dann das Bild zu bearbeiten und zu optimieren. Suchen Sie im Abfall nach weggeworfenen Latexhandschuhen. Wer immer das gemacht hat, hat Handschuhe getragen.«

»Wieso hat er dann doch diesen Abdruck hinterlassen?«, fragte ein Assistent verwundert.

Während Korey Diane eine Kamera und ein Stativ brachte, antwortete diese lachend: »Allen, die an eine Verbrecherlaufbahn denken, verrate ich jetzt ein Geheimnis: Chirurgenhandschuhe passen wie eine zweite Haut. Ihr Träger wird somit möglicherweise doch Fingerabdrücke hinterlassen.«

Diane montierte die Kamera auf das Stativ, das Korey aufgestellt hatte, stellte sie so ein, dass eine maximale Tiefenschärfe gewährleistet war, und machte einige Aufnahmen. »Korey, könnten Sie diese Lampe bitte unter die Tischkante halten? Wenn ich mich nicht täusche, müsste es da einen Daumenabdruck geben.«

Sie und Korey schauten unter die Tischplatte, konnten aber nichts entdecken.

»Nichts zu sehen«, sagte Diane. »Sie haben doch eine UV-Lampe, nicht wahr?«

»Ja. Wir spüren damit Mikroorganismen auf«, antwortete Korey.

»Da ist auch eine im Fingerabdruckköfferchen«, meldete sich die Sicherheitsfrau. »In diesem Lederbeutel.« Sie nahm den Beutel aus dem Köfferchen und holte die UV-Lampe heraus. »Batteriebetrieben.« Diane blickte sie erstaunt an. »Ich habe mir in einer freien Minute alle Teile dieses Sets genau angeschaut.«

Diane lachte, als sie die orangefarbene Schutzbrille aufsetzte. »Okay, alle ohne Schutzbrille treten jetzt zurück.« Sie machte

die Lampe an und schaute unter den Tisch. Da war es: ein breiter Daumenabdruck – schwach, aber sie konnte ihn noch deutlicher werden lassen.

»Wir haben aber nichts von diesem Superklebstoff in unserem Köfferchen«, sagte Chanell.

»Zyanoakrylat. Ich glaube, wir müssen unsere Sicherheitsabteilung wirklich besser ausstatten.« Diane grinste sie an. »Ich nehme Pulver. Das geht auch.«

»Waren Sie in Ihrem früheren Leben Kriminaltechnikerin?«, fragte einer von Koreys Assistenten.

»Forensische Anthropologin«, antwortete Corey an ihrer Stelle.

»Cool.«

»Wo ich arbeitete, war es unabdingbar, von allem etwas zu verstehen«, sagte Diane.

Sie holte etwas Magnetpulver und einen Pinsel aus dem Set. Sie hielt ein Blatt Papier unter die Tischkante, um das herabfallende Pulver aufzufangen, trug Pulver auf dem Abdruck auf und entfernte das überflüssige Pulver mit einem Magneten. Der Abdruck war zwar nur schwach zu erkennen, war aber durchaus brauchbar. Diane zog ihn dann mit einem speziellen Klebeband ab, das sie an eine Begleitkarte anheftete.

Als sie gerade fertig war, öffnete sich die Tür des Konservierungslabors und Andie trat in Begleitung von zwei Polizisten und einem anderen Mann in den Raum. Dieser trug einen grauen Anzug, der genau zu seiner Haarfarbe passte, und zog ein saures Gesicht.

Der Bürgermeister, dachte Diane. Sie fragte sich, warum ein unbedeutender Einbruch im Museum die Anwesenheit des Bürgermeisters erforderlich machte.

Einer der Polizisten war Izzy Wallace, den sie am Abend zuvor kennen gelernt hatte. Den anderen hatte sie ganz kurz auf der Veranda gesehen, als er vor dem Haus der Boones auf Izzy wartete.

Diane hatte ein ungutes Gefühl im Magen, ohne zu wissen, warum. Es musste mit Izzys gestrigem Verhalten und dem jetzigen Gesichtsausdruck des Bürgermeisters zu tun haben.

»Würden Sie das bitte entwickeln, Korey?« Diane übergab ihm die Kamera und steckte die Karte mit dem Abdruck in die Tasche ihres Blazers. »Chanell, bringen Sie das Fingerabdruckköfferchen bitte wieder zurück in Ihr Büro.«

»Gerne, Dr. Fallon.«

Diane wusch sich am Waschbecken des Labors die Hände und drehte sich dann um, um die Polizisten zu begrüßen. »Danke, dass Sie gekommen sind.« Sie streckte ihnen die Hand entgegen.

»Schön, Sie wieder zu sehen«, sagte Izzy und schüttelte ihre Hand.

»Wie geht es Ihrem Gast?«, fragte Diane.

»Begeistert ist er nicht, aber zumindest haben wir ihn sicher und gesund untergebracht.«

Izzy war höflich, aber nicht freundlich. Diane wandte sich dem Bürgermeister zu.

»Herr Bürgermeister, das ist aber nett, dass Sie einmal unser Museum besuchen«, sagte sie und ergriff seine ausgestreckte Hand. Sein Händedruck war etwas zu fest, um höflich zu sein. Daran musste er arbeiten, wenn er Gouverneur werden wollte.

»Ich dachte, es sei eine gute Zeit, Sie einmal zu besuchen«, sagte er ihr. »Es tut mir Leid, dass ich nicht an Ihrer ... Veranstaltung neulich teilnehmen konnte. Dringende

Verpflichtungen. Aber vielleicht können wir uns jetzt einmal ganz privat unterhalten.«

»Natürlich. Korey, setzen Sie bitte die Polizeibeamten über diesen Einbruch ins Bild.«

Zuerst wollte sie den Bürgermeister in Koreys Büro führen. Dann fiel ihr aber ein, dass dieses zum Labor hin ein großes Fenster hatte.

»Hier entlang«, sagte sie, und sie gingen auf den Gang.

Dort kam ihnen ein älterer Herr von etwa ein Meter siebzig und leicht gebückter Haltung entgegen. Als er Diane sah, hielt er an, um sie zu begrüßen. »Dr. Fallon. Ich wollte Ihnen nur für die Gelegenheit danken, hier arbeiten zu dürfen.« Mit seinem weißen Haar, den buschigen Augenbrauen, dem Chaplin-Bärtchen und den kristallblauen Augen hätte er ein Zauberer in moderner, wenn auch etwas abgetragener Kleidung sein können.

»Jonas Briggs.« Diane umfasste seine ausgestreckten Hände. »Es ist mir eine Freude. Dies ist ...«

»Bürgermeister Sutton«, sagte Jonas. »Wir haben uns schon auf ganz eigene Weise kennen gelernt. Wir haben bereits in Stadtratssitzungen verbal die Klängen gekreuzt. Die Demokratie ist eine wunderbare Sache, nicht wahr, Herr Bürgermeister?«

Der Gesichtsausdruck des Bürgermeisters ließ ahnen, dass er die Demokratie für überhaupt nichts Wunderbares hielt. »Ja, ja«, murmelte er nur.

»Jonas, darf ich Ihr Büro benutzen?«, fragte sie ihn.

»Aber gewiss. Es ist offen. Ich bin auf dem Weg zum Mitarbeiterzimmer. Ich möchte mich einigen Leuten hier im Museum vorstellen.«

Jonas Briggs sah wie ein Mann aus, der endlich ein Zuhause gefunden hatte.

»Sein Büro ist auf diesem Stockwerk«, informierte Diane den

Bürgermeister. »Wir können es benutzen, dann brauchen wir nicht hinunter ins Erdgeschoss in mein Büro zu gehen.«

Jonas' Büro lag gegenüber der Archäologieausstellung, der kleinsten Abteilung des Museums. Hinter seinem Büro war ein kleiner Arbeitsraum. Durch dessen offene Tür konnte Diane Tonscherben sehen, die auf Arbeitstischen darauf warteten, zusammengesetzt zu werden.

Im Büro standen bereits hohe Bücherregale, die bis zum Bersten mit Büchern gefüllt waren. An der Wand hingen vergrößerte Fotos von archäologischen Ausgrabungen. Nach der Kleidung der Ausgräber zu schließen, stammten die Aufnahmen aus den dreißiger Jahren. In einer Ecke des Raums stand ein Tisch zwischen zwei Sesseln. Auf dem Tisch war ein Staunton-Schachspiel aus Sandelholz aufgestellt. An der Wand darüber hing ein abstraktes Gemälde mit hellen, kühnen Farbstrichen.

Diane setzte sich hinter den Schreibtisch und bot dem Bürgermeister einen der beiden Sessel an.

»Worüber möchten Sie mit mir sprechen?«, fragte sie ihn, während er den Sessel näher an den Schreibtisch heranrückte. Dann setzte er sich, beugte sich nach vorne und legte beide Ellbogen auf die Sessellehnen. Wenn Jonas ein Zauberer war, war der Bürgermeister eine Kröte.

»Ich werde ganz offen sprechen, Miss Fallon. Ich bin Anhänger einer klaren Sprache, die möglichst schnell auf den Punkt kommt. Das spart Zeit, und Zeit ist bekanntlich Geld.«

»Das geht in Ordnung, Mr. Sutton.«

Er drehte sich in seinem Sessel und richtete sich halb auf. Sein Gesicht verdüsterte sich, und er starrte sie an. Sie behielt ihren freundlichen Gesichtsausdruck bei und hielt seinem Blick stand. Sie war versucht, ihn zu fragen, ob das Ganze eine Art Wettkampf sei.

»Da gibt es zwei Dinge, über die ich mit Ihnen reden möchte. Erstens ist mir zu Ohren gekommen, dass Sie sich in Angelegenheiten der hiesigen Polizei einmischen.«

Ist mir zu Ohren gekommen war eine reichlich gewundene Ausdrucksweise, die Diane ärgerte. Sie hob die Augenbrauen und schaute ihn herausfordernd an. »Ich glaube, da hat man Sie falsch informiert.«

»Falsch informiert?« Er beugte sich nach vorne. »Ich habe dies vom Polizeichef selbst.«

»Dann ist er falsch informiert.«

»Reden wir Klartext, Miss Fallon. Sie wurden von zwei Polizisten am Tatort eines Verbrechens gesehen – dem Haus von George Boone.«

»Detective Janice Warrick hatte das Haus bereits freigegeben, bevor man mich bat, es mir einmal anzusehen. Was die Ermittler betraf, war das kein Tatort mehr.«

»Diese Bitte kam von einem Polizeikommissar aus Atlanta, der in diesem Fall überhaupt keine Befugnisse hat.«

Diane begann sich zu fragen, ein wie guter Freund Izzy Wallace eigentlich war. »Auch in dieser Frage sind Sie falsch informiert.«

»Frank Duncan gehört zur Polizei von Atlanta. Er arbeitet dort im Betrugs- und nicht im Morddezernat. Er hat sich nicht in Angelegenheiten der Polizei von Rosewood einzumischen.«

Walter Sutton beugte sich noch weiter vor und legte eine Hand auf ihren Schreibtisch. Für einen Moment dachte Diane, er würde mit der Faust darauf schlagen. Sie war dem Bürgermeister nie zuvor begegnet und wunderte sich zusehends über seine Feindseligkeit. Sie hatte von ihrem Freund Gregory gelernt, dass man in der Diplomatie nur dann seinen Ärger zeigt, wenn einem das einen Vorteil verschafft. Meist war es besser, im Angesicht eines Wütenden die Ruhe zu bewahren –

also blieb Diane auch jetzt äußerlich völlig ruhig.

»Mr. Sutton. Frank Duncan ist der Testamentsvollstrecker von Louise und George Boone. Nach ihrem Tod ist er jetzt auch der Vormund ihrer minderjährigen Tochter – die wegen Mordes verhaftet wurde. Es ist sehr wohl seine Aufgabe, ihre Interessen wahrzunehmen und Beweise zu ihrer Entlastung zu sammeln. Ich bin schockiert, dass Sie dies anders sehen könnten. Eine solche Verantwortung ist eine heilige Pflicht.«

Der Bürgermeister starrte sie einen Moment lang wütend an. Dann lehnte er sich in seinem Sessel zurück. »Es gibt da noch eine andere Angelegenheit, die für diese Gemeinde von höchster Wichtigkeit ist.«

Diane wusste, was nun kommen sollte, und konnte sich kaum das Lachen verkneifen. Stattdessen nahm sie einen Bleistift in die Hand, der auf dem Tisch lag. Das war eine weitere von Gregorys kleinen Weisheiten: Stelle immer einen Schreibtisch zwischen dich und dein Gegenüber und spiele mit einem Schreibwerkzeug herum. Das funktioniert vor allem in westlichen Kulturen, hatte er ihr erklärt. Dort assoziiert man damit ganz unbewusst eine ganze Reihe von Respektspersonen – Lehrer, Rektoren, Ärzte, Psychiater, Anwälte ... ein weiterer kleiner Trick, der einem einen psychologischen Vorteil verschaffen konnte.

»Um welche Angelegenheit handelt es sich?«, fragte sie und rollte den Bleistift wie unabsichtlich zwischen den Handflächen.

Der Bürgermeister rutschte auf seinem Sitz hin und her.

»Wir haben hart gearbeitet, um eine Gemeinde mit einer starken wirtschaftlichen Basis aufzubauen«, sagte er und richtete sich im Sessel auf.

»Ich weiß«, erwiderte Diane. »Wir hier im Museum sind stolz darauf, zu dieser Basis beigetragen zu haben, indem wir mehr als hundert Mitarbeiter einstellen konnten. Außerdem konnten

wir lokalen Unternehmern mit unserem Restaurant und unserem Museumsshop zwei wichtige Geschäftsmöglichkeiten bieten. Und natürlich gibt es da noch unsere Verbindungen zu den örtlichen Schulen, Fachhochschulen und der Universität.«

»Gewiss, aber da gäbe es noch eine Möglichkeit, den Beitrag des Museums beträchtlich zu erhöhen.«

Und uns dabei ins eigene Schwert zu stürzen.

»Mir ist bekannt, dass Sie sich geweigert haben, eine Möglichkeit in Betracht zu ziehen, die nicht nur gut für das Museum wäre, sondern auch neue, dringend benötigte Arbeitsplätze in unserer Gemeinde schaffen würde.«

»Mr. Sutton. Sie sehen mich völlig fassungslos. Sie sind unter dem Eindruck hierher gekommen, dass ich mich unberechtigt in die Angelegenheiten der örtlichen Polizei einmische. Wie falsch dieser Eindruck auch gewesen sein mag, hatten Sie Recht damit, dass dies von meiner Seite ein unangebrachtes Verhalten gewesen wäre. Deshalb verwundert es mich umso mehr, dass Sie jetzt meinen, auf Angelegenheiten des Museums, also auf meine Angelegenheiten, Einfluss nehmen zu können.«

Das Gesicht des Bürgermeisters nahm eine leicht rötliche Farbe an.

Gregory pflegte zu sagen, sie würde eine schreckliche Diplomatin abgeben, da sie diese perverse Freude daran habe, ihr jeweiliges Gegenüber zur Weißglut zu treiben. Sie musste zugeben, dass er Recht hatte.

»Wenn etwas so wichtig für diese Gemeinde ist, dann geht dies auch mich als deren Hauptverantwortlichen etwas an. Sehen Sie, Miss Fallon, unser Gespräch hat nicht sehr gut begonnen. Es war nicht meine Absicht, Sie in die Defensive zu drängen, sondern Sie zu bitten, Vernunft anzunehmen. Es ist nicht fair gegenüber den anderen, dass Sie eine Stellung

ausnutzen, die Sie nur aus purem Zufall bekommen haben.«

»Zufall?«

»Es liegt nicht in meiner Absicht, Sie zu kränken, aber Sie wissen sehr genau, dass Milo Lorenzo Sie eingestellt hat, weil er mit Ihnen befreundet war und Mitleid mit Ihnen hatte. Sie hatten Ihren Job verloren und waren ein Jahr lang arbeitslos gewesen. Das ist für jeden hart, und ich mache Ihnen deshalb keine Vorwürfe. Wenn allerdings Milo gewusst hätte, dass er so bald sterben würde, hätte er sicherlich die Leitungsstrukturen dieses Museums geändert. Sie sollten also diese Macht, die Sie zufällig bekommen haben, nicht missbrauchen, um schlechte Entscheidungen zu treffen. Sie stecken inzwischen schon zu weit in dieser Sache drin.«

Diane lachte laut los. »Stimmt, unser Gespräch hat wirklich schlecht begonnen. Das liegt aber teilweise daran, dass Sie von Anfang an falsche Behauptungen aufgestellt haben. Um all dies zu klären, müsste ich die ganze Geschichte aufrollen, eine Geschichte, die Sie, offen gesagt, zum größten Teil nichts angeht. Aber das sei, wie es sei. Sie jedenfalls und einige Mitglieder meines Vorstands werden lernen müssen, damit umzugehen, dass ich nun einmal über diese Macht verfüge. Und ich werde mich auch nicht scheuen, sie zum Nutzen des Museums einzusetzen.«

»Es gibt andere Alternativen für dieses Museum. Wissen Sie eigentlich, um wie viele Jobs es hier geht?«

»Nein, und Sie auch nicht. Diese so genannten Alternativen sind unbefriedigend. Außerdem würden sie bedeuten, dass wir dieses Museum in ein anderes County verlegen. Viele der jetzigen Beschäftigten könnten aber nicht mit umziehen, und unser County würde nicht mehr von den Touristen profitieren, die das Museum anzieht. Auch seine Steuereinnahmen würden zurückgehen. Bei den Jobs, die wir angeblich durch den

Verkauf des Museumsgrundstücks neu schaffen, handelt es sich doch um reine Spekulation. Was heute hier existiert, ist solide Wirklichkeit.«

»Hier geht es auch um Dinge, von denen Sie keine Kenntnis haben.«

Diane seufzte – schon wieder dieser alte Schuh. »Ja, das weiß ich, und es wäre töricht von mir, Entscheidungen von dieser Tragweite zu treffen, bevor ich alle Fakten kenne.«

»Meine Erfahrung hat gezeigt, dass es unmöglich ist, mit einem Menschen zu diskutieren, der meint, bereits alle Antworten zu kennen. Lassen Sie mich nur das Eine sagen: Hier geht es um viel, viel Geld. Sie sitzen hier in Ihrem Elfenbeinturm und denken, Sie seien unangreifbar, aber das stimmt nicht. Es gibt durchaus Wege, Sie Ihres Postens zu entheben, auch wenn Sie das nicht für möglich halten. Und wenn Sie fallen, dann fallen Sie hart.«

Diane legte den Bleistift hin und beugte sich vor. »Wenn gar nichts mehr geht, dann versuchen Sie, mir Angst einzujagen? Mr. Sutton, ich wurde schon von Männern bedroht, die zu Mitteln bereit waren, um meine Kooperation zu erzwingen, von denen Sie nicht einmal eine Vorstellung haben. Sie machen mir keine Angst.« Sie stand auf. »Ich glaube, es ist Zeit, dieses Gespräch zu beenden.«

Bürgermeister Sutton stand da, als suche er nach einem letzten Wort. Stattdessen machte er auf dem Absatz kehrt und verließ das Büro. Diane sah noch durch die geöffnete Tür, wie er in den Aufzug stürmte und wieder und wieder auf den Abwärts-Knopf einhämmerte.

Als Jonas Briggs in sein Büro zurückkam, stand Diane immer noch mit finsterem Blick hinter dem Schreibtisch. Sie bekam den Gedanken nicht aus dem Kopf, dass hinter dem Ganzen noch etwas anderes steckte. Dieses Mal war sie geneigt, dem

abgedroschenen Politiker-und Bürokratenanspruch zu glauben, dass es Dinge gebe, die das gemeine Volk nicht zu wissen brauche.

»Eines muss ich Ihnen lassen«, sagte Jonas Briggs. »Ich glaubte, ich sei gut darin, ihm die Röte ins Gesicht zu treiben, aber Sie übertreffen mich noch um Längen. Ich habe ihn noch nie so wütend gesehen.«

Diane musste lächeln. »Danke, dass ich Ihr Büro benutzen durfte.«

»Ich habe dieses Büro ja nur Ihnen zu verdanken.« Er machte vor ihr eine vollendete Verbeugung. »Wenn Sie nun schon einmal hier sind, möchte ich mit Ihnen über eine Ausstellungsidee sprechen.« Er nahm in dem erst vor kurzem frei gewordenen Sessel Platz. Diane setzte sich wieder hinter seinen Schreibtisch. »Ich weiß nicht, ob Sie schon von der archäologischen Ausgrabung einer Nussknacker-Werkstatt von Schimpansen in Westafrika gehört haben?«

Eine von Schimpansen betriebene Nussknacker-Werkstatt? Das klang wie ein Sketch aus einem Weihnachts-Musical. »Das ist ein Witz, oder?«

»Aber nein. Seit Jane Goodall wissen wir, dass Schimpansen Werkzeuge verwenden. Nun hatten ein Primatenforscher und ein Archäologe die höchst vernünftige Idee, dass die Ausgrabung eines Platzes, an dem die Affen beim Knacken von Nüssen beobachtet worden waren, einige interessante Informationen liefern könnte. Bisher hat man mindestens sechs hölzerne Ambosse gefunden, und eine Unmenge von Steinsplintern, die beim Herstellen der Steinhämmer abfielen, mit denen sie die Nüsse knackten. Diese Abfallsplinter gleichen in Größe und Form jenen, die man an einigen frühmenschlichen Stätten gefunden hat. Das ist alles sehr faszinierend.«

»Und nun möchten Sie eine kleine Ausstellung über – wie

nannte es Andie? – Affenarchäologie einrichten?«

»Nicht ganz. Sehen Sie dieses Gemälde?« Er zeigte auf das vielfarbige Bild, das über dem Schachspiel hing. »Wissen Sie, wer das gemalt hat?«

Diane schüttelte den Kopf. »Ich kenne mich in moderner Kunst nicht besonders aus.«

Briggs strahlte sie an. »Aber gefällt es Ihnen? Ist es Kunst für Sie?«

»Ja, sicher.«

»Ruby hat es gemalt.«

»Auch mit modernen Malern habe ich es nicht so.«

»Ruby war ein Elefant aus dem Zoo von Phoenix.«

»Ein Elefant?« Diane starrte das Bild einen Augenblick an. »Stimmt, ich habe mal von Elefanten gehört, denen man das Malen beigebracht hat.«

»Ah, aber hat man es ihnen denn wirklich beigebracht? Einige Verhaltensforscher behaupten das, aber Rubys Wärterin hat ihr einfach Pinsel und Farbe gegeben, weil sie gesehen hatte, wie diese mit ihrem Rüssel im Sand herumgekritzelt hat. Wenn wir sehen, dass ein Kind im Sand herumkritzelt, und wir geben ihm dann Buntstifte, ist das dann ein bewusstes Unterrichten oder die Unterstützung eines natürlichen Talents?«

»Worauf wollen Sie eigentlich hinaus?«

»Wussten Sie, dass Elefanten auch Musik machen? Haben Sie schon vom Thailändischen Elefantenorchester gehört?«

»Ich habe sogar eine CD von ihnen. Allerdings fällt es mir schwer zu glauben, dass die Elefanten diese Musik komponiert haben und nicht ihre Mahuts.«

»Ich möchte eine Ausstellung aufbauen, in der Tiere nicht als pure Ansammlungen instinktiver Verhaltensweisen dargestellt werden. Ich möchte, um mit T. S. Eliot zu sprechen, ›das Vertraute fremd und das Fremde vertraut erscheinen‹ lassen.

Das führt zu guten Gedichten, guter Anthropologie und guten Museen.«

Dianes Gesicht überzog ein Lächeln. »Ich glaube, ich mag diese Idee. Arbeiten Sie sie weiter aus. Sprechen Sie mit der Ausstellungsdesignerin. Sie hat ihr Büro oben im zweiten Stock. Ich bin gespannt, was Sie sich alles einfallen lassen.«

Brigg schaute sie begeistert an. »Mache ich. Ich bin noch nie im zweiten Stock gewesen. Vielen Dank, dass Sie einem alten Mann zugehört haben. Ich bin froh, hier eine Heimat gefunden zu haben.«

»Es war gar nicht so einfach, die Archäologiefakultät dazu zu bewegen, mir jemanden zu schicken«, sagte Diane.

Jonas Briggs studierte das raffinierte Blattmuster des bronzefarbenen Teppichs. »Ein kleiner Snobismus unserer Zunft, wie ich zugeben muss.«

»Snobismus?«

»Ich dürfte das eigentlich gar nicht erzählen, aber unser physischer Anthropologe hat ein Problem damit, dass Sie auf diese Stelle berufen wurden.«

»Was für ein Problem? Ich kenne ihn nicht einmal.«

»Meine Liebe, man sieht, dass Sie mit den subtilen Gedankengängen eines gestandenen Akademikers überhaupt nicht vertraut sind. Sie sind eine forensische Anthropologin. Sie forschen nicht, Sie wenden Forschung an, das heißt, Sie sind nur eine einfache technische Hilfskraft in der hohen Kunst der Knochenstudien. Deshalb besitzen Sie auch nicht die Qualifikationen, die für Ihren jetzigen Posten eigentlich nötig wären.«

»Ich verstehe.«

»Willard hat deshalb jedem davon abgeraten, mit Ihnen zusammenzuarbeiten. Schließlich fand Julie die Idee gut, hier ein Extrabüro zu kriegen. Aber dann hat man sie an eine

Hochschule in einem anderen Bundesstaat berufen. Sie wollten keinen Ersatz schicken, bis ich mich dazu bereit erklärte, hierher zu kommen. Sie stimmten sofort zu, und deshalb bin ich jetzt hier. Sie waren froh, so einen alten Emeritus loszuwerden. Sie mögen alte Dinge lieben, aber alte Fakultätsmitglieder gehören nicht dazu.«

»Ich glaube fast, die Geologiefakultät sieht das Ganze ähnlich.« Dianas Augen funkelten vergnügt.

»Nun, wir werden auch ohne sie viel Spaß haben.«

Diane stand auf und ging zur Tür. »Sie spielen Schach, wie ich sehe.« Sie nickte in Richtung des Schachbretts.

»Ein wenig. Ich bin nicht sehr gut, aber ich hatte gehofft, ich könnte hier jemanden ab und zu zu einem kleinen Spielchen verführen.«

Sie ging hinüber zum Brett und zog den weißen Bauern auf e4, bevor sie das Zimmer verließ.

Als Diane wieder ins Labor kam, waren die beiden Polizisten gerade dabei zu gehen. Aus den grimmigen Mienen der Konservierungsmannschaft konnte man schließen, dass diese mit der Arbeit der Strafverfolger nicht besonders zufrieden war.

Izzy Wallace wandte sich an Diane. »Da können wir wirklich nicht viel tun. Wir haben nicht den geringsten Anhaltspunkt. Sie sind mit einem Schlüssel hineingelangt, haben nichts mitgenommen und haben eigentlich auch kaum etwas durcheinander gebracht.« Sein Blick wanderte von einem Assistenten hinüber zu Diane. »Sinnlos, hier nach Fingerabdrücken zu suchen. Mit denen könnten wir nicht viel anfangen. Es war wahrscheinlich jemand, der hier arbeitet und dessen Abdrücke sowieso überall zu finden sind.«

Diane verschränkte die Arme und schaute ihn einen Moment prüfend an. Sie fragte sich, ob er etwas mit den Fehlinformationen des Bürgermeisters zu tun haben könnte. »Ist schon recht, Officer Wallace. Wir haben auch nicht allzu viel erwartet, aber wir wollten es zumindest melden. Es könnte ja sein, dass dies noch einmal passiert und sie dann etwas mitnehmen.«

»Es tut uns wirklich Leid, Madam«, meldete sich der andere Polizist, »aber es bringt nichts, die Sache weiterzuverfolgen. Der Staatsanwalt würde das Verfahren einfach einstellen.«

»Vielen Dank für Ihr Kommen.«

Zwei oder drei Sekunden schaute Izzy Diane prüfend in die Augen. »Ist der Bürgermeister noch unten?«, fragte er schließlich.

»Wahrscheinlich.«

Er nickte. »Dann gehen wir jetzt.«

Kaum waren sie aus der Tür, begannen die anwesenden

Museumsmitarbeiter, sich zu beklagen.

»Sie haben kaum etwas unternommen. Sie haben uns sogar quasi unterstellt, selbst diese Unordnung verursacht zu haben.«

»Ich sage den Nachtwächtern, dass sie dieses Labor im Auge behalten sollen. Ich würde mir an Ihrer Stelle nicht zu viele Sorgen machen.« Diane überließ das grollende Konservatorenteam sich selbst und ging die Treppe hinunter in ihr Büro.

Auf dem Schreibtisch lag eine Notiz von Andie, sie solle Frank anrufen. Sie hob den Hörer ab und wählte seine Nummer.

»Diane, ich habe den Autopsiebericht. Es wird einige Zeit dauern, bis ich die Blutproben analysiert bekomme, die du gesammelt hast. Ist es in Ordnung, wenn ich nach Feierabend ins Museum komme und wir über alles reden? Ich bringe etwas Italienisches mit.«

»Klingt gut. Wenn das Restaurant schon eröffnet wäre, würde ich dich zum Essen ins Museum einladen.«

»Ihr habt ein Restaurant?«

»Es öffnet erst in einigen Wochen. Ich sehe dich gegen halb sieben.«

Diane holte ihren Laptop und den Speicherstift ihrer Digitalkamera. Nachdem sie die Fotos vom Tatort ausgedruckt hatte, rief sie ein Programm auf, das sie schon eine ganze Weile nicht mehr benutzt hatte. Mit ihm konnte man Richtungskurven ausrechnen und nach Eingabe der entsprechenden Daten ein dreidimensionales bewegliches Bild des gesamten Tatorts erstellen. Wenn sie sich beeilte, konnte sie ein vorläufiges Bild fertig stellen, bevor Frank eintraf.

»Was ist das denn?« Frank deutete auf ein an der Wand lehndes Korkbrett, an das zwei Reihen dreidimensionaler Computerbilder vom Tatort gepinnt waren.

»Das ist ein Ablaufplan der Ereignisse am Tatort. Ich finde es hilfreich, die Abfolge der Ereignisse Bild für Bild verfolgen zu können und dadurch auch herauszufinden, was noch fehlt.« Sie schaute auf die Tüten in seiner Hand. »Glaubst du, wir können das alles aufessen?«

»Man weiß nie, wer noch hereinschneien könnte. Vielleicht wieder ein Mordverdächtiger auf der Flucht. Außerdem sind es außer dem Hauptgang nur noch ein paar Appetithäppchen.«

»Ich dachte, wir könnten auf der Terrasse essen und dann hierher zurückkommen.«

»Ist mir recht.« Er schaute noch einmal auf die Pinnwand, bevor er ihr nach draußen folgte.

Die Terrasse war ein offener Patio an der Rückseite des Museums mit einem schönen Blick auf den Naturlehrpfad. Sie breiteten das Essen auf einem schmiedeeisernen Tisch aus. Draußen war es heißer, als sie es sich vorgestellt hatte, aber die Sonne ging gerade unter, und der Tisch stand im Schatten. Die Luft war vom süßen, intensiven Duft eines ganz bestimmten Strauchs erfüllt. Sie nahm sich vor, dessen Namen herauszufinden. Hier auf der Rückseite des Museums war es ruhig. Der Straßenlärm schien so weit entfernt, dass man sich wie auf einer Waldwiese vorkam.

Keiner von beiden sprach über Morde oder Autopsieberichte. Diane erzählte Frank nichts von dem Einbruch, ihrem Gespräch mit dem Bürgermeister oder ihren Zweifeln über seinen Freund Izzy Wallace. Stattdessen schauten sie hinaus auf den Naturlehrpfad, und sie erzählte ihm von den verschiedenen Pflanzen, die es hier gab, und vom Teich mit seiner Schwanenfamilie. Er lachte, als sie ihm von Jonas Briggs, der Affenarchäologie und der Elefantenkunst berichtete.

»Elefanten machen wirklich Musik?«

»Anscheinend. Jonas will es nachprüfen. Apropos Musik, was

ist eigentlich mit dieser Karaoke-Bar, in die Andie und du gehst? Du singst dort Schnulzen?»

»Letztes Mal. Beim nächsten Mal bin ich vielleicht Elvis. Es ist nur ein gelegentlicher Spaß. Andie ist wohl tatsächlich ein großer Karaoke-Fan. Du solltest mal mitkommen. Singst du?«

»Nicht für alles Geld der Welt.«

»Oh, wir kriegen auch kein Geld dafür.«

Diane lachte und schaute hinaus in den Wald. Es wurde dunkel – und spät – und sie hasste die Vorstellung, in ihr Büro zurückgehen zu müssen, um dort eine Morduntersuchung fortzusetzen. Andererseits wollte sie es auch hinter sich bringen.

»Ich glaube, mehr kann ich nicht essen.« Sie schüttelte den Kopf über die Riesenmenge an Essen, die noch übrig war. »Wie viele Einkaufswagen machst du eigentlich voll, wenn du deine Lebensmitteleinkäufe erledigst? Warum kaufst du immer so viel Essen ein?«

»Tatsächlich habe ich nicht viele Vorräte im Haus – außer wenn Kevin vorbeikommt. Ich bin die meiste Zeit in Atlanta bei der Arbeit. Übrigens muss ich in ein paar Tagen wieder hin.«

Diane glaubte, dass ihm die Rückkehr zu seinem Job gut tun werde. Es war wahrscheinlich schon hart genug für ihn, das Begräbnis seiner Freunde zu arrangieren. Doch jetzt musste er sich auch noch mit den ganzen Einzelheiten des Verbrechens beschäftigen.

Frank half ihr, die Reste einzupacken und den Abfall wegzubringen. »Hast du eine Idee, was wir mit den Resten anfangen könnten?«, fragte er sie.

»Wir legen sie in den Kühlschrank im Mitarbeiterzimmer. Dann kannst du sie mitnehmen, wenn du nach Hause gehst.«

Zurück in Dianas Büro überreichte ihr Frank den Umschlag mit dem Autopsiebericht. Sie öffnete ihn widerwillig und holte den Inhalt nur sehr langsam heraus, so als ob dieser Kelch an ihr

vorübergehen werde, wenn sie nur lange genug abwartete. Aber da waren sie, die Autopsieberichte des jungen Jay und seiner Eltern.

Auf Jay wurde nur einmal geschossen. Die Kugel durchschlug seine Wirbelsäule und blieb im Herz stecken. Auf seiner Kleidung gab es keine Pulverrückstände. In der Wunde hatte man geschmolzenes Plastik gefunden. Diane hörte einen Moment zu lesen auf und dachte an die Plastikreste, die sie im Gras gefunden hatte. Es war so, wie sie vermutet hatte. An Jays Autopsiebericht war eine Auflistung anderer Plastikteile angeheftet, die man in seiner Umgebung gefunden hatte. Auf einem konnte ein unvollständiger Fingerabdruck festgestellt werden, aber der zuständige Experte hielt ihn für unbrauchbar, besonders angesichts der verschärften Anforderungen, die ein vor kurzem ergangenes Urteil des Obersten Gerichtshofs der Vereinigten Staaten an eine Verwertbarkeit von Fingerabdrücken in Prozessen stellte.

Der Tathergang bei George und Louise war weit komplizierter. Wie es schon die Blutspritzer gezeigt hatten, hatte man auf beide eingeschlagen *und* geschossen. Bei George war die Kugel in den oberen Brustkorb eingedrungen, hatte die Milz durchschlagen, war nach unten durch den Dünndarm und den Dickdarm gewandert und aus dem unteren Rücken wieder ausgetreten. Pulver- und Schmauchspuren auf seiner Kleidung zeigten, dass der Schuss aus nächster Nähe abgefeuert worden war.

Auf der linken und der Vorderseite seiner Kopfhaut waren Prellungen zu erkennen. Darüber hinaus zeigte die Untersuchung Impressionsfrakturen im Stirnbein und im linken Scheitelbein. Sein linkes Jochbein war total zertrümmert und sein Nasenbein gebrochen.

Louises linkes Scheitelbein war gebrochen. Außerdem hatte

man ihr aus kurzer Entfernung in den gleichen Teil ihres Kopfes geschossen. Jay, George und Louise hatten keinen Alkohol und keine Drogen im Blut. Aus den Zeichnungen des Gerichtsmediziners konnte Diane erschließen, dass die Frakturen durchaus von einem Baseballschläger verursacht worden sein könnten.

Während sie die Autopsieberichte durchlas, betrachtete Frank die dreidimensionalen Computerbilder auf dem Korkbrett. Als Diane ihn anschaute, hielt er gerade das Foto in der Hand, das den mit dem Gesicht nach unten im Gras liegenden Jay zeigte.

»Ich habe mit Jays Lehrern, seinen Freunden und seinem Fußballtrainer gesprochen ... Ich habe keine Ahnung, was er so spät abends noch draußen gemacht haben könnte.«

»Ich glaube nicht, dass er weg war«, sagte Diane. »Das heißt, ich glaube nicht, dass er in dieser Nacht das Anwesen seiner Eltern verlassen hat.«

In ihrer Hand hielt sie einen Stapel Karteikarten, den sie nun auf den Tisch neben die Fotos legte, die sie am Tatort gemacht hatte. Dann setzte sie sich an den Tisch und forderte Frank auf, auf dem Stuhl neben ihr Platz zu nehmen. Er schaute sie einen Moment prüfend an, als er sich setzte.

»Du glaubst also, dass Detective Warricks Version des Tathergangs falsch ist?«

»Ja, und sie wird es ebenfalls erkennen, wenn sie das Beweismaterial noch einmal genau untersucht.«

»Was ist deiner Meinung nach passiert?«

»Warrick denkt, Jay sei als Letzter erschossen worden, weil sie glaubt, dass George sonst aufgewacht wäre und sich eine Waffe besorgt hätte und somit nicht hätte im Bett ermordet werden können. Ich bin der Ansicht, dass er tatsächlich aufwachte, sich mit einem Baseballschläger bewaffnete, aber einfach nicht mehr die Zeit hatte, aus dem Bett

herauszukommen.«

Diane legte Jays Autopsiebericht auf den Tisch. »Zunächst einmal hatte Jay weder Alkohol noch Drogen im Blut«, fuhr sie fort. »Auch wenn das sicherlich nicht immer der Fall ist, ist doch anzunehmen, dass ein männlicher Teenager, der nachts aus dem Haus schleicht, in der Mehrzahl der Fälle wenigstens ein paar Biere trinken wird. Aber das wichtigste Indiz sind die Plastikteile. Wir werden es genau wissen, wenn der Bericht über die Plastikfragmente zurückkommt, die ich gefunden habe, aber ich bin mir jetzt schon ziemlich sicher, dass sie zu einem Schalldämpfer gehörten.«

»Ein Schalldämpfer? Aus Plastik?«

»Ich fragte Stars Freund Dean, ob er wisse, wie man so einen herstellt. Er verneinte das. Vielleicht hat er gelogen, aber er schien über meine Frage doch ziemlich erstaunt. Man kann eine große Limonadenflasche aus Plastik über den Lauf einer Pistole schieben und bekommt dann einen ›Einweg-Schalldämpfer‹, der sogar ziemlich gut funktioniert. In Jays Haut fand sich geschmolzenes Plastik. Ich glaube also, dass der Mörder eine Plastikflasche als Schalldämpfer benutzt hat und Jay als Erster umgebracht wurde.«

Diane nahm eine Karteikarte mit der schematischen Zeichnung von Jay, wie er gerade von jemandem mit einer schallgedämpften Pistole erschossen wurde, und heftete sie vor das erste Bild auf dem Korkbrett.

»Da dieser Dämpfer den Pistolenknall nicht völlig unterdrücken konnte, haben George und vielleicht auch Louise genug gehört, um aufzuwachen. Aber das Geräusch war andererseits nicht laut genug, sie aus dem Bett zu treiben. Sie haben vielleicht nicht einmal mitbekommen, was sie da aufgeweckt hat. Als aber der Eindringling die Treppe hoch in ihr Schlafzimmer kam, wurde George aktiv.«

Sie holte die Bilder, die der Computer auf Grundlage ihrer Schnürenrekonstruktion der Blutspritzer am Tatort erstellt hatte, und legte sie vor Frank.

»Wo sich die Schnüre kreuzen, befindet sich der Ausgangspunkt der Blutspritzer.«

»Faszinierend«, sagte Frank.

»Nur angewandte Mathematik«, entgegnete Diane. »Das Computerprogramm hat diese dreidimensionale Darstellung gezeichnet. Ich habe meine Messungen der einzelnen Blutspritzer eingegeben, und das Programm hat wie die Messschnüre den Ausgangspunkt der Blutspritzer errechnet. Die Bilder sind noch nicht so ganz ausgefeilt, weil ich in großer Eile war, aber die Berechnungen stimmen. Ich habe den Kopf der Opfer ...« Sie musterte Frank ganz kurz von der Seite. Sie scheute sich, deren Namen zu benutzen, da es das Ganze zu persönlich machte, aber sie hasste es auch, sie *die Opfer* zu nennen.

»Ist schon in Ordnung«, sagte er, griff nach ihrem Arm und drückte ihn.

»Die verschiedenen Positionen ihrer Köpfe sind natürlich der Ursprung der einzelnen Blutspritzer.«

Jetzt war sie sogar froh, dass die Personen auf den Abbildungen eher puppenhaft wirkten. Das half, einen gewissen Abstand zu diesen grausigen Geschehnissen zu wahren.

»Mir fehlt noch die Blutanalyse. Mit deren Hilfe kann ich feststellen, welches Blut zu Louise und welches zu George gehört. Außerdem war die Überlagerung der einzelnen Spritzer ziemlich schwierig zu entwirren. Es könnte also durchaus sein, dass neue Informationen zu einer leichten Änderung dieses Bilds führen werden. Trotzdem glaube ich, dass das Folgende dem wirklichen Ablauf weitgehend entspricht:

George wurde von dem gedämpften Pistolenschuss auf Jay

aufgeweckt. Als jemand die Treppe heraufkam, wachte er vollends auf, setzte wahrscheinlich einen Fuß auf den Boden, nahm den neben dem Bett stehenden Baseballschläger und griff damit den Eindringling an. Zur gleichen Zeit feuerte dieser den ersten Schuss ab, der George in die Brust traf. George traf gleichzeitig den Eindringling und schlug ihm möglicherweise die Pistole aus der Hand. Der Eindringling nahm dem schwer verwundeten George den Schläger ab und schlug ihm damit auf die linke Seite des Kopfes. Dies war der erste Schlag.«

Diane zeigte auf die sich überkreuzende Ansammlung von Schnüren, die der Seite des Bettes am nächsten war, auf der George gefunden wurde. Dann zeigte sie auf die Abbildung einer Gestalt, die im Bett halb aufgerichtet war.

»Siehst du diesen Spritzer hier auf der Kommode? Der Eindringling schwang den Schläger ein zweites Mal und traf damit Louise, bevor diese das Bett verlassen konnte.«

Diane deutete auf das hinterste Schnürenkreuz auf ihrem Foto vom Tatort und das dazu passende Computerbild. Dieses zeigte, dass die Gestalt, die Louise darstellte, sich bewegt hatte. Sie wollte offensichtlich aus dem Bett flüchten.

»Louise fiel dann wahrscheinlich bewusstlos zurück aufs Bett, und der Täter schwang den Schläger ein drittes Mal. Hier ist die Spur des vom Schläger abspritzenden Bluts an der Wand und quer über die Decke zu sehen. Dieses Mal traf er wieder George und brach ihm dabei Stirn und Nase. Ein weiterer Schlag zerschmetterte seinen Backenknochen. Du siehst ja, dass diese beiden Ausgangspunkte ganz nahe beieinander und näher am Kopfkissen liegen.

Als Letztes schoss der Eindringling Louise in den Teil des Kopfes, den er zuvor bereits mit dem Schläger getroffen hatte. Wahrscheinlich hatte sie gestöhnt oder versucht sich aufzurichten. Danach verließ er den Tatort.«

»Warrick glaubt, dass es zwei Angreifer gegeben haben müsse – Star und ihr Freund –, weil es zwei verschiedene Angriffsarten gegeben habe«, sagte Frank.

»Es ist schon möglich, dass zwei Personen daran beteiligt waren, aber ich glaube, meine Version des Tathergangs deckt sich exakt mit den vorgefundenen Spuren.«

Frank lehnte sich zurück und schaute sich noch einmal den Ablaufplan an. »Warum war Jay draußen?«

»Das ist der Schlüssel zu allem. Er hatte keinen Alkohol im Blut. Es gibt keinerlei Hinweise, dass er irgendwo anders gewesen ist. Er könnte vielleicht gerade das Haus verlassen haben, um jemanden zu treffen. Wenn er Freunde treffen wollte, könntest du diese vielleicht finden.«

»Ich habe mit den Jungs gesprochen, die als seine Freunde bekannt sind. Joy war ein beschäftigter junger Mann – Fußball, Pfadfinder. Er hätte kaum Zeit gehabt, in Schwierigkeiten zu geraten oder sich mit heimlichen Freunden zu treffen.«

»Kids in diesem Alter sind recht gut darin, Teile ihres Lebens geheim zu halten. Aber irgendjemand da draußen weiß Bescheid. Vielleicht Star.«

»Star? Du denkst, er hat sie getroffen? Das sähe aber gar nicht so gut für sie aus«, sagte Frank.

»Frage sie einfach. Vielleicht hat er gar nicht sie getroffen, aber wenn es Dinge gab, die er vor seinen Eltern geheim hielt, hat er sie vielleicht seiner Schwester anvertraut.«

»Es ist schwierig, sie dazu zu bringen, mit mir zu sprechen.«

»Dann soll ihr Anwalt mit ihr reden. Vergiss nicht, dass der Eindringling nicht eingebrochen ist. Warrick glaubt, diese Tatsache weise auf Star hin. Jedoch könnte auch Jay unabsichtlich den Mörder eingelassen haben. Es könnte jemand gewesen sein, den Jay kannte und dem er vertraute.«

Frank betrachtete noch einmal die Computerbilder und die

Tatortfotos. »Du bist dir ziemlich sicher, dass deine Analysen korrekt sind, nicht wahr?«

Diane stand auf und streckte sich. »Die Berechnungen stimmen. Jede mögliche Erklärung muss sich in diese Geometrie einfügen.«

»Das mit dem Schalldämpfer ist höchst interessant. Warrick weiß davon nichts.«

»Vielleicht ist das auch eines der Dinge, die sie zurückhält. Ich hätte eigentlich angenommen, dass sie diese Plastikteile aufgesammelt hat.«

»Izzy müsste das wissen.«

»Hätte er es dir erzählt?«

»Natürlich.«

»Gehört er auch zu deinen Pokerkumpeln?«

»Und zu meinen Angelfreunden.«

Diane schaute auf die Uhr – 19 Uhr 42. Draußen war es nun endgültig dunkel geworden. Zeit, nach Hause zu gehen. Sie spürte, dass sie in letzter Zeit zu wenig geschlafen hatte. Sie schaute Frank an.

»Würdest du gerne bei mir noch einen Kaffee trinken?«, fragte sie ihn.

Franks Gesicht hellte sich auf. »Klar. Du machst ihn zwar nicht so wie Vance, aber das wäre großartig.« Er grinste, als sie ihm eine Grimasse schnitt.

»Ich will nur noch meine E-Mails anschauen. Übrigens, gab es irgendwelche Fingerabdrücke auf diesem Brief oder der Bestellung der Dinosauriermodelle beim Bickford-Museum?« Diane ging zu ihrem Computer.

»Oh Verzeihung, das hatte ich ganz vergessen. Keine Abdrücke.«

»Nicht einmal meine?«

»Nein, überhaupt keine.«

»Also, das ist interessant. Hätten da nicht zumindest meine drauf sein müssen?«

Sie hatte mehrere E-Mails erhalten. Eine kam vom Archäologen Jonas Briggs. Sie hatte nur eine Zeile: Bauer auf e6. Sie schickte eine E-Mail zurück: Bauer auf d4.

»Ich hätte das eigentlich auch erwartet; das heißt aber auch nicht notwendigerweise, dass der Brief sauber gewischt wurde.«

Die nächste E-Mail stammte von Laura. Sie handelte von Melissa und den blauen Flecken, die Diane auf der Museumsparty an ihr bemerkt hatte. Laura hatte mit Melissas Eltern gesprochen – diskret, wie sie betonte. Diese hatten ihr erzählt, dass Melissa seit ihrer Kinderzeit zu blauen Flecken neige. Diese Erklärung befriedigte Diane nicht besonders, aber Laura kannte ihre Freunde, und sie war Psychiaterin.

Die anderen E-Mails waren von Abteilungsleitern und den neu eingetroffenen Kuratoren – der Botaniker bedankte sich sogar für sein Labor und die Größe seines Büros. Ihm antwortete sie gleich. Bei den anderen entschloss sie sich, bis morgen zu warten.

Dianes Apartment war bisher noch spärlich eingerichtet. Sie hatte ihre ganze Energie in das Museum gesteckt und keine Zeit gehabt, sich um ihre Wohnung zu kümmern. Den beigefarbenen Teppichboden hatte sie mit dem Apartment übernommen. Gekauft hatte sie sich ein burgunderrot und grau gestreiftes Polstersofa, das man in ein Bett umwandeln konnte. Sie hatte erst gar nicht versucht, eines zu finden, das zu dem Teppichboden passte. Stattdessen hatte sie sich einen Orientteppich gekauft und diesen vor das Sofa gelegt, sodass man den Teppichboden darunter gar nicht mehr sah. Vor dem Sofa stand ein Kaffeetisch aus Kirschbaumholz. Die einzigen

anderen Wohnzimmermöbel waren ein schwarzer Ledersessel und eine Stereoanlage. Nicht wirklich ein eleganter Raum, aber ihre Mutter hätte gesagt, er habe Potenzial.

Diane ging in die Küche, um Kaffee zu kochen. Frank folgte ihr und füllte ihren Kühlschrank mit italienischem Essen.

»Bei mir verdirbt das nur«, meinte er. »Und dann muss ich den Kühlschrank putzen, und ich hasse es, ihn zu putzen.«

Sie füllte Wasser in die Kaffeemaschine, drehte sich um und sank in Franks Arme. Sie hatte vergessen, wie gut er küssen konnte.

Ich habe dich vermisst«, sagte Frank. »Ich hätte dir alle diese Briefe schicken sollen, die ich dir geschrieben habe. Ich hätte dich im Dschungel suchen sollen.«

Diane schaute ihm in die Augen. Im Augenblick waren sie mehr blau als grün. »Es ist schön, wieder zurück zu sein. Es ist schön, genau jetzt genau hier zu stehen«, sagte sie und küsste ihn erneut.

»Kann ich heute Nacht dableiben?«, flüsterte er ihr ins Ohr.

»Ich hatte mir vorgenommen, es etwas langsamer angehen zu lassen, wenn wir jemals wieder zusammenkommen sollten«, sagte Diane. »Irgendwohin fahren mit dir, dich kennen lernen ...«

»Also darf ich heute Nacht hier bleiben?«

Sie kicherte, während sich die Küche mit köstlichem Kaffeeduft füllte. Wie lange war es her, dass sie das letzte Mal gekichert hatte?

»Ach, zur Hölle. Vielleicht bekommen wir einander über – und dann können wir uns wieder verabreden und uns endlich richtig kennen lernen.«

»Ich werde dir hier und jetzt bereits mein tiefstes, dunkelstes Geheimnis erzählen – wenn du das weißt, dann kennst du das Schlimmste, was es über mich zu wissen gibt.« Er rieb sachte ihren Rücken unter ihrem Hemd, und bei dieser Berührung wurde es ihr gleichzeitig wohlig warm und eiskalt.

»Was ist es? Was ist das Schlimmste, was es über dich zu wissen gibt?«

Er zog sie an sich heran und liebte mit der Nase ganz leicht ihr Ohr. »Ich kann Akkordeon spielen.«

Diane wich zurück und schaute ihm in die Augen. »Nein, du machst Witze. Das ist nicht wahr.«

»Doch, ist es.« Er lehnte seine Stirn an die ihre.

»Ich bin mir nicht sicher, ob ich damit umgehen kann«, sagte sie. »Vielleicht spielst du eines Tages eine Polka unter meinem Fenster?«

»Du brauchst keine Angst zu haben. Ich habe es unter Kontrolle.«

Als er sie erneut in die Arme nahm und küsste, spürte sie plötzlich die Schwingungen der »Ode an die Freude« an ihrem Busen.

Frank trat einen Schritt zurück, holte sein Handy aus der Jackentasche und schaute auf das Display. »Cindy«, sagte er und drückte den Antwort-Knopf.

»Hallo«, sagte er. »Wie geht es Kevin?«

Während er telefonierte, füllte Diane zwei Tassen mit frischem Kaffee und trug sie auf einem Tablett zusammen mit Sahne und Zucker ins Wohnzimmer.

Frank kam aus der Küche und hielt die Hand über den Apparat. »Sie möchte, dass wir diesen Samstag zu ihr zum Dinner kommen.« Er hob die Augenbrauen und zuckte die Achseln, als er das sagte, und lächelte, wahrscheinlich wegen ihres schlechten Timings.

Diane war sich sicher, dass Mark Grayson hinter dieser Einladung steckte. »Sag ihr, ich würde gerne kommen und hätte auch eine Flasche Wein, die ich unbedingt öffnen möchte, aber ich müsse erst einige dringende Museumsangelegenheiten erledigen, die sich einfach nicht aufschieben ließen.«

Frank hielt das Handy wieder ans Ohr und wiederholte fast wörtlich, was Diane ihm gerade gesagt hatte. Danach hörte er einige Sekunden zu. »Ich gebe das an sie weiter, aber diese Museumsverpflichtungen fressen sie im Moment regelrecht auf. In letzter Zeit konnte sie nirgends mehr hingehen.« Er machte eine Pause. »Mache ich. Ich gebe dir dann Nachricht. Kann ich

mit Kevin sprechen?« Dieses Mal war die Pause noch kürzer. »Hausaufgaben, jetzt im Sommer?« Pause. »Ach so, das hatte ich vergessen. Ich rufe dich später noch einmal an.« Er drückte auf die Ende-Taste und steckte das Handy zurück in seine Jackentasche.

»Ich nehme an, du hast mitgehört. Es sieht so aus, als ob du Recht hättest – David will wohl wirklich Druck auf dich ausüben. Sie bestand praktisch darauf, dass wir zum Dinner kommen.«

»Sie bat dich, mich zu überzeugen?«

»Ja.«

»Aber dass du nicht mit Kevin reden konntest, hatte damit doch nichts zu tun, oder?«

»Ich weiß nicht. Ich hoffe, nicht.« Frank wirkte einen Moment lang recht nachdenklich. »Das sähe Cindy wirklich nicht ähnlich – außer sie steht unter dem starken Druck ihres Partners. Aber ich kann trotzdem absagen. Das ist kein Problem.«

»Meinetwegen können wir auch hingehen. Aber lass uns noch ein paar Tage mit der Zusage warten, nur um zu schauen, wie viel Druck man noch auf uns ausüben wird. Vielleicht will sie uns dadurch auch nur zeigen, dass sie es in Ordnung findet, dass du und ich zusammen sind.«

»Auch das sähe Cindy nicht ähnlich. Also, wo waren wir gerade?«

»Beim Kaffeetrinken?« Diane reichte ihm einen vollen Becher.

»War es das? Ich dachte, wir trinken ihn woanders.« Er nahm Diane an der Hand und führte sie ins Schlafzimmer.

Eine ganze Weile später legte Diane ihre Hand auf Franks Brust und streichelte mit den Fingerspitzen zärtlich seine Haut. »Warum hast du die Briefe nicht abgeschickt?«, fragte sie schließlich.

»Ich wollte ja – ich wollte es sogar etwas zu sehr, und das machte mir Angst. Die Scheidung von Cindy war nicht einmal

zwei Jahre her. Ich hatte eine ganz schön harte Zeit durchgemacht und kein Vertrauen mehr in mich selbst. Ich wusste nicht mehr, was ich eigentlich fühlte. Warum bist du auch so lange weggeblieben?«, fragte er dann.

Statt zu antworten, küsste Diane erst seine Brust und dann seine Lippen.

»Wenn das dein Trick ist, mir nicht antworten zu müssen, ist er zumindest sehr reizvoll.« Er schlang beide Arme um sie und zog sie auf sich. »Und erfolgreich.«

Es war dunkel im Dschungel. Ein heller Scheinwerfer warf seine Lichtkreise mal hierhin, mal dorthin auf die sonst völlig dunkle, graugrüne Pflanzenmasse. In seiner Sprunghaftigkeit erinnerte er an das lauernde Auge eines Raubtiers. Aus der Ferne war Musik zu hören. Diane rannte auf sie zu, sie lief weiter und weiter, und die Musik wurde lauter und lauter, bis die Klänge von »In der Halle des Bergkönigs« ihr von allen Seiten ohrenbetäubend entgegenschallten. Wo war sie? Sie musste sie finden. Sie hielt an und schaute sich überall nach der Quelle dieser Musik um. Der Boden – sie kam von unten aus dem *Boden*. Sie kniete nieder und begann die harte Dschungelerde mit bloßen Händen aufzugraben, bis sie bluteten. Dann gruben sich Finger in ihre Schulter und rissen sie mit sich fort. *Nein*, schrie sie auf. *Nein!*

»Diane, Diane. Alles in Ordnung? Diane.«

Es war immer noch dunkel, aber sie konnte durch das Fenster den hellen Mond sehen. Sie setzte sich auf und war einen Moment lang völlig verwirrt, bis ihr bewusst wurde, dass sie in ihrem Bett war – mit Frank.

Frank griff über sie hinweg und machte die Lampe auf ihrer Seite des Bettes an. »Alles in Ordnung? Du hast im Schlaf geschrien.«

»Mir geht es gut.« Sie zitterte vor Kälte. Sie wickelte sich ganz eng in ihre Bettdecke ein. »Es war nur ein Alptraum.«

Er räusperte sich, um den Schlaf aus seiner Stimme zu bekommen. »Willst du darüber reden?«

»Ich brauche nur einen Schluck Wasser.« Sie schlüpfte aus dem Bett und griff nach ihrem seidenen Morgenrock, der über dem Fußbrett hing.

Sie holte sich eine Flasche Wasser aus der Küche, ging damit ins Wohnzimmer, setzte sich aufs Sofa und kuschelte sich in eine weiche Decke aus Zebrafellimitat. Frank kam herein. Er hatte sich schnell Jeans und ein weißes Hemd übergezogen. Er setzte sich neben sie auf die Couch.

»Ich weiß, dass etwas ganz Fürchterliches in Südamerika passiert ist«, sagte er. Er zögerte einen Augenblick, als ob er nach den richtigen Worten suchen würde. »Etwas, worüber du nicht reden willst, und ich kann das gut verstehen. Manchmal passieren eben Fehler ...« Er brach ab, als ob er die Worte, die er endlich gefunden hatte, doch für unangebracht hielt.

»Fehler?« Diane schaute ihn an und trank einen Schluck Wasser.

»Ich habe gehört«, begann er erneut etwas beklommen, »dass es da einen Fehler gegeben hat, der eine Tragödie verursachte, die dich deinen Job kostete. Was immer es war, es führte dazu, dass du fast ein Jahr lang keine neue Anstellung gefunden hast.«

Dianes Herz schlug immer noch wegen des Traums bis zum Hals. »Das hast du alles von deinem Freund Izzy?«

»Er hat es irgendwo gehört. Ich glaube, er wollte mich nur warnen.«

»Ich bin ihm neulich begegnet. Es gab einen Einbruch im Museum. Ich hatte das Gefühl, dass er irgendein Problem mit mir hatte.«

»Er wollte nur, dass ich auf dem Laufenden bin.«

Diane schüttelte den Kopf. Ihr Lächeln zeugte eher von Ärger als von Amüsement. »Das kann nicht stimmen. Wenn er wirklich wollte, dass du Bescheid weißt, hätte er seine Informationen zumindest überprüft. Das hätte ich zumindest für einen Freund getan. Und du hast ihm geglaubt. Hast du mich deswegen gefragt, ob ich mir sicher sei, dass meine Berechnungen stimmen?«

»Wenn ich ernsthafte Zweifel an dir hätte, hätte ich dich niemals um deine Hilfe gebeten. Ich habe ihm gesagt, er kenne wahrscheinlich nicht die ganze Geschichte.«

Diane musterte Frank einige Sekunden, seine verstrubbelten Haare und verschlafenen Augen.

Letzte Nacht war der erste wirklich glückliche Moment gewesen, den sie in einem ganzen Jahr erlebt hatte. Vielleicht hatte Gregory Recht; sie sollte wenigstens Frank ins Vertrauen ziehen.

»Nichts an seiner Geschichte stimmt. Nur dass es letztes Jahr tatsächlich eine Tragödie gab – ein Massaker, das gerade jenseits der äußersten Ostgrenze von Puerto Barquis im Amazonasgebiet Brasiliens stattfand. Es geschah aber nicht deswegen, weil ich einen Fehler gemacht hätte, sondern weil ich meinen Job zu gut erledigt hatte. Einen Job, den ich nicht verloren, sondern den ich selbst aufgegeben habe. Warte mal einen Moment.«

Sie ging zu ihrem Nachttisch im Schlafzimmer und öffnete die Schublade, in der sich nur Fotos befanden, einige mit, einige ohne Rahmen. Sie nahm sie ins Wohnzimmer mit und setzte sich wieder auf die Couch.

»Puerto Barquis ist ein Land, mit dem bei uns nicht allzu viele Leute vertraut sind. Ursprünglich erstreckte es sich vom Pazifik im Westen ostwärts bis in den Amazonasdschungel hinein. Sein

Küstengebiet wurde später aber von einem anderen Land annektiert, sodass es heute vom Meer abgeschnitten ist. Die Bevölkerung hat hauptsächlich spanische, portugiesische, deutsche und indianische Wurzeln. Das Land wurde in den letzten Jahrzehnten von einer Reihe rücksichtsloser Männer beherrscht, deren letzter Ivan Santos war.«

Seine Name fühlte sich in ihrem Mund wie ein scharfkantiger Stein an und kam ihr nicht leicht über die Lippen.

»Während seiner Herrschaft hat er Tausende von Ureinwohnern abschlachten lassen, zusammen mit Hunderten anderer, die ihm entweder widersprachen oder ganz einfach im Wege standen. Ich will jetzt nicht in die Details gehen, aber schließlich wurde er doch gestürzt. Danach fanden in Puerto Barquis die ersten freien Wahlen statt, die von den Vereinten Nationen überwacht wurden. Xavier Valdividia wurde der erste legal gewählte Präsident und hatte anfänglich gute Chancen, an der Macht zu bleiben. Aber Santos und seine Handlager und Spione in der neuen Regierung warteten nur darauf, dass sich ihnen eine Gelegenheit böte, wieder an die Macht zu kommen.«

Frank hörte Diane schweigend zu, nur zwischen seinen Augenbrauen bildete sich eine tiefe Falte. Er trank von dem Wasser, das immer noch auf dem Kaffeetisch stand, und reichte es ihr dann weiter. Sie nahm einen langen, tiefen Schluck.

»Ich arbeitete für World Accord International. Mein Team sammelte Beweismaterial – wir gruben Massengräber aus, befragten Zeugen, entdeckten, fotografierten und untersuchten geheime Folterkeller. Wir sammelten einen Berg von Beweisen für die Gräueltaten, von denen Ivan Santos behauptete, es habe sie nie gegeben. Vor allem konnten wir nachweisen, dass er hinter all dem steckte. World Accord hoffte, dass er angeklagt und zu einer Haftstrafe verurteilt würde.

Während ich dort arbeitete, machten wir oft in einer Mission Halt, die kurz hinter der Grenze in Brasilien lag. Unser Team vergalt deren Gastfreundschaft mit Lebensmitteln, Decken und Medikamenten. Über die Jahre hatte diese Mission unzählige Flüchtlinge aus Puerto Barquis aufgenommen.«

Diane verstummte. Ihre Augen füllten sich mit Tränen. Frank griff nach ihrer Hand und drückte sie, sagte aber kein Wort. Dies war eine Eigenschaft, die Diane an ihm besonders mochte; er wusste, wann es besser war, nichts zu sagen und einfach nur da zu sein. Sie nahm ein gerahmtes Foto, schaute es einen Moment lang an und gab es dann Frank.

»Das bin ich – mit meiner Tochter Ariel.«

Frank blickte auf das Foto und dann wieder auf Diane. Er öffnete den Mund, als wolle er etwas sagen, stoppte aber und schaute noch einmal das Foto an.

»Ich wusste nicht, dass du eine Tochter hast«, sagte er. »Wo? ...«, begann er seine Frage, brach aber unvermittelt ab. Diane sah die Verwirrung in seinen Augen.

»Ich muss dir von Ariel erzählen – dann wirst du es verstehen.«

Es dauerte einige Zeit, bevor Diane ihre Geschichte, Ariels Geschichte, weitererzählen konnte. Sie schaute aus dem Fenster auf das Wäldchen vor dem Haus. Am Himmel darüber konnte sie den schwachen Widerschein der Stadt erkennen.

»Machen wir uns frischen Kaffee«, sagte Frank. »Wir könnten beide einen gebrauchen.« Diane nickte.

Sie hörte ihn in der Küche hantieren – Wasser eingießen, Schränke öffnen und die Kaffeemaschine anmachen. Es fing an zu regnen. Diane erinnerte sich nicht, dass die Wettervorhersage Regen angekündigt hätte. Die Tropfen schlugen an das Fenster und verwischten die Konturen des Mondes. Der Regen trommelte auf das Dach und übertönte die wenigen Straßengeräusche, die zu dieser nachtschlafenden Zeit noch zu hören gewesen waren.

Frank brachte zwei Becher Kaffee ins Wohnzimmer. Ihrem hatte er etwas Kakao hinzugefügt, was ihn süß und gehaltvoll schmecken ließ. Sie nahm einige Schlucke und dachte an nichts anderes mehr als an den Geschmack ihres Schokoladenkaffees.

»Vor über vier Jahren – das war, nachdem wir zusammen waren ...« Eigentlich hatte sie sagen wollen, *nachdem wir uns getrennt hatten*, aber sie hatten sich eigentlich nie richtig getrennt. Sie war einfach zu ihrem Job im Dschungel zurückgekehrt, und er war in der Stadt geblieben. Als sie damals auseinander gingen, hätte es für ein Wochenende oder für immer sein können. Keiner von ihnen sagte eines der Dinge, die man sich so sagt, wenn man sich trennt. Sie hatten eine seltsame Beziehung gehabt. Nein, nicht seltsam. Rein körperlich? Das traf es auch nicht ganz, aber Diane lächelte bei diesem Gedanken in sich hinein.

»Wir nutzten die Mission als inoffizielle Basis«, setzte sie ihre Erzählung fort. »Ich machte dort Pläne für unsere weiteren Untersuchungen. Es gab in Barquis noch mehrere mögliche Gräberfelder, die ich mir anschauen wollte. Eines Tages stieß ich vor den Toren der Mission am Rande des Regenwaldes auf ein kleines Mädchen. Es war etwa drei Jahre alt, schmutzig und weinte. Das war nun allerdings überhaupt nichts Ungewöhnliches. Es gab weiß Gott dort viel zu viele Waisenkinder, aber dieses Mädchen war doch etwas anderes. Als sie mich sah, lächelte sie mich mit ihren samtschwarzen Augen strahlend an. Ich nahm sie auf den Arm und trug sie in die Mission. Die Schwestern versuchten vergeblich, ihre Eltern oder Verwandten zu finden. Ich verbrachte meine ganze freie Zeit mit ihr, bis ich mich schließlich entschied, sie zu adoptieren.«

Tränen standen ihr in den Augen und liefen ihr über die Wangen. »Ich hätte sie einfach mitnehmen und in die Vereinigten Staaten oder an einen anderen sicheren Ort schmuggeln sollen. Ich verfügte über diese Verbindungen, ich hätte es tun können. Aber ich wollte alles nach Recht und Gesetz erledigen. Und das taten wir dann auch – ganz nach Vorschrift. Wir waren so unheimlich selbstgerecht. Wenn ich eine gute Mutter gewesen wäre, hätte ich sie herausbekommen.«

Diane begann hemmungslos zu weinen und verstreute die Fotos über den Boden und die Couch.

Frank hob sie auf und legte sie auf den Kaffeetisch. Dann setzte er sich neben Diane und zog sie an sich heran.

»Diane, das alles tut mir so Leid. Die letzten Tage müssen für dich ein Alptraum gewesen sein. Wenn ich gewusst hätte ...« Er sagte einige Minuten lang kein Wort. »Bitte ... würdest du mir von ihr erzählen?«, bat er sie schließlich.

Nach einem kurzen Moment richtete sich Diane auf und griff nach ihrem Kaffee. Er war lauwarm und schmeckte süß, gemischt mit ihren salzigen Tränen. Sie nahm die Fotos in die Hand, sah sie durch und wählte einige aus, um sie Frank zu zeigen.

»Sie war das goldigste kleine Mädchen, das man sich vorstellen kann, und sehr klug. Die Nonnen nannten sie Anna, aber als sie vier war, teilte sie mir mit, dass sie von nun an Ariel heißen wolle, du weißt schon, nach der kleinen Meerjungfrau. Sie sagte, sie wolle einen ganz neuen Namen haben – Ariel Fallon.

Ich hatte sie immer dabei, außer wenn ich es für zu gefährlich hielt. Ich unternahm mit ihr eine kleine Bootsfahrt den Amazonas hinunter.« Diane schaute zu ihrer Stereoanlage hinüber. »Ariel liebte Musik. Ich habe ihr diesen CD-Player gekauft.« Sie lächelte, als sie sich an die ständige Jagd nach neuen Batterien erinnerte. »Batterien halten nicht lang im Dschungel, und es war schwierig, sie immer mit genug Batterien zu versorgen. Ich habe ihr eine CD mit ihren Lieblingsstücken gebrannt. Sie mochte ›The Mighty Quinn‹ und ›The Lion Sleeps Tonight‹, du weißt schon, das Lied von den Tokens – sie hatte einen ganz eigenen Musikgeschmack. Aber am liebsten hörte sie ›In der Halle des Bergkönigs‹. Sie drehte dann die Musik so laut, dass man sie auf dem ganzen Missionsgelände und sogar noch draußen im Dschungel hören konnte.

Ich konnte beobachten, wie sie größer wurde und sich ihre eigene kleine Persönlichkeit entwickelte. Wir machten Pläne für die Zukunft. Ich erzählte ihr alles über die Vereinigten Staaten, über Schnee und Disney World, den Grand Canyon und die Smoky Mountains. Ich bestellte uns diese Mutter-Tochter-Kleider. Es dauerte ewig, bis sie endlich eintrafen, dass ich schon dachte, sie seien inzwischen viel zu klein für sie. Aber sie

passten großartig. Wir tragen sie auf diesem Foto.« Sie zeigte ihm eine silbergerahmte Aufnahme, auf der sie beide die gleichen Kleider trugen und sich lächelnd umarmten.

»Zu dieser Zeit stand ich schon in Korrespondenz mit Milo und hatte bereits sein Angebot angenommen, an sein Museum zu kommen. Ich dachte, das sei der allerbeste Platz, um sie großzuziehen. In dieser ganzen Zeit reiste ich nicht ein einziges Mal in die Staaten. Wenn ich zurückkam, dann sollte es mit ihr sein.«

»Was ist passiert?«, fragte Frank.

»Was passiert ist?« Diane seufzte, rieb sich die Augen und presste die Fingerspitzen auf die Stirn. »Wir waren bereits drei Jahre dort, und mein Team und ich hatten zahlreiche vernichtende Beweise gegen Santos gefunden. Wir dachten, Präsident Valdividia würde ihn festnehmen lassen. Wir überschätzten die Macht des Präsidenten. Er hatte Angst. Wir kamen gerade aus der Hauptstadt zurück, als wir fünf Kilometer von der Mission entfernt bereits Gewehrfeuer hörten. Auf diesen Straßen kommt man nur langsam voran. Als wir näher kamen, hörten wir die Klänge von ›In der Halle des Bergkönigs‹ durch den Dschungel schallen.«

Diane versagte ein paar Augenblicke die Stimme. »Als wir endlich auf dem Missionsgelände eintrafen, hatte ... hatte er alle dort umgebracht, einschließlich ... Überall war Blut. Er hatte die meisten Körper mitgenommen. Das war seine Lieblingsmethode – die Opfer seiner Gräueltaten in versteckten Massengräbern zu vergraben. Wir fanden Ariels CD-Player mitten auf dem Gelände. Jemand hatte die Wiederholungsfunktion aktiviert, sodass er nicht aufhörte, ›In der Halle des Bergkönigs‹ zu spielen. Er hatte ihre ...« Dianas Mund zitterte, und ihr liefen erneut Tränen übers Gesicht. »Er hatte ihre kleinen blutigen Schuhe neben dem CD-Player liegen

lassen. Sie muss fürchterliche Angst gehabt haben, und ich war nicht für sie da.«

Diane rollte sich zu einer Kugel zusammen, ballte die Fäuste und schluchzte laut auf. Frank zog sie erneut an sich heran und streichelte ihr den Rücken. Es dauerte einige Minuten, bis sie wieder sprechen konnte, Minuten, in denen sie versuchte, wieder zu Atem zu kommen und die Fassung wieder zu finden. Ihre Stimme zitterte, als sie die Erzählung fortsetzte: »Diese Morde waren als Lehre für mich gedacht, weil ich seine Lügen aufgedeckt hatte – ich hatte wirklich nicht mit seiner Rache gerechnet. Ich hoffte, Ariel sei vielleicht davongerannt und habe sich im Dschungel versteckt. Bei diesen Massakern gab es oft Überlebende. Deshalb konnten wir später auch Augenzeugen finden. Ich lief durch das Unterholz, schrie ihren Namen und suchte überall, bis sie – bis meine Freunde mich wegzogen.«

Erneut versank sie in Schweigen. Frank strich ihr ganz sacht mit der Hand über den Kopf. Diane hörte dem Regen zu, wie er monoton auf das Dach trommelte.

»Im Nachhinein finde ich meine Bemerkung ziemlich taktlos, dass ich wahnsinnig würde, wenn Kevin etwas wie Jay zustoßen würde. Das tut mir wirklich Leid, aber ich hatte ja keine Ahnung.«

»Eben. Nur wenige hier wissen Bescheid.«

Diane legte den Kopf an seine Schulter und schaute noch einmal die Fotos von Ariel durch. Neben Kummer verspürte sie vor allem Bedauern – Bedauern, sie nicht einfach mitgenommen zu haben. Warum musste sie unbedingt auf die entsprechenden Papiere und Genehmigungen warten? Ariel könnte in dieser Minute hier bei ihr sein.

»Gregory, mein Boss, tauschte die Teams aus. Unsere Objektivität war nach diesem Erlebnis nicht mehr gewährleistet. Ich ließ mich für ein Jahr beurlauben.«

»Was hast du während dieser Zeit gemacht?«

»Eine ganze Weile lang gar nichts. Ich ging zurück in die Vereinigten Staaten und versteckte mich in meiner Wohnung. Ich nahm Valium gegen meine Angstzustände und meinen Kummer, bis mich ein paar meiner Freunde überredeten, einige Höhlen mit ihnen zu erkunden. Höhlen sind sehr friedliche Orte – man fühlt sich dort fast wie im Mutterleib, nehme ich an. Diese Höhlentouren halfen wirklich. Milo bat mich dann, hierher zu kommen. Ich hätte beinahe abgesagt, aber dann machte ich mich doch einige Monate lang mit Museen im Allgemeinen und dem RiverTrail-Museum im Besonderen vertraut.«

»Warum hast du nie angerufen?«

»Ich war in dieser Zeit keine allzu gute Gesellschafterin. Für niemanden. Ich war verbittert und regte mich bereits über die kleinste Kleinigkeit auf. Ich musste vieles aufarbeiten, bevor ich wieder unter die Leute gehen konnte.«

»Ich hätte es verstanden.«

»Ich wollte niemandes Verständnis. Ich wollte mich lange Zeit nicht gut fühlen. Ich hatte es nicht verdient, mich gut zu fühlen.« Diane kämpfte gegen ihre Tränen an. Sie hatte das Weinen satt. Ihr Kopf schmerzte, und ihre Augen waren rot und geschwollen.

»Das Museum hat mir gut getan«, fuhr sie fort, »trotz dieser kleinen Probleme mit dem Vorstand.« Der Regen wurde immer stärker, und ein Blitz tauchte die Bäume vor dem Haus für ein paar Sekunden in gleißendes Licht. Der anschließende Donnerschlag ließ die Fenster erzittern. »Ariel fürchtete sich nicht vor Gewittern. Sie hielt es für eine große Show. Sie liebte Lärm und laute Geräusche. Ich machte mir Sorgen um ihre kleinen Ohren. Ich gab ihr keine Ohrhörer, auch als die Nonnen mich flehentlich darum baten.«

»In der Halle des Bergkönigs« stand auf dem Notizzettel, den

ich für dich untersucht habe.«

»Ja. Irgendjemand, ich weiß nicht, wer, gab diese Notiz den Musikern, mit der Bitte, dieses Stück zu spielen.«

Frank wich erstaunt zurück und starrte Diane an. »Ein Zufall?«

»Vielleicht.« Diane erzählte ihm von ihren Gesprächen mit Gregory und der Möglichkeit, dass sich einer von Santos' Helfershelfern in den Vereinigten Staaten aufhalten könnte.

»Diane, warum hast du mir nichts davon erzählt? Die Situation ist wirklich ernst.«

»Es ist bisher reine Spekulation. Santos hat ja nun den Präsidenten aus Barquis vertrieben. Ich bezweifle, dass sich jetzt noch der Aufwand lohnen würde, mich zu verfolgen. Heutzutage sind Terroristen in den USA ja nicht gerade beliebt. Ich bin mir sicher, Santos ist sich dessen bewusst. Ich habe eher den Verdacht, dass es etwas mit Mark Graysons Versuch zu tun haben könnte, mich zum Verkauf des Museumsgebäudes zu bewegen.«

»Das wäre aber eine grausame Methode. Hältst du ihn für so gemein?«, fragte Frank.

»Ich glaube, Menschen wie er wollen unbedingt ihren Willen durchsetzen, mit allen Mitteln.«

»Hast du ihn schon mal zur Rede gestellt?«

»Ich habe nicht den geringsten Beweis. Aber ich bekomme Druck von allen Seiten.« Sie erzählte ihm vom unerfreulichen Besuch des Bürgermeisters. »Du siehst, ich hatte dieses Gerücht über mich bereits gehört.«

»Ich werde es Izzy erzählen. Er wusste nicht ...«

Diane stand auf und begann, die Bilder aufzusammeln. »Er wusste also nicht Bescheid. Ich frage mich nur, warum er dann dieses Gerücht unbedingt weitererzählen musste.«

»Er wollte mich vor Schwierigkeiten bewahren. Ich bin sicher, er wird sich entschuldigen.«

»Es ist besser, wenn er mir eine Weile aus dem Weg geht, sonst wird er die Konsequenzen gar nicht mögen. So wie neulich der Bürgermeister.«

Diane schaute auf die Uhr an der Wand. »Es ist fast vier Uhr morgens. Vielleicht bekommen wir noch ein paar Stunden Schlaf, bevor wir aufstehen müssen. Du musst morgen nicht zur Arbeit gehen, oder?«

»Nein. Ich habe noch ein bisschen Zeit für mich. Ich muss auch noch einige Dinge erledigen.« Er stand auf und brachte die Kaffeebecher zurück in die Küche. Als er zurückkam, fing er Diane auf ihrem Weg ins Bett ab und drückte sie an sich.

»Diane, du warst mir eine große Hilfe. Ich wusste nicht, wie schwer das Ganze für dich sein musste.«

»Ich ziehe anscheinend die schlimmen Geschichten regelrecht an.«

Die Gartenarbeiter waren gerade dabei, die abgebrochenen Äste und Zweige wegzuräumen, als Diane im Museum ankam. Offensichtlich hatte das Gewitter in dieser Nacht einige Schäden entlang des Naturlehrpfads und an den größeren Bäumen in der Umgebung angerichtet.

»Ist viel zu Bruch gegangen?«, fragte sie den Chefgärtner, einen kleinen, silberhaarigen Mann, der bis zu seiner Pensionierung vor ein paar Jahren die Gartenabteilung der Universität geleitet hatte.

»Nicht so viel. Den meisten Schaden gab es am Naturlehrpfad. Am Westflügel ist ein dicker Ast von einem Baum abgebrochen und auf das Gebäude gefallen. Glücklicherweise gingen dabei keine Fenster zu Bruch.«

Als Diane das Museum betrat, hörte sie von der Treppe her zwei unverkennbar wütende Stimmen.

Melissa Gallagher stritt sich offensichtlich mit einem Mann.

»Jetzt sei nicht so, Mike. Du verstehst einfach nicht.« Melissa schien den Tränen nahe.

»Nein, tue ich nicht, und ich habe es langsam wirklich satt.«

Es war Mike Seger, der Geologiestudent.

Diane eilte die Treppe hinauf und kam gerade recht, um zu sehen, wie Mike mit der Hand Melissas Arm rüde umfasste.

»Was ist denn hier los?«

»Nichts«, sagte Melissa.

»Das hört sich aber nicht so an und sieht auch nicht so aus.« Diane schaute Mike scharf an. »Sie wird blaue Flecke bekommen, wenn Sie ihren Arm weiterhin so anpacken.«

»So hart greife ich doch gar nicht zu«, entgegnete Mike. Trotzdem ließ er sie sofort los.

»So schlimm war das gar nicht«, sagte Melissa schnell. Diane

meinte, in Melissas dunklen Augen Angst erkennen zu können.

»Euren Streit hört man im ganzen Museum. Es wäre nett, wenn ihr derartige Auseinandersetzungen in Zukunft außerhalb des Museums austragen könntet.«

»Oh, das habe ich gar nicht gemerkt. War es wirklich so laut? Es tut mir Leid, Dr. Fallon. Wirklich. Es wird nicht noch einmal passieren.« Melissa eilte die Treppe hinauf und war bald nicht mehr zu sehen.

Mike jedoch blieb stehen und blickte Diane an. Da er um einiges größer war als sie, stieg sie einige Stufen die Treppe empor, bevor sie ihn ansprach.

»Ich möchte so etwas wie eben nicht noch einmal in meinem Museum sehen.«

»Wir hatten eine kleine Auseinandersetzung. Das war alles. Ich weiß, wir hätten uns nicht hier streiten sollen, und das wird auch nicht wieder geschehen. Aber mehr war da nicht.«

»Ich habe an Melissa in den letzten Tagen etliche blaue Flecke bemerkt.«

»Die stammten aber nicht von mir. Also das glauben Sie, nicht wahr?«

»Sollte ich herausfinden, dass sie von Ihnen stammen, dann fliegen Sie hier raus.«

»Schauen Sie, Dr. Fallon, ich brauche diesen Job. Bei uns Geologen kommt man ganz schwer an eine Assistentenstelle. Deshalb war dieser Job hier ein ausgesprochener Glücksfall für mich. Ich möchte nicht für etwas gefeuert werden, was ich nicht getan habe.«

»Dann verstehen wir uns also?«

»Ja.« Er begann, die Treppe emporzusteigen, drehte sich dann aber plötzlich wieder um. »Korey Jordan hat mir erzählt, er habe im Keller alte Karten, Mineralien- und Fossiliensammlungen aus der Mitte oder dem Ende des 19.

Jahrhunderts gefunden.«

»Ja, das stimmt. Dies war ja ursprünglich ein Museum, bevor es dann eine Klinik wurde. Es gibt noch einige Exponate aus diesen Anfangszeiten.«

»Waren auch geologische Karten darunter?«

»Ich bin mir nicht sicher.«

»Was passiert mit ihnen? Ich meine, gibt es die Möglichkeit, dass ich sie mir einmal anschauen könnte?«

»Korey muss erst einmal den Zustand der einzelnen Materialien feststellen, vielleicht auch einige Restaurierungsarbeiten durchführen, wenn das überhaupt möglich ist. Danach kann man sie dann natürlich näher untersuchen.«

»Ich interessiere mich für alte geologische Karten. Sie würden ein interessantes Exponat abgeben, vor allem wenn man sie zusammen mit dieser alten Mineralien-und Fossiliensammlung ausstellen könnte.«

»Ich weiß nicht, ob wir überhaupt einen Herkunftsnachweis dieser Steine haben. Viele Dinge, die Korey im Keller und auf dem Dachboden findet, wurden einst wohl einfach dort abgestellt, ohne dass man sich die Mühe gemacht hätte, sie zu archivieren und zu ordnen.«

»Ich würde mir diese alte Mineraliensammlung gerne einmal anschauen. Ich könnte vielleicht ihren Herkunftsort bestimmen.«

»Ich weiß nicht, ob sich das lohnt. Unsere eigene Mineralienabteilung ist gut bestückt, wie Sie bestimmt bereits feststellen konnten.«

»Ja, ich weiß. Aber ich könnte vielleicht doch etwas Interessantes finden. Manchmal sind die Lagerstätten eines ganz bestimmten Minerals erschöpft, ohne dass man eine Probe aufbewahrt hätte. Und was die Fossilien angeht: Manchmal hat man schon neue Arten in alten

Museumssammlungen entdeckt.«

»Das stimmt. Nun gut, Sie können sich die Sammlungen ja mal anschauen.«

»Danke.«

Er stieg die Treppe hinauf. Diane blieb noch einen Moment stehen und schaute ihm nachdenklich nach. Dann ging sie in ihr Büro. Dort hörte sie Andie nebenan mit jemandem sprechen.

»Ja, das stimmt, Sie jagen lieber jemanden, der unerlaubt das Grundstück eines Tierpräparators betritt, oder einen Hund, der auf Mrs. Crabtrees Blumenbeete gepinkelt hat, als etwas wirklich Illegales zu untersuchen«, bemerkte Andie gerade.

Diane öffnete die Verbindungstür und sah, dass sie mit Korey redete. »Es gab doch keinen weiteren Einbruch, oder?«

»Oh, hallo Diane«, sagte Andie.

»Nein«, antwortete Korey. »Ich erzähle Andie nur gerade von dem grandiosen Auftritt, den uns die hiesige Polizei geboten hat. Und ich wollte Ihnen dies bringen.« Er überreichte Diane einen Umschlag. »Sie sind ziemlich gut geworden.«

Diane öffnete den Umschlag und zog Fotografien der Fingerabdrücke heraus. »Was war mit Ihrem Büro, Korey? Hat irgendetwas gefehlt?«

»Sie haben alles durchsucht, aber es fehlt nichts. Jemand muss etwas ganz Bestimmtes gesucht haben, das steht fest.«

»Ich will versuchen, jemanden zu finden, der mir diese Fingerabdrücke mit denen in der Polizeidatenbank abgleicht. Korey, wie gut kennen Sie eigentlich Mike Seger?«

»Ich habe ihn gerade erst kennen gelernt. Vor kurzem tauchte er im Konservierungslabor auf, und ich habe ihm einige der geologischen Artefakte gezeigt, die wir neulich im Keller gefunden haben.«

»Und was halten Sie von ihm?«

Korey zuckte mit den Schultern. »Er scheint in Ordnung zu

sein. Sie verdächtigen nicht etwa ihn, ins Büro eingebrochen zu sein, oder?«

Diane war einen Augenblick lang sprachlos, denn sie hatte an Melissa und nicht den Einbruch gedacht. »Nein, überhaupt nicht. In letzter Zeit sind eine Menge neuer Leute aus der Universität zu uns gestoßen, und ich wollte nur wissen, was für einen Eindruck Sie von ihm haben.«

»Einen guten. Er scheint etwas von seinem Fach zu verstehen.«

»Danke, Korey. Ich lasse es Sie wissen, wenn ich etwas über diese Fingerabdrücke herausfinde.«

Diane ging zurück zu ihrem Schreibtisch und holte ihren Kalender heraus, um den Terminplan für diesen Tag zu überfliegen. Es war nichts Wichtiges vorgesehen. Dylan Houser wollte sie wegen ihres Computers sprechen. Aber das ließ sich auch auf einen anderen Tag verschieben.

Sie schaute ihre E-Mails durch. Jonas Briggs hatte ihr seinen nächsten Schachzug geschickt: Schwarzer Bauer auf d5. Diane dachte einen Moment nach und versuchte, sich das Schachbrett im Geiste vorzustellen. Die Eröffnungszüge konnte man sich leicht merken, aber bald würde sie in den ersten Stock hinaufgehen müssen, um sich das Brett anzuschauen, bevor sie zog. Sie forderte Briggs auf, ihren Damenspringer auf c3 zu ziehen.

Plötzlich traf es sie wie ein Blitz. Sie sprang auf und eilte in Andies Büro.

»Andie, was sagten Sie, als ich vorhin hereinkam?«

»Hallo Diane?«

»Nein, davor. Als Sie mit Korey sprachen.«

»Oh, er erzählte mir, dass die Polizei kein bisschen interessiert daran gewesen sei herauszufinden, wer in das Labor eingebrochen habe. Und dann habe ich geantwortet,

dass sie wohl eher daran interessiert seien herauszufinden, wer auf Mrs. Crabtrees Blumen gepinkelt hat – ah ja, und daran, unbefugte Eindringlinge aufzuspüren.«

»Sie waren sogar noch etwas genauer.«

»Dass es das Grundstück eines Tierpräparators war?«

»Wie kamen Sie eigentlich darauf?«

Andie zuckte die Schultern und schaute sie mit großen Augen an. »Keine Ahnung. Wir haben uns einfach so unterhalten.«

»Nein, nein. Ich meine, warum haben Sie gerade diese Beispiele gewählt?«

»Oh. Ich lese mit Begeisterung die Polizeiberichte in der Zeitung. Manchmal sind sie wirklich lustig. So wie diese Frau, die dem Sheriff berichtete, dass jemand in ihr Haus eingebrochen sei, ihr Bett in Unordnung gebracht und ein ungebrauchtes Kondom auf dem Nachttisch zurückgelassen habe. Warum fragen Sie?«

»Können Sie mir mehr über den Tierpräparator und diese Eindringlinge erzählen?«

»Warten Sie.« Andie blickte zur Decke und dachte angestrengt nach. »Es fing mit der Beschwerde einer Frau an. Ihr Nachbar hatte ein Gewehr abgefeuert. Der Nachbar, ein Tierpräparator, erklärte dann dem Sheriff, er habe gehört, wie jemand unbefugt sein Grundstück betreten habe. Offensichtlich hatte derjenige die Kühe auf seiner Weide erschreckt, und dann hatte er in die Luft geschossen, um sie zu vertreiben. Das war auch schon alles.«

»Wann haben Sie das gelesen?«

»Erst vor ein paar Tagen. Warum?«

»Erinnern Sie sich an seinen Namen?«

»Er war irgendwie komisch.« Andie überlegte eine Minute. »Luther ..., Luther ..., den Nachnamen habe ich vergessen. Warum fragen Sie mich das alles?«

»Das erzähle ich Ihnen später.« Diane eilte zurück in ihr Büro, schloss die Tür und wählte Franks Handynummer.

»Diane, wie geht's dir heute Morgen?«

»Mir geht es gut, wirklich.«

»Das beruhigt mich. Ich war etwas in Sorge.«

»Es hat gut getan, über Ariel zu sprechen. Sie war etwas ganz Besonderes.«

»Ja. Das war sie wohl.«

Da gab es eine Reserviertheit in Franks Stimme, die sie etwas verwirrte. Wenn sie ihn nicht besser gekannt hätte, hätte sie ihn für jemanden gehalten, der nichts mehr von einem One-Night-Stand hören wollte. Gerade als sie weitersprechen wollte, hörte sie im Hintergrund ein Klingeln und dann eine Lautsprecherstimme, die nach einem Arzt rief.

»Frank, wo bist du? Ist alles in Ordnung mit dir? Wie geht es Kevin?«

»Kevin geht es gut. Aber ich bin im Krankenhaus. Als ich heimkam, bekam ich einen Anruf. Star hat heute Morgen einen Selbstmordversuch unternommen. Es geht ihr gar nicht gut.«

»Oh, Frank.« Dianas Stimme zitterte. *Dies ist nicht der rechte Zeitpunkt für einen Zusammenbruch.*

»Ich wollte es dir eigentlich nicht erzählen, ich meine, nach letzter Nacht, aber ...«

»Weißt du, was passiert ist?«

»Sie merkten es, als sie ihr Frühstücksgeschirr abholen wollten. Sie hatte sich an einer Ecke ihres Metallbetts die Pulsadern aufgeschnitten. Mein Gott, wie verzweifelt muss sie gewesen sein, um so etwas zu tun. Sie sagten, sie habe eine Menge Blut verloren.«

»Ein ansonsten gesunder Mensch kann bis zu vierzig Prozent seiner Blutmenge verlieren, ohne eine Transfusion zu benötigen.« Erst nachdem sie das gesagt hatte, wurde es

Diane bewusst, wie kalt und technisch das klang. Dabei hatte sie ihn doch trösten wollen. »Ich komme vorbei, wenn du willst.«

»Ich weiß nicht, was ich tun soll«, sagte er.

An seiner Stimme war seine ganze Trauer zu erkennen. Diane fühlte sich irgendwie schuldig. Letzte Nacht ihre Geschichte, und nun dies.

»Finde heraus, wer ihre Familie ausgelöscht hat. Es wird sie nicht über Nacht gesund machen, aber es wird ihr helfen.«

»Ich weiß, aber im Augenblick weiß ich nicht, was ich noch tun könnte«, wiederholte er sich. »Wir haben all diese Informationen, aber was können wir jetzt damit anfangen?«

»Deswegen rufe ich an. Ich glaube, ich weiß, wo wir nach dem Rest des Skeletts suchen müssen.«

Am anderen Ende der Leitung herrschte erst einmal Schweigen. Nur noch die Krankenhausgeräusche waren im Hintergrund zu hören. »Das Skelett?«, fragte Frank schließlich. »Du meinst das Skelett, von dem das Schlüsselbein stammt? Du weißt, wo es ist?«

»Vielleicht. Ich bin mir nicht sicher, aber es ist eine gute Spur. Erinnerst du dich noch, dass ich dir gesagt habe, es könnte sich um einen Platz handeln, wo man Tiere ausnimmt oder weiterverarbeitet? Andie erzählte mir von einer Meldung im Polizeibericht des örtlichen Sheriffbüros über jemanden, der unerlaubt auf das Gelände eines Tierpräparators gelangen wollte.«

Der Polizeibericht des *Sheriffbüros*. Diane begriff, dass sich dieser Vorfall wahrscheinlich nicht innerhalb der Stadtgrenzen, sondern draußen im County ereignet hatte – das heißt, er fiel nicht in die Zuständigkeit des Leiters der städtischen Kriminalpolizei, sondern in die des County-Sheriffs. Vielleicht würde sich dies positiv auf ihre Ermittlungen auswirken.

»Ich habe mich an das Hirschgeweih in Georges Haus erinnert und meine Schlüsse daraus gezogen. Das Ganze ist ja erst ein paar Tage her. Der Eindringling könnte versucht haben, einen Körper zu bergen, den er dort vor mehreren Jahren versteckt hatte und von dem er gehofft hatte, dass er nie entdeckt werden würde.«

»Das ergibt Sinn.«

Frank schien erleichtert. Schon ein wenig Hoffnung kann in einem solchen Fall viel bewirken.

»Kennst du den Namen des Präparators?«

»Sein Vorname könnte Luther sein.«

»Luther Abercrombie. Er hat ein oder zwei Fische für mich

präpariert. Er hat auch für George gearbeitet. Und sogar für dich.«

»Für mich?«

»Wenn ich mich nicht täusche, hat Milo Lorenzo einige ausgestopfte Tiere für die Georgia-Sammlung von ihm gekauft.«

»Können wir ihn nicht mal besuchen?«

»Können wir. Aber ich möchte erst einmal Star sehen, wenn sie mich zu ihr lassen.«

»Soll ich ins Krankenhaus kommen? Könntest du nicht etwas Gesellschaft brauchen?«

»Nicht nötig, aber vielen Dank. Es geht mir schon viel besser, vor allem, wo wir jetzt diese Spur haben. Vielleicht kann ich auch ihr etwas Hoffnung machen. Danke, Diane. Für alles.«

»So, so«, sagte Sheriff Bruce Canfield, »Sie wollen also, dass ich Ihnen helfe, einen der schlimmsten Mordfälle aufzuklären, die seit Jahrzehnten in dieser Gegend passiert sind, und dabei gleichzeitig diesen neuen Kripo-Chef von Rosewood blamiere?«

Sheriff Canfield war ein großer Mann von Ende fünfzig. Die braune Farbe seines vollen Haarschopfs stammte eindeutig aus der Flasche, und seine Uniform sah aus, als sei sie bei der letzten Wäsche etwas eingegangen. Er schüttelte sich vor Lachen.

»Ganz so würden wir es nicht ausdrücken«, sagte Frank und grinste ihn an. »Aber es stimmt schon, genau darum bitten wir Sie.«

»Also, wer könnte ein solches Angebot schon ablehnen? Fangen wir an.« Er stand auf, und gemeinsam verließen sie sein Büro. »Wie geht es Georges kleinem Mädchen?«

»Sie schläft jetzt. Man hat ihr ein Beruhigungsmittel gegeben.«

Frank erzählte ihm von ihrem Selbstmordversuch.

»Armes Ding. Vielleicht können wir hier etwas für sie tun.«

Diane und Frank folgten dem Wagen des Sheriffs zur Abercrombie-Farm, die aus 120 ha Wald und Weideland, einem weißen Farmhaus und einer Werkstatt bestand, an der ein Schild mit der Aufschrift »Abercrombie, Tierpräparator« hing. Sie ließen ihre Wagen auf dem Zufahrtsweg stehen und gingen zum Eingangstor, auf dem mit großen Lettern das Charlton-Heston-Zitat stand: »Wenn ihr meine Waffe wollt, müsst ihr sie mir aus den toten, kalten Fingern reißen.«

Der Sheriff öffnete das Tor und brüllte: »Luther, du hast Besuch.«

Ein Mann mit einer Lederschürze, der viel jünger war, als es Diane erwartet hatte, kam aus der Präparatorwerkstatt und wischte sich die Hände an einem Handtuch ab. Dann strich er sich seine schwarzen glatten Haare aus den Augen und lächelte. Seine weißen Zähne hoben sich deutlich von seinem penibel getrimmten schwarzen Bärtchen ab.

»Frank Duncan, stehst du heute unter dem Schutz des Sheriffs?«

»Hey, Whit. Wie geht's? Das ist Diane Fallon. Sie ist die neue Direktorin des RiverTrail-Museums.«

»Sie bringen mir neue Aufträge, hoffe ich.« Er grinste.

»Wir würden gern einen Blick auf die Stelle werfen, wo Ihr Vater seine Tierkadaver ablädt«, sagte der Sheriff.

»Also Sheriff, Sie wissen genau, dass er seinen Abfall ganz legal entsorgt, seit er vor ein paar Jahren diese Geldstrafe zahlen musste.«

»Wir suchen ja gerade nach einem alten Abfallplatz«, sagte Frank. »Wir glauben, dass dort der Körper eines Menschen liegen könnte. Damit könnte auch der Eindringling zusammenhängen, den dein Vater neulich vertrieben hat.«

Whit piff durch die Zähne. »Das ist was anderes. Ich glaube, dann brauchen Sie mich dort auch.«

Diane hob die Augenbrauen und schaute Frank fragend an.

»Whit ist der amtliche Leichenbeschauer dieses Countys.«

»Nun, das trifft sich ja ausgesprochen gut«, sagte Diane.

»Darf ich fragen, warum Sie sich für das Ganze hier interessieren?«, fragte er Diane.

»Ich bin forensische Anthropologin.«

»Ich verstehe.« Er schaute den Sheriff an. »Wissen Sie schon, wo Sie suchen wollen?«

»An einem Platz, der vor etwa fünf bis zehn Jahren genutzt wurde«, entgegnete Diane.

»Lassen Sie mich überlegen. Ich habe die meisten von ihnen im Auftrag meines Vaters später mit Erde abgedeckt.«

»Gibt es da einen, den George Boone oder sein Sohn Jay gefunden haben könnten?«, fragte Diane.

»Dad hat erwähnt, dass George vor ein paar Wochen hier war, um mit seinem Sohn Schießübungen zu veranstalten. Das ist wirklich schrecklich, was dieser Familie zugestoßen ist. Geht es hier um sie?«

»Vielleicht«, sagte Frank. Er erzählte ihm von dem Knochen.

»Da gibt es einen Platz, der ausgesprochen schwer zugänglich ist. Ich habe ihn damals nur oberflächlich abgedeckt, sodass er inzwischen herausgerodiert sein könnte. Sehen wir ihn uns an.« Er hängte Schürze und Handtuch an einen Pfosten und forderte sie auf, ihm zu folgen. Als er das Tor von außen schloss, schaute er auf das Schild und schüttelte den Kopf: »Einige Leute halten das hier für klug, aber ich habe Vater gesagt, dass es auf mich wie eine Einladung wirke. Am besten nehmen wir meinen Jeep.«

Sie fuhren einen holprigen Feldweg hinunter, der offensichtlich nicht sehr häufig benutzt wurde. Der Sheriff saß vorne neben

Whit. Diane und Frank saßen auf dem Rücksitz. Diane hatte das Gefühl, in einer alten Pferdekutsche zu sitzen. Außerdem erinnerte sie dieser Höllenritt über Stock und Stein an ihre Fahrten durch den Dschungel. Sie klammerte sich am Sitz fest, bis sich ihre Finger verkrampften. Als der Jeep mit einem Ruck anhielt, dachte sie, sie müsse ihr karges Frühstück wieder von sich geben.

»Bist du okay?«, flüsterte ihr Frank zu.

Diane nickte, nahm aber gerne seine Hilfe beim Aussteigen an.

»Von hier aus müssen wir zu Fuß gehen«, sagte Whit. Er sprühte sich mit Insektenspray ein und warf dann Diane die Dose zu. »Hier in den Wäldern gibt es viele Zecken, ganz zu schweigen von den Moskitos.«

Nachdem alle vier sich eingesprüht hatten, begannen sie ihren Weg durch das dichte Unterholz. Die Wälder Nordgeorgias unterschieden sich sehr von den Dschungeln des Amazonas, und Diane merkte, dass sie diese sogar vermisste. Der Regenwald war viel dichter und so grün, üppig und sauerstoffreich, dass Diane dort das pure Atmen über alle Maße genossen hatte. Die Bäume waren riesig und hatten Blätter, in die man sich einwickeln könnte. Das dichte, grüne Baumdach des Dschungels ließ kaum Wind durch, sodass die Stille am Waldboden fast körperlich spürbar war.

Hier in Georgia wehte dagegen eine heftige Brise, und der Geruch von Insektenspray zog mit ihnen mit und überdeckte die natürlichen Düfte des Waldes. Der Pfad war kaum mehr zu erkennen, das Gelände begann immer mehr einem Dschungel zu ähneln, und Diane war froh, die richtige Kleidung angezogen zu haben. Schließlich kamen sie zu einem breiten Waldweg, der ihren Trampelpfad kreuzte.

»Wir bleiben auf diesem zugewachsenen Pfad«, sagte Whit

zu Dianas Entsetzen.

Ganz abrupt hielt sie an. »Wohin führt denn dieser Weg?«

»Von der Hauptstraße zur oberen Weide. Wir benutzen ihn, um unser Heu einzubringen.«

»Wie lange gibt es ihn schon?«, fragte Diane.

»Der Teil von hier bis zur Weide ist erst ein paar Jahre alt. Wir haben ihn angelegt, als Dad das neue Land gekauft hat. Früher bog der Weg hier ab und führte zurück zum Haus.«

»Also früher führte er zu Ihrem Haus und nicht zur Weide?«

»Genau.«

»Sie haben sich verlaufen«, sagte Diane und schaute den Waldweg hinauf und hinunter.

»Wer?«, fragten der Sheriff und Whit zur gleichen Zeit.

»Die Eindringlinge. Sie suchten den Weg zur Abfallstätte, aber das Gelände hatte sich verändert, seit sie das letzte Mal hier waren, und im Dunkeln konnten sie diesen überwucherten Pfad nicht erkennen. Sie wussten nicht, dass der neue Weg zur Weide führt. Deshalb haben sie die Kühe aufgeschreckt.«

»Sind Sie sicher, dass da vorne ein menschlicher Leichnam auf uns wartet?«, fragte Whit.

»Nein. Vielleicht nur eine Wildgans«, sagte Diane.

Whit grinste und bahnte sich den Weg durch das dichte Gestrüpp. Plötzlich standen sie vor einer etwa fünf Meter tiefen Waldschlucht, durch die ein Bach floss.

»Hier gab es früher eine Erdbrücke mit Wasserdurchlass«, sagte Whit, »aber sie wurde im letzten Frühjahr weggespült.«

»Und wie kommen wir jetzt auf die andere Seite?«, fragte der Sheriff.

»Etwas weiter unten gibt es einen bequemer Weg hinunter.«

Während sie noch darüber diskutierten, wie man am leichtesten hinunterkommen könnte, untersuchte Diane

eingehend die Wände der Schlucht. Sie bestanden aus solidem Fels, der von tiefen Furchen und Rissen durchzogen war, verursacht von Wurzeln und der Witterung. Diane rückte ihren Rucksack zurecht, bückte sich, schwang sich über den Rand der Schlucht und kletterte hinunter, indem sie die Risse im Felsen als Haltepunkte für ihre Hände und Füße benutzte. Erst als sie bereits den schmalen Bach überquerte, bemerkten sie die anderen. Frank und Whit schauten erst Diane und dann einander an. An ihren Blicken konnte man erkennen, dass ihnen klar war, dass sie wie Schwächlinge aussehen würden, wenn sie ihr jetzt nicht folgten.

»Welcher Weg ist einfacher, haben Sie gesagt?«, fragte der Sheriff.

»Etwa hundert Meter unterhalb gibt es einen leichteren Abstieg«, sagte Whit, bevor er zusammen mit Frank an derselben Stelle wie Diane hinunterzuklettern begann.

Inzwischen hatte diese bereits ihren Aufstieg auf der anderen Seite begonnen. Hier gab es zwar keine Felswand, aber große Felsbrocken ragten aus der Oberfläche heraus. Sie kletterte hoch, indem sie jeden Stein erst einmal genau untersuchte, bevor sie sich mit ihrem ganzen Gewicht an ihn hängte und sich an ihm hochzog. Oben angekommen, wartete sie auf Whit und Frank. Als diese den Rand der Schlucht erreicht hatten, streckte sie ihnen die Hand hin und half ihnen vollends hinauf.

»Sie machen das wirklich gut«, sagte Whit voller Bewunderung.

»Danke.« Es war ein leichter Aufstieg gewesen, aber als sie ihr eigenes Keuchen hörte, beschloss sie, dies nicht zu erwähnen.

»Sie erforscht Höhlen und geht zum Bergsteigen«, sagte Frank, während er die Hände abwischte.

»Eine Frau, die das Abenteuer liebt. Haben Sie einen festen

Freund?«

»Ja, hat sie«, antwortete Frank an ihrer Stelle.

Whit lachte. »Vielleicht mache ich dir Konkurrenz. Übrigens, warum glauben Sie eigentlich, dass hier in der Gegend ein Skelett liegt?«

Diane erzählte ihm von dem Schlüsselbein, das Frank von George bekommen hatte.

»Und das führt Sie her? Erstaunlich.«

»Das und der Bericht in der Zeitung über den Eindringling auf Ihr Gelände«, sagte Diane.

»Abenteuerlustig, und dann auch noch klug. Du wirst definitiv Konkurrenz bekommen, Frank.« Er schlug ihm auf die Schulter.

Jetzt hatte es auch der Sheriff bis zu ihnen geschafft. Keuchend rang er nach Atem. »Ich hoffe wirklich, dass wir einen Körper finden. Ich würde ungern diesen ganzen Weg umsonst gemacht haben.«

»Wir sind gleich da«, sagte Whit. Er führte sie durchs Unterholz zu einer Mulde, die einst eine kleine Waldschlucht gewesen war. Jetzt war sie mit Blättern und Schutt bedeckt. Aus dem Boden ragten allerdings auch hier und da eindeutig Knochen heraus.

»Hier ist es«, sagte Whit. »Vater hat hier seine Kadaver abgeladen. Er hat den Abfluss da unten mit Baumstümpfen und Ästen verstopft, damit die Kadaver nicht in den größeren Bach geschwemmt werden. Wir haben dann das Ganze nur oberflächlich mit Schutt abgedeckt, da wir dachten, an dieser abgelegenen Stelle würde das niemanden stören.«

»Jetzt verstehe ich, wie jemand auf die Idee kommen konnte, gerade hier einen Leichnam zu verstecken«, sagte der Sheriff. »Aber bestand nicht die Gefahr, dass Ihr Vater ihn entdeckte, wenn er hier weitere Kadaver ablud?«

»Manchmal hat Vater etwas Dreck und Sand über sie

geschüttet, vor allem im Sommer. Das haben sie dann wohl auch so gemacht – *wenn* es hier ein menschliches Skelett gibt.«

Diane ging um die Abfallsenke herum und inspizierte sorgfältig den Boden, während die Männer darüber diskutierten, an welchem Ort man wohl am besten eine Leiche entsorgen könnte. Ein weiteres Massengrab. Sie hatte sich geschworen, nie wieder eines auszugraben. Zwischen dem Schutt und den Blättern fand sie Teile eines Hirschschädels. Immerhin, dies war kein Massengrab für Menschen. Obwohl sie eigentlich auch nicht verstand, wie jemand ein gesundes schönes Tier erschießen konnte ... Andererseits ging sie ja auch gerne angeln. Ihre Gedanken hüpfen von einer Sache zur anderen – ein Versuch, mit der Tatsache fertig zu werden, bald ein weiteres Massengrab ausgraben zu müssen?

»Was meinen Sie, Doc?«, fragte sie der Sheriff.

Diane schaute ihn verdutzt an. Sie hatte überhaupt nicht mitbekommen, worüber die Männer redeten. »Entschuldigung, was haben Sie mich gefragt?«

»Was ist Ihrer Meinung nach der beste Platz, um eine Leiche loszuwerden? Whit meint, dieser hier, Frank meint, im Fundament eines Gebäudes, und ich sage, ein Holzhäcksler.«

»Ein Schweinestall«, antwortete sie. »Schweine fressen alles auf, auch die Knochen.«

Diane bückte sich, holte ein kleines Fähnchen aus ihrem Rucksack, mit dem normalerweise der Fundort von Beweisstücken am Tatort gekennzeichnet wird, und steckte es in den Boden.

Die drei Männer sahen es ein paar Sekunden lang erstaunt an.

»Mr. Abercrombie, Sie müssen uns erlauben, hier zu graben.«

»Haben Sie etwas gefunden?«, fragte der Sheriff.

Die drei Männer gingen an den herumliegenden Tierknochen vorbei zu der Stelle, an der Diane kauerte. Dort lag neben dem Fähnchen ein seltsam geformtes, eher rechteckiges Stück Knochen, das etwa halb so groß wie ein Golfball war und dessen schmutziges Braun sich kaum von dem Dreck abhob, der es umgab.

»Ist das ein menschlicher Knochen?«, fragte der Sheriff. Er ließ seinen Blick über die anderen Knochen schweifen, die in der Umgebung aus der Erde lugten. »Wie können Sie feststellen, dass genau dieser Knochen hier nicht von einem Tier, sondern von einem Menschen stammt?«

»Jeder Knochen hat seine ganz eigenen Merkmale. Das hier ist ein Talus, ein Sprungbein, einer der sieben Fußwurzelknochen des Menschen.«

»Sind Sie sich da ganz sicher?«, fragte der Sheriff.

»Ja.«

»Okay, wie gehen wir jetzt weiter vor?«, fragte Whit.

»Wir müssen das Ganze hier wie einen Tatort behandeln. Hier dürfen keine ungeübten Hände ran.«

»Können Sie das tun?«

»Ja, aber Sie brauchen nicht unbedingt mich zu nehmen«, erwiderte Diane und hoffte, er würde jetzt so etwas sagen wie:

»Meine Cousine ist auch forensische Anthropologin – ich werde sie beauftragen.«

»Warum nicht Sie?«, sagte Whit. »Sie sind doch bereits da.«

»Also gut. Ich habe im Museum einen Archäologen, und ich werde einige erfahrene Ausgräber aus der archäologischen Fakultät der Universität hinzuziehen.«

Diane saß in einem der beiden Sessel und studierte das Schachbrett, während Jonas Briggs einige seiner früheren Archäologiestudenten anrief. Er hatte seinen Springer nach f6 gezogen. Das waren bisher erst drei Züge für jeden. Sie waren immer noch in der Anfangsphase des Spiels und kämpften um eine frühe Kontrolle des Bretts. Als er auflegte, schlug sie seinen Bauern und stand auf.

»Ich habe vier meiner besten Ausgräber bekommen. Sie waren alle begeistert, bei so etwas mitmachen zu können.« Er rieb sich die Hände. »Das Ganze nimmt ja eine gänzlich unerwartete Entwicklung.« Er schaute hinüber zum Schachbrett. »Wären Sie so gut, für mich Ihren Bauern zu schlagen?«

Diane nahm seinen schwarzen Bauern und schlug mit ihm ihren weißen. »Soll ich Sie morgen früh zu Hause abholen?«, fragte sie dann.

»Ja, das wäre nett. Mein Team wird sich morgen bei mir treffen, es kann dann hinter Ihnen herfahren.« Er nahm sein Jackett vom Garderobenständer und folgte ihr aus seinem Büro.

»Sie sollten wissen, dass das Gelände dort etwas unwegsam ist. Wir müssen zum Beispiel eine kleine Schlucht durchqueren.«

»Ich habe in meinem Leben schon manche *große* Schlucht durchquert. Sie brauchen sich da keine Sorgen zu machen.«

»Auf jeden Fall hat Whit Abercrombie versprochen, für eine Behelfsbrücke über diesen Bach zu sorgen. Er meint, er könne

die County-Verwaltung dazu veranlassen.«

»Ein Bach – es geht hier nur um einen Bach?«

»Der Bach fließt durch eine fünf Meter tiefe Schlucht.«

»Sie brauchen sich wirklich keine Sorgen um mich zu machen.«

»Tu ich ja gar nicht. Aber wie stünde ich wohl da, wenn ich einen meiner Kuratoren auf einer Feldexkursion ins Jenseits beförderte?«

Sie nahmen den Aufzug ins Erdgeschoss.

»Hier.« Diane überreichte ihm einen der drei Laptops, die ihr Kenneth Meyers zum Ausprobieren überlassen hatte.

»Der sieht aber gut aus.« Er strich mit der Hand über das Metallgehäuse.

»Ich glaube, der *ist* auch gut. Ich habe zwar meinen noch nicht angeschaut, aber ich glaube, er ist erstklassig und vor allem für Expeditionen und Forschungsarbeit vor Ort geeignet. Mit Ihrem Handy können Sie sogar alle Ergebnisse direkt vom Laptop aus ins Museum schicken. Sagen Sie mir bitte, wie er sich bewährt.«

»Wenn die anthropologische Fakultät wüsste, wie viele Vergünstigungen mit diesem Job hier verbunden sind, würden sie jemanden anderen herschicken.«

»Sylvia Mercer hat sich ähnlich ausgedrückt. Ich werde sie bitten, mit Ihnen bei der Identifizierung der Tierknochen zusammenzuarbeiten. Sie ist die Zoologin unseres Museums.«

»Bekommt sie auch einen solchen Computer?«

»Keinen solchen. Sie bekommt einen für ihr Büro. Sie übrigens auch.«

»Ich bekomme zwei Computer. Phantastisch.«

Diane musste lachen. Sie verabschiedeten sich. Jonas Briggs fuhr nach Hause, um sich auf den morgigen Tag vorzubereiten. Diane machte sich auf den Weg zum Zoologischen Labor und

Sylvia Mercers Büro. Sylvia räumte gerade die Gerätschaften in ihrem Labor um.

»Dr. Mercer, ich möchte Sie um einen Gefallen bitten.«

»Schießen Sie los und nennen Sie mich doch bitte Sylvia. Ich hoffe, es stört Sie nicht, wenn ich die Laboranordnung etwas verändere.«

»Nein, gar nicht. Wie es für Sie am geschicktesten ist. Erinnern Sie sich an das Schlüsselbein, das ich neulich untersucht habe?« Diane wartete gar nicht erst auf die Antwort, sondern erzählte ihr, dass sie den Ort gefunden habe, von dem es wahrscheinlich stamme.

»Diese Stätte ist voller Tierknochen. Ich habe mir überlegt, dass ich den ungefähren Todeszeitpunkt feststellen könnte, wenn ich die Unterlagen des Präparators mit den Tierknochen direkt über und unter den menschlichen Überresten abgleiche. Deshalb hätte ich gerne, dass Sie einige dieser Tierknochen genau identifizieren.«

»Kein Problem. Wenn Sie aber bisher ein Schlüsselbein und einen Talus gefunden haben, dann liegen die Knochen dort doch wahrscheinlich wild durcheinander.«

»Das kann schon sein, aber ich hoffe, dass doch noch so viele am ursprünglichen Ort verblieben sind, dass ich daraus die notwendigen Schlüsse ziehen kann.«

»Möchten Sie, dass ich mir die Stelle einmal ansehe?«

»Das wäre hilfreich, aber ich möchte Sie nicht von Ihrer Forschungsarbeit abhalten.«

»Ein paar Tage kann ich sicher erübrigen. Das alles klingt sehr interessant.«

Interessant. Jonas Briggs, seine ehemaligen Studenten und jetzt Sylvia Mercer sahen die wissenschaftliche Herausforderung, das Puzzle, das es zu lösen galt. Sie wären nicht so fasziniert, wenn sie mit all den Tragödien konfrontiert

gewesen wären, denen sie begegnet war. Wenn sie all diese Gräber hätten ausgraben müssen, die mit den Leichen derer gefüllt waren, die auch einmal voller Leben waren und deren Lieben sie heute noch betrauerten.

Diane machte sich auf den Weg in ihr Büro. Vor Andies Büro lief ihr überraschend Franks Exfrau über den Weg. Cindy hatte ihr blondes Haar zu einem lockeren Knoten geschlungen. Sie trug legere Freizeitkleidung und kaum Make-up.

»Hallo. Ich war auf der Suche nach Ihrem Büro.«

»Schön, Sie zu sehen. Ich hoffe, Ihnen und Ihrem Mann hat die Party neulich gefallen.«

»Ganz großartig. Wir waren Ihnen für die Einladung sehr dankbar.«

Diane führte sie durch Andies Büro in ihr eigenes und bat sie, Platz zu nehmen. »Was führt Sie zu mir?« Sie fragte sich, ob sie nicht etwas zu harsch klang. Es war eigentlich nicht ihre Absicht gewesen, aber sie glaubte zu wissen, warum Cindy gekommen war. Allmählich fand sie den Druck lästig, der auf sie ausgeübt wurde.

»Ich dachte mir, es sei höflicher, Sie persönlich zum Dinner einzuladen, und nicht über Frank. Männer bringen die Dinge oft durcheinander.«

»Vielen Dank für die Einladung. Ich würde wirklich gerne kommen, aber es hat sich etwas ergeben, das mich für eine ganze Weile die meiste Zeit vom Museum fernhalten wird. Deshalb mache ich im Augenblick überhaupt keine Pläne.«

Cindy rutschte auf ihrem Sitz hin und her und lächelte Diane unsicher an. »Ich verstehe. Aber Sie müssen doch auch einmal etwas essen.«

Diane wurde plötzlich klar, dass Cindy selbst großem Druck von Seiten ihres Mannes ausgesetzt war, denn sie schien hier etwas zu tun, das ihr offensichtlich unangenehm war.

»Ich esse wahrscheinlich abends hier im Museum. Ich werde dann das aufarbeiten müssen, was ich durch meine Abwesenheit während des Tages versäumt habe.«

»Natürlich. Wie wäre es dann mit nächster Woche?«

»Vielleicht, aber dieses gewisse Projekt wird mich eine ganze Weile beschäftigen.«

Sie hasste es, so heimlichtuerisch zu klingen, vor allem, weil es klang, als würde sie lügen.

»Die ganze Sache ist äußerst wichtig und verschlingt einen Großteil meiner Zeit.« Sie holte ihren Terminkalender aus der Schublade. »Wie wäre es nächsten Monat? An den Samstagen bin ich gewöhnlich am ehesten verfügbar.«

Cindys Gesicht verhärtete sich. »Das ist zu spät.«

Diane zog die Augenbrauen hoch. »Zu spät?«

»Schauen Sie, Diane, für so etwas bin ich wirklich nicht begabt, deshalb will ich ganz offen sprechen. Ich bin mir sicher, dass Sie es ohnehin schon erraten haben. David möchte mit Ihnen über das Museum sprechen. Ihm bietet sich da diese ... diese ...« – sie suchte nach dem richtigen Wort – »Gelegenheit. Es geht hier um eine Menge Geld. Wir könnten damit Kevins Studium finanzieren, und es bliebe immer noch etwas übrig.«

»Mark Grayson ist also an ihn herangetreten.«

»Es war eher er, der an Mark Grayson herangetreten ist.« Aus ihrer Stimme war eine solche Bitterkeit herauszuhören, dass Diane annahm, es habe zwischen ihnen deswegen einigen Streit gegeben. »Er meint, dass es außer diesem Gebäude viele andere großartige Plätze für das Museum gibt. Ich habe mir die Räume hier angesehen. Keiner von ihnen ist wirklich voll. Man könnte diese ganze Sammlung in einem viel kleineren und dazu noch moderneren Bau unterbringen.«

»Ich kenne diese Argumente. Mark erzählt sie überall herum,

aber sie sind trotzdem falsch. Wissen Sie, warum Mark auf dieses Geschäft so erpicht ist?»

Cindy zuckte ihre schmalen Schultern. »Es hat irgendetwas mit Japan zu tun – mit Hotels und Golfplätzen. Mark möchte das Gebäude und dieses ganze Gelände erwerben und dann weiterverkaufen. Er hat David eine beträchtliche Provision versprochen, wenn er Sie davon überzeugen kann.«

Und der will dazu Frank benutzen. Würde er auch seinen Sohn benutzen? Gewiss würde Cindy so etwas nicht zulassen. »Wenn die Zahlen nicht einen phantastischen Gewinn für das Museum ausweisen – und im Augenblick tun sie das nicht –, wird aus der ganzen Sache nichts werden.«

Cindy ließ ihren Blick durch das Zimmer schweifen. Ihre Augen ruhten kurze Zeit auf der Fotografie einer Höhlenformation aus Stalagmiten und Stalaktiten, aber Diane bezweifelte, dass sie dieses Bild überhaupt wahrnahm. Als sie Diane danach wieder ansah, waren ihre bisher so sanften Augen hart wie Stein.

»Für Sie ist das Ganze hier doch nur ein Job. Sie verlieren doch nichts dabei, wenn Sie dem Verkauf zustimmen. Andere Leute haben aber eine Menge zu gewinnen – wir, Kevin. Wenn Sie Kinder hätten, würden Sie mich verstehen. Für seine Kinder tut man alles. Wenn Ihnen wirklich an Frank gelegen ist, dann sollte Ihnen auch an seinem Sohn gelegen sein.«

Die Härte und Wut auf Cindy Reynolds' Gesicht wandelte sich plötzlich in Verwirrung und Furcht. Diane wurde klar, dass ihr eigenes Gesicht deutlich den Zorn und den Kummer zeigte, den Cindys Worte bei ihr ausgelöst hatten.

»Mrs. Reynolds, ich *hatte* ein Kind, eine Tochter.« Sie umklammerte das Medaillon, das sie um den Hals trug. »Sie ist tot. Ermordet von einem Mann, der gewillt war, Tausende zu töten, um zu bekommen, was er wollte. Ich habe genug von Männern, die glauben, ihr Wille sei wichtiger als alles andere in

der Welt. Und die Leute, die diese Sorte Mensch bei ihrem üblen Tun unterstützen, finde ich nicht weniger widerlich. Wenn Sie wirklich eine gute Mutter sind, dann werden Sie Ihren Sohn nicht in diesem Spiel einsetzen, um zu bekommen, was Ihr Mann und Mark Grayson wollen.«

Cindy umklammerte die Armlehnen ihres Stuhls und stand mühsam auf. Ihr zitterten die Beine. »Ich ... ich habe das nicht gewusst. Frank hat mir nie etwas davon erzählt.« Sie machte eine Pause und suchte offensichtlich nach den richtigen Worten. »David weiß nicht, dass ich hier war. Ich hoffe, Sie erzählen es ihm nicht.«

»Ich habe nicht den geringsten Grund, mit Ihrem Mann ein Gespräch zu führen.«

»Danke ... ich ... ich finde den Weg.« Cindy ging durch Andies Büro hinaus. Sie machte einen geschlagenen Eindruck. Diane folgte ihr und sah ihr nach.

Andie saß mit weit geöffneten Augen an ihrem Schreibtisch. »Alles in Ordnung, Diane?«

»Ich nehme an, Sie haben unserem Gespräch zugehört?«

»Ja, unabsichtlich. Ich wusste nicht ...«

Diane nahm ihr Medaillon ab und öffnete es. Auf einer Seite befand sich eine verkleinerte Kopie des Fotos von ihr und ihrer Tochter, auf der anderen ein Bild von Ariels sommersprossigem, niedlichem Koboldgesicht. Sie reichte es Andie.

»Das ist meine Tochter Ariel. Sie starb vor etwas mehr als einem Jahr.«

Als Andie das Foto betrachtete, traten ihr Tränen in die Augen. »Sie war ein hübsches kleines Mädchen. Und all diese schwarzen Haare.«

»Ja, das war sie.« Diane nahm das Medaillon und hängte es sich wieder um den Hals. »Ich hätte Ihnen gern schon früher von

ihr erzählt, aber es fiel mir sehr schwer, darüber zu reden.«

»Das kann ich verstehen. Es tut mir so Leid.« Andie holte ein Kleenex aus der Schreibtischschublade und schnäuzte sich die Nase. »Ich verstehe nicht, warum Grayson so wild darauf ist, das Museum zu verkaufen. Worum geht es denn da?«

»Offensichtlich um Geld.« Diane zuckte die Schultern. »Ich habe allerdings das Gefühl, dass da noch etwas anderes vorgeht, aber ich habe keine Ahnung, was das sein könnte.« Auf dem Weg in ihr Büro drehte sie sich noch einmal um und fragte Andie: »Erinnern Sie sich noch, dass ich Sie auf der Party gefragt habe, ob Sie wüssten, wer die ›Halle des Bergkönigs‹ bestellt haben könnte?«

Andie dachte einen Moment nach. »Ja, ich erinnere mich ... Es sei nicht auf der offiziellen Musikliste, haben Sie gesagt.«

»Nein, war es nicht. Jemand hat dem Quartett einen Zettel zugespielt, mit meinem Namen unterzeichnet. Dieses Stück war Ariels Lieblingsmusik. Sie hat es die ganze Zeit auf einem CD-Player laufen lassen, den ich ihr geschenkt hatte.«

Andies Augen weiteten sich erneut. »Oh Gott, Sie glauben doch nicht, dass jemand ... Das ist gemein.«

»Stimmt, das ist es. Es könnte auch Zufall sein.«

»Seltsamer Zufall. Soll ich herauszufinden versuchen, wer das getan hat?«

»Wie?«

»Ich kann mich einfach mal umhören, ob jemand gesehen hat, wie einer diesen Notizzettel hingelegt hat. Ganz diskret natürlich.«

»Sie sollten nicht zu viel Zeit investieren, aber wenn es sich ergäbe ...«

»Geht klar. Das mit Ihrer Tochter tut mir wirklich Leid. Das ist so traurig.«

»Ich hoffte, ich könnte sie hier aufziehen und sie gelegentlich

ins Museum mitnehmen. Ich dachte schon daran, Milo zu fragen, ob wir nicht eine Kindertagesstätte für unsere Mitarbeiter einrichten könnten.« Sie versuchte, nicht mehr an diese verlorenen Möglichkeiten zu denken. »Deswegen habe ich die forensische Arbeit aufgegeben. Ich konnte diese Tätigkeit einfach nicht mehr ertragen. Und jetzt muss ich doch wieder damit anfangen, um Frank und der Tochter seines Freundes zu helfen.« Sie erzählte Andie von der Abfallgrube voller Tierknochen, in dem sie den menschlichen Talus gefunden hatte.

»Sie machen Witze. Sie haben tatsächlich den Ort gefunden, wo dieses Schlüsselbein herkommt? Was war der andere Knochen, von dem Sie gesprochen haben? Ein Talus?«

»Ja. Das ist das Sprungbein, ein Fußwurzelknochen. Darauf sitzt die Tibia, das Schienbein. Dazwischen gibt es eine gelenkartige Struktur, die es Ihnen erlaubt, Ihren Fuß vor und zurück zu bewegen. Man nennt den Talus manchmal auch Astragalus.«

Andie drehte ihren Stuhl herum, um zu beobachten, wie es aussah, wenn sie ihren Fuß auf und ab bewegte. »Also, Sie glauben, Sie haben diesen Burschen tatsächlich gefunden?«

»Wahrscheinlich ist er es. Ich werde dort Ausgrabungen anstellen. Jonas Briggs und Sylvia Mercer werden mir dabei helfen.«

»Habe ich Ihnen nicht gesagt, dass er ein netter Kerl ist?«

»Ja, haben Sie, und Sie hatten Recht. In den nächsten Tagen oder sogar Wochen werde ich häufig nicht im Haus sein. Wenn nötig, können Sie mich aber jederzeit übers Handy erreichen.«

»In Ordnung. Darf ich auch einmal hinkommen und zusehen?«

»Der ganze Prozess verläuft sehr langsam. Zuschauen ist wahrscheinlich ziemlich langweilig.«

»Ich möchte es trotzdem mal sehen.«

»Klar. Wenn wir einen großen Teil ausgegraben haben, können Sie ja mal vorbeikommen. Könnten Sie mir in der Zwischenzeit einen Tisch in ...« – Diane dachte einen Moment nach – »den Raum gegenüber der Dozentenbüros stellen lassen? Der steht doch noch leer, nicht wahr?«

Andie nickte. »Wir haben dort vielleicht ein paar Sachen abgestellt, aber nicht viele. Sie brauchen einen Platz zum Arbeiten?«

»Ja. Mir fällt noch etwas Besseres ein: Kennen Sie den Eckraum im Westflügel des zweiten Stocks? Der ist richtig schön abgelegen. Lassen Sie mir bitte ein paar Möbel reinstellen. Und erwähnen Sie das gegenüber niemandem. Morgen früh werde ich nicht da sein. Ich bin auf der Abercrombie-Farm und fange mit den Ausgrabungen an.«

Whit Abercrombie hatte mit Hilfe der Leute von der Straßenmeisterei des Countys an der Stelle, wo man am leichtesten in die Schlucht hinuntersteigen konnte, eine kleine Fußgängerbrücke über den Bach gebaut. Sie hatten den schmalen Pfad, der quer durch die Schlucht führte, verbreitert und alle paar Meter Trittsteine verlegt. Jetzt konnte man die Autos mit der für die Ausgrabung notwendigen Ausrüstung auf dem Fahrweg parken, der zu Luther Abercrombies Viehweide führte, sie dort ausladen und die Gerätschaften dann zu Fuß durch die Schlucht zur Abfallstätte tragen. Whit hatte sogar den Zugangsweg zum Rande der Schlucht mit einem Traktormäher gangbarer gemacht.

Es war noch ziemlich früh, aber Diane und ihre Crew hatten bereits ein Zelt aufgebaut, das als Feldbüro dienen sollte, und die Kameras, die Kartierausrüstung, die Grabungswerkzeuge und die anderen notwendigen Gerätschaften inventarisiert. Trotzdem hatte die Sonne von Georgia die Luft bereits auf über 30 °C aufgeheizt. Es würde im Laufe des Tages noch viel heißer werden. Und leider gab es in der Umgebung der alten Abfallstätte nur junge Bäume, die kaum Schatten spendeten.

Zu Dianas Erleichterung waren Jonas' frühere Studenten erfahrene Ausgräber, so wie er es versprochen hatte. Sie hatten sogar drei Leute mehr mitgebracht als die versprochenen vier, sodass die Truppe jetzt aus vier Männern und drei Frauen bestand. Alle trugen abgeschnittene Jeans, TShirts und Turnschuhe. Eine der Frauen arbeitete an der Entwicklung von Modellen für taphonomische Prozesse. Die Taphonomie untersucht, was mit menschlichen und tierischen Organismen nach dem Tod geschieht, beobachtet also deren Verwesung und Fossilisierung. Archäologen gewinnen dadurch Hinweise

auf das Leben und die Kultur der Verstorbenen. Forensischen Anthropologen kann das Studium des Schicksals der Überreste von Menschen Hinweise auf deren Todesursache liefern.

Diese junge Wissenschaftlerin interessierte sich besonders dafür, wie man die Knochenreste von geschlachteten Tieren von den Knochen unterscheiden konnte, die ein Raubtier von seiner Beute übrig ließ. Archäologisch gesehen, ließen sich dadurch menschliche Tätigkeiten von einem rein natürlichen Vorgang unterscheiden. Diane hatte nichts dagegen, wenn die Archäologen ihre eigenen Forschungen auch hier in dieser Abfallgrube fortsetzten. Wenn sie etwas entdeckten, konnte das auch für sie wertvoll sein.

»Wir beginnen damit, im Grabungsareal Suchwege zu trassieren. Im Zentrum des Gebiets wird die Abfallgrube liegen, wir werden aber auch deren gesamte Umgebung untersuchen, indem wir eine Linien-oder Streifenmethode anwenden. Sind Sie damit vertraut?« Die Mitglieder ihrer Ausgrabungsmannschaft, die ihr aufmerksam zuhörten, nickten.

»Okay. Wenn Sie Anzeichen für einen Knochen sehen, markieren Sie ihn mit einem Fähnchen – rot, wenn Sie ihn für menschlich halten, grün, wenn er von einem Tier stammt. Gelb, wenn es ein anderer Gegenstand ist.« Sie fürchtete, ihnen zu viele Erklärungen von Dingen zuzumuten, die ihnen geläufig waren, aber ihr Gesichtsausdruck zeigte ihr, dass sie alle interessiert bei der Sache waren.

»Wie bei einer Bodenaufnahme«, sagte eine Frau.

»Genau. Man hat mir erzählt, dass man die einzelnen Tierkadaver jeweils mit einer dünnen Erdschicht abgedeckt hat – zumindest meistens. Wenn es geht, würde ich gerne mit Hilfe dieser Erdschichten ein genaues Schichtenprofil erstellen. Sie werden bemerkt haben, dass ich einige der Bäume gekennzeichnet habe, die inzwischen auf der ehemaligen

Abfallgrube wachsen. Graben Sie dort besonders sorgfältig. Ich muss die genaue Lage ihrer Wurzeln kennen. Am Ende werden wir vielleicht einen Querschnitt der Bäume erstellen.« Diane machte eine Pause und schaute auf die Abfallgrube. »Die menschlichen Überreste hier könnten mit einem erst vor kurzem geschehenen Mord in Verbindung stehen. Je mehr Zeit nach diesem Verbrechen verstreicht, desto schwerer wird es aufzuklären sein. Deshalb ist es wichtig, dass Sie so schnell, aber auch so gründlich arbeiten wie möglich.«

»Wir werden unsere Sache schon gut machen«, sagte Jonas.

»Davon bin ich überzeugt, und ich schätze Ihre Mitarbeit sehr.«

Es dauerte nicht lange, die Suchwege zu trassieren. Die »Abfallgrube«, wie sie Diane immer noch nannte, war ein trockengelegter Erosionsgraben, etwa zwei Meter lang und drei Meter breit. Whit hatte erzählt, dass der kleine Wasserlauf vor vielen Jahren einige Meter oberhalb des Grabens abgeleitet worden sei. Soweit er sich erinnere, sei dieses Gelände seitdem auch nie überschwemmt gewesen, sodass es kaum Auswaschungen gegeben haben dürfte. Diane hörte das gern. Die Vorstellung, eine sumpfige Grube voller Tierkadaver ausgraben zu müssen, hatte wenig Anziehendes.

Nachdem sie die Markierung der Suchwege beendet hatten, maß das gesamte Gebiet etwa achtzehn auf achtzehn Meter, wobei die Abfallgrube genau in der Mitte lag. Das Gelände im nördlichen Abschnitt war ein von dichtem Unterholz bedeckter sanfter Abhang, der an einem weiteren Erosionsgraben endete, durch den jetzt der Großteil des Wassers floss, das einst in die Abfallgrube gelangt war.

Sie stellten sich alle an einem Ende auf und gingen dann langsam die markierten Streifen entlang, wobei Diane das Tempo vorgab. Mit langen Stöcken schoben sie dabei Blätter

und loses Geröll vorsichtig beiseite, um den nackten Boden besser untersuchen zu können. Diane wollte mit dieser ersten Suche vor dem Mittagessen fertig sein. In dieser ersten Phase erwartete sie natürlich nicht, entscheidende Hinweise zu finden. Aber vielleicht ließen sich einzelne Knochenteile des Opfers identifizieren, die von Tieren weggeschleppt oder ausgegraben worden waren.

Es wurde immer heißer. Der Wetterbericht hatte 38 °C vorausgesagt, aber es schien bereits bedeutend heißer zu sein. Dianas T-Shirt war schweißnass, und ihre Haut brannte. Sie trank einen Schluck Wasser aus der Feldflasche, die sie sich umgehängt hatte. Direkt vor sich bemerkte sie das Ende eines langen Knochens. Er stammte nicht von einem Menschen. Sie steckte ein grünes Fähnchen neben ihm in den Boden.

Einer aus der Suchmannschaft lachte kurz auf. »Ich habe eine Pfeilspitze gefunden.« Die anderen stimmten in sein Lachen mit ein. Unter den gegebenen Umständen entbehrte ein solcher Fund nicht einer gewissen Ironie.

Als sie das Ende der markierten Linien erreicht hatten, hatten sie die Hälfte des Gebiets untersucht. Nun gingen sie hinüber zu den restlichen Markierungslinien und setzten den langsamen, aber gründlichen Prozess fort.

»Ich habe eine Kniescheibe gefunden«, rief einer der jungen Männer.

»Menschlich?«, fragte ein anderer.

»Haben Tiere überhaupt eine?«, fragte der Erste zurück.

»Kann man wohl sagen«, antwortete ein Dritter. »Die meines Hundes sind immer herausgesprungen, und dann konnte er kaum noch laufen. Am Ende musste er operiert werden. Es hat mich ein Vermögen gekostet, aber jetzt ist er wieder völlig in Ordnung.«

»Stecken Sie ein rotes Fähnchen daneben. Ich schaue es mir

nachher an«, sagte Diane.

Während dieses letzten Teils der Suche nahmen die Unterhaltungen zu. Als Diane aber einmal die ganze Gruppe überblickte, merkte sie, dass keiner von ihnen die Augen vom Boden hob. Nach dem Ende dieser ersten Suchphase ließen sich um die Abfallgrube herum in einer Entfernung von anderthalb bis acht Metern einzelne Ansammlungen von Fähnchen feststellen. Diese markierten die Stellen, an die aller Wahrscheinlichkeit nach Tiere Aas aus der Abfallgrube geschleppt hatten. Es waren nur sehr wenige gelbe Fähnchen darunter. Diane fragte sich kurz, ob der Finder der Pfeilspitze deren Fundstätte markiert oder sie einfach nur aufgehoben hatte.

»Machen wir Mittagspause«, sagte sie und rieb sich den schmerzenden Rücken. »Ich weiß, heute essen wir sehr spät. Und ich möchte Ihnen herzlich für die prima Arbeit danken, die Sie hier leisten.«

Sie hatten alle ihre Lunchpakete mitgebracht und suchten sich nun einen schattigen Platz zum Essen. Schatten gab es nur etliche Meter von dem Ausgrabungsgelände entfernt im Wald. Diane setzte sich auf einen großen Stein neben Jonas Briggs und packte ihr Erdnussbuttersandwich, ihren Apfel und ihre Wasserflasche aus. Sie fühlte sich müde und zerschlagen. Ich werde wohl langsam alt, dachte sie, aber als sie dann Jonas anschaute, sah der immer noch so frisch aus wie am Morgen. Sie nahm einen tiefen Schluck aus ihrer Wasserflasche.

Wenn sie im Dschungel gegraben hatte und nicht zu weit weg von der Mission gewesen war, war sie manchmal mehrere Stunden dorthin zurückgefahren. Von Hitze und Müdigkeit übermannt, hatte sie sich dann auf das Feldbett fallen lassen, das in einem der beiden Räume stand, die sie von der Missionsschule angemietet hatte. Ariel war dann immer mit

einer Flasche Wasser ins Zimmer gekommen, hatte ihr den Arm getätschelt und sich an sie gekuschelt. Wie heiß es Diane auch gewesen sein mochte, Ariels warmer, kleiner Körper war ihr immer ein Trost gewesen. Ariel hatte ihr dann erzählt, was an diesem Tag in der Mission passiert war oder was sie in der Schule gelernt hatte. Diane hatte dann ihrerseits etwas erzählt, und nach kurzer Zeit war die Müdigkeit wie fortgeblasen.

Und wieder überkam sie dieses Gefühl der Reue und des Bedauerns, Ariel nicht rechtzeitig aus dem Land herausgebracht zu haben. Es saugte an ihrem Herzen, ließ ihre Kehle schmerzen und füllte ihre Augen mit Tränen.

»Die Abercrombies lassen heute die ganze Crew im Anbau ihres Hauses übernachten«, sagte Jonas und riss Diane aus ihren Erinnerungen. »Mrs. Abercrombie ist eine richtig nette Dame. Sie macht uns allen ein Abendessen.«

»Das ist aber wirklich nett von ihr.«

»Sie hat wohl gerne Gäste, ganz im Gegensatz zu ihrem Mann. Das ist jetzt ihre Chance. Da haben wir Glück.«

Diane vertrieb endgültig ihre trüben Gedanken und fragte die einzelnen Mitglieder der Crew, was sie so machten. Zwei wollten Hochschullehrer werden, drei waren Mitglieder professioneller archäologischer Ausgrabungsteams und zwei schrieben gerade ihre Doktorarbeit. Während der Mittagspause lernte sie dann auch ihre speziellen wissenschaftlichen Interessen kennen, die von der Taphonomie, den einzelnen Keramiktypen bis hin zur Debitage reichten. Letzteres, erzählte man ihr, seien die Steinsplitterabfälle, die bei der Herstellung von Projektilspitzen anfielen. Einer der Doktoranden begann gerade damit, einen Vortrag über die Analyse von Verhaltensketten zu halten, als Frank und Whit in Begleitung des Sheriffs eintrafen. Diane stand auf, um sie zu begrüßen. Ihre Erleichterung, seinen Erklärungen nicht weiter zuhören zu

müssen, machte ihr fast ein schlechtes Gewissen.

»Wie geht es voran?«, fragte Frank und schaute über das Gelände voller Markierungsschnüre und Fähnchen.

»Es war ein guter Anfang. Nach dem Essen beginnen wir mit dem Graben.«

»Ich habe einige meiner Hilfssheriffs beauftragt, an der Grabungsstätte zu bleiben«, sagte der Sheriff. »Vielleicht könnten einige von euren Jungs beim Wachdienst helfen. Ein paar von ihnen haben mir erzählt, sie blieben immer bei ihren archäologischen Ausgrabungen, um Raubgräber fernzuhalten.«

Der Sheriff begann plötzlich zu lachen. »Übrigens hat mich gestern euer Kriпочef angerufen. Er ist nicht sehr begeistert über unser Projekt hier. Er denkt, wir mischten uns in seine Angelegenheiten ein. Ich habe ihn zurechtgestutzt und gesagt, dass es wohl kaum eine Einmischung in seinen städtischen Zuständigkeitsbereich sein könne, wenn wir hier auf meinem Gebiet einen Fußknochen finden und dann nach dem dazugehörigen Körper suchen.«

»Und?«, fragte Frank.

»Er rückte dann damit heraus, was er wirklich wollte. Ich solle den Zeitungen nur ja nicht erzählen, dass einige von uns glauben, das Ganze hier könnte etwas mit den Boone-Morden zu tun haben. Der Himmel möge verhüten, dass Fakten seine Theorien über diesen Fall behelligen!«

»Was ist eigentlich los mit denen?«, fragte Diane. »Warum haben sie kein Interesse an Spuren, Indizien und Anhaltspunkten? Selbst wenn sie schließlich nirgendwohin führen, weiß man das doch erst, wenn man sie überprüft hat.«

»Ihrer Meinung nach haben sie die beiden Mörder gefasst, und der Fall ist gelöst. Dies ist der erste große Test für die Ideen, die der Bürgermeister und sein neuer Polizeichef von einer so genannten ›besseren Polizeiarbeit‹ haben. Es ist eine

Chance für den Bürgermeister, seinem Stadtrat und dem Rest von Georgia zu zeigen, dass er ein Mann ist, der die Dinge souverän und großstädtisch erledigt. Ich bin sicher, er entwirft bereits seine Plakate für die Gouverneurswahl.«

»Also«, sagte Whit, »Sie haben jetzt ein Schlüsselbein und einen Fußknochen. Es handelt sich also um einen, vielleicht sogar um zwei Menschen.« Plötzlich begann er etwas beklommen zu lachen. »Zwei Leute, die hier begraben sind, würden uns nicht gerade gut aussehen lassen, nicht wahr?«

Frank und der Sheriff schauten ihn von der Seite an. »Ja«, sagte der Sheriff, »das stimmt. Einen könnte man noch als einmaliges Missgeschick abtun. Zwei wären eine absolute Fahrlässigkeit.«

»Lady«, wandte sich Whit an Diane, »ich hoffe wirklich, dass Sie hier nur eine Person finden.«

»Im Moment beträgt die Minimalzahl eins«, sagte Diane, die über sein plötzliches Unbehagen fast lächeln musste.

»Oh«, sagte Frank und händigte ihr einen großen Umschlag aus, den er bisher unter dem Arm getragen hatte. »Hier, für dich. Ich rief in deinem Büro an, und Andie bat mich, vorbeizukommen und dir dies zu überbringen.«

Andie hatte auf den Umschlag geschrieben: Fax von Ranjan Patel.

»Das ging aber schnell. Es sind die Ergebnisse der stabilen Isotopenanalyse.«

Als die Gruppe von Jungwissenschaftlern das Wort *stabile Isotopenanalyse* hörte, verstummte sofort jedes Gespräch. Alle nahmen ihr Sandwich und ihre Wasserflasche und gesellten sich zu Diane und Frank.

»Sie haben eine SIA machen lassen? An welchem Material?«, fragte einer der Doktoranden.

»An dem Knochen, mit dem das alles hier angefangen hat.« Diane schaute sich das Fax an, das ihr Freund Ran ihr übermittelt hatte. Es war keine besonders gute Kopie, aber sie nahm an, dass er ihr das Original mit der Post zuschicken würde. Auf der ersten Seite stand eine Zahlentabelle. Die anderen Seiten enthielten deren Auswertung, die Ranjan in seiner für ihn typischen pedantischen Art verfasst hatte:

Sie haben Glück. Der Bursche war Vegetarier – beachten Sie die entsprechenden Werte in der Tabelle. Jedoch glaube ich nicht, dass er Veganer war. Außerdem aß er meiner Ansicht nach auch nicht allzu viel Gemüse. Interessant. Die Deltawerte und die Werte des Spurenelements Strontium legen nahe, dass er Fisch und Schalentiere gegessen hat. Das finde ich eine aufregende Erkenntnis. Eine weitere interessante Möglichkeit, über die Sie nachdenken sollten: Sie haben mir erzählt, dass diese Person noch jung war, vielleicht ein älterer Teenager. Das würde bedeuten, dass er diese Essgewohnheiten bereits seit seiner Kinderzeit hatte. Wie verbreitet ist Vegetarismus unter Kindern? Sie müssen diesen Jungen unbedingt identifizieren, dann können wir nachprüfen, was diese Werte nahe zu legen scheinen. Im Übrigen bin ich der Meinung, dass der Tod vor etwa

fünf Jahren eingetreten ist.

Der weitere Bericht erklärte dann die Zahlen im Einzelnen und listete alle Vorbehalte auf, die mit ihnen verbunden waren. Im Endeffekt könne diese Analyse aber ganz gewiss zur Identifizierung des Opfers beitragen. Im letzten Abschnitt interpretierte Ranjan dann noch das Verhältnis von stabilen Sauerstoff-zu stabilen Stickstoffisotopen.

»Die entsprechende Person wuchs in einem kalten und feuchten Klima auf«, war sein Fazit. »Siehe Tabelle.«

»Cook«, »tolle Arbeit« und »lasst uns diesen Typ finden« waren die Reaktionen der Ausgrabungsscrew.

»Das ist doch schon mal was«, sagte der Sheriff.

»Verdammt. Du hast es tatsächlich geschafft«, sagte Frank. »Du hast jetzt nicht nur herausgefunden, *was* der Bursche als Letztes gegessen hat, sondern auch, *wo* das war.«

»Ranjans Vorbehalte sind ernst gemeint. Die Ergebnisse dieser Analyse sind nicht in Stein gemeißelt«, warnte ihn Diane. »Da gibt es sehr viele Variable.«

»Sicher«, sagte Frank. »Aber wir haben doch jetzt einige verdammt gute Anhaltspunkte. Wir haben einen jungen Mann, wahrscheinlich so etwa sechzehn bis zwanzig Jahre alt, vielleicht Vegetarier, der vor etwa fünf Jahren verschwunden sein dürfte und der eventuell irgendwo in den Nordstaaten aufwuchs. Das genügt, um in der Vermissten-Datenbank nach ihm zu suchen.«

»Sind in dieser Datenbank auch seine Essgewohnheiten erfasst?«, fragte einer der Ausgräber.

»Manchmal«, antwortete Frank. »Vor allem, wenn sie krankheitsbedingt oder ein wichtiges Unterscheidungsmerkmal sind. Die Familie gibt normalerweise so viele Informationen an wie möglich.«

»Glauben Sie, er lebte an der Küste, vielleicht in Maine oder

irgendwo sonst an der Ostküste?«

Die Crew schien vom Jagdfieber erfasst zu werden. Sie mochten die Vorstellung, dass ihre Wissenschaft dieses Rätsel lösen könnte.

»Vielleicht«, antwortete Diane. »Aber er könnte genauso gut aus Michigan, North Dakota, dem Staate Washington oder Kanada stammen. Wenn Sie mit dem Essen fertig sind, sollten wir mit dem Graben beginnen. Ranjan wird mich von jetzt an jeden Tag anrufen und mich fragen, ob wir ihn – oder sie – gefunden haben.«

»Ich schaue euch dabei ein bisschen zu, wenn ich darf«, sagte Whit und folgte der Crew.

Die Sheriff schaute Whit nach und lachte leise vor sich hin. »Ich glaube, der gute Whit ist ein wenig nervös. Wäre schon lustig, wenn er und seine Familie sich als Serienkiller entpuppen.«

Frank lachte. »Ja, das wäre urkomisch.«

Sie machten Spaß, aber als Diane die Mitglieder ihrer Crew dabei beobachtete, wie sie ihre Grabungswerkzeuge holten, fiel ihr ein, dass sie heute bei den Abercrombies übernachten würden. »Ihr glaubt doch nicht ...?« Sie ließ die Frage unvollendet.

»Nein, natürlich nicht«, sagte Frank. »Whit und ich sind zusammen zur Schule gegangen.«

»Wir sind alle mit jemand zur Schule gegangen«, entgegnete Diane. »Aber sein Vater war doch kein Schulkamerad von dir, oder?«

»Was soll das denn?«, fragte Frank.

»Nichts. Aber immerhin übernachtet meine ganze Crew heute bei den Abercrombies.«

Der Sheriff lachte. »Junge, das wäre vielleicht lustig.«

»Möglicherweise war es Mrs. Abercrombie«, sagte Frank.

»Vielleicht war unser Vegetarier bei ihr zu Gast und hat sie beleidigt, weil er nichts von ihrem Schmorbraten essen wollte.«

»Das ist überhaupt nicht lustig«, protestierte Diane.

»Doch«, erwiderte Frank. »Ich kenne diese Leute. Glaubst du, Whit hätte uns direkt zu dieser Abfallgrube geführt, wenn er es gewesen wäre? Ich glaube, du – und der Sheriff«, Frank schaute ihn von der Seite an, »ihr lasst eure Phantasie mit euch durchgehen.«

Der Sheriff lachte in sich hinein. Ihm machte es ganz offensichtlich Spaß, seine Phantasie spielen zu lassen. »Ich fahre jetzt zurück in mein Büro. Ich werde meine Hilfssheriffs auffordern aufzupassen, ob sie nicht einen der Abercrombies eine Axt schwingen sehen. Aber im Ernst, Miss Fallon, ich kenne Luther schon seit meines Lebens. Er ist ein guter Kerl und würde keiner Fliege etwas zuleide tun. Dasselbe gilt für Whit. Sie sind gute Kirchgänger.« Der Sheriff atmete noch einmal tief durch, als er zu seinem Auto aufbrach. »Ich wünschte, die Täter hätten einen bequemer Ort gewählt, um ihren Leichnam zu entsorgen«, meinte er noch, während sein bulliger Körper im dichten Unterholz verschwand.

»Vielleicht hast du Recht«, sagte Diane. »Wie geht es Star?«

»Sie ist wütend. Wütend auf die Wärter, die sie fanden, bevor sie tot war, auf die Polizei, weil die sie verhaftet hat und nicht nach den wahren Tätern sucht, auf ihre Eltern, weil sie tot sind, und auf sich selbst, weil sie nicht mit ihnen gestorben ist. Ich glaube, sie hat Angst, dass sie den Kummer, der nach ihrer Wut kommen wird, nicht ertragen kann.«

Diane ging es nun wie jenen Leuten, die von *ihrer* Kummer wussten. Ihr fiel nichts ein, womit sie Frank trösten konnte. Sie konnte nicht sagen, dass Star darüber wegkommen werde, weil das eine Lüge wäre. Oder dass die Zeit alle Wunden heile – ihre hatte sie bislang nicht geheilt. Sie hatte gelernt,

weiterzumachen und Tag für Tag irgendwie über die Runden zu kommen, aber das wäre wohl kaum ein Trost.

»Vielleicht ist diese Wut im Moment gar nicht so schlecht für sie. Sie lässt wenigstens keine anderen Gedanken zu«, sagte sie dann.

»Ich gehe heute Abend ins Krankenhaus. Ich habe sie in den letzten Tagen so oft wie möglich besucht – um ihr zu zeigen, dass sie nicht allein ist. Warum kommst du nicht einfach mit? Du kannst ihr dann erzählen, was du gerade machst.«

Diane zögerte einen Moment. Eigentlich wollte sie niemanden mit einem solch großen Kummer besuchen, wenn sie keinen Trost für ihn hatte, aber am Ende willigte sie doch ein. »Sicher, wenn du glaubst, dass es ihr hilft. Wann musst du eigentlich wieder zurück zur Arbeit?«

»Ende nächster Woche. Meinst du, wir können den Fall bis dahin lösen?«

Diane schenkte ihm ein schwaches Lächeln. »Ich sehe keinen Grund, warum nicht.«

Frank schüttelte den Kopf und zeigte auf die Grube, wo sich die Crew gerade auf die Ausgrabung vorbereitete: »Ich stelle mir immer wieder die Frage: Was ist, wenn das hier überhaupt nichts mit dem zu tun hat, was George und Louise zugestoßen ist, und wir hier nur unsere Zeit und Energie vergeuden?«

»Auch dieser Fall muss aufgeklärt werden. Und außerdem, kann das wirklich Zufall sein, dass deine Freunde hier einen Knochen finden und eine Woche später ermordet werden? Mein Bauch sagt mir, dass jemand nicht wollte, dass man diesen Platz findet. Hast du mit Leuten gesprochen, denen deine Freunde von dem Knochen erzählt haben könnten?«

»Mit einigen. Aber bisher sieht es so aus, als ob sie mit niemandem darüber gesprochen hätten. Zumindest gibt es niemand zu.«

Sie vereinbarte mit Frank, dass er sie später im Museum abholen solle. Danach ging sie hinüber zu den Ausgräbern. Sie hatten bereits ein Gitternetz aus Stangen und Messschnüren über den ganzen Platz gelegt. Einer von ihnen baute gerade einen Theodoliten auf, um damit die Ausgrabungsstätte zu kartieren. Zwei andere stellten ein großes Sieb auf, um später die kleineren Gegenstände aus der abgegrabenen Erde aussieben zu können. Die übrigen Crewmitglieder kennzeichneten entweder die abseits gelegenen Knochen mit Stangen oder begannen mit der Ausgrabung eines Gitterstreifens. Alles lief wie am Schnürchen; sie schienen sie gar nicht zu brauchen. Diane fand es verlockend, diese Sache, die zu sehr der Ausgrabung eines Massengrabs glich, ihren geübten Händen zu überlassen.

Auf, bringen wir es hinter uns, rief sie sich selbst zur Ordnung und ging neben einer Stelle in die Hocke, an der eindeutig ein Stück Knochen zu erkennen war. Es war eine Zahnreihe, die aussah, also, ob sie von einem Hirsch stammte. Zumindest nicht menschlich; das war gut. Sie nahm ihre Kelle und begann, die Erde von dem Knochen zu entfernen. Nach kurzer Zeit hatte sie einen Hirschschädel freigelegt. Die obere Schädelplatte hatte man durchgesägt, um das Geweih und einen Teil des Schädels zu entfernen. Das war ein Fund, wie er in der Abfallgrube eines Tierpräparators zu erwarten war.

Am Ende dieses Tages hatten sie einen großen Teil der obersten Schicht der Grube abgetragen. Zurück blieb ein wahres Gewirr von freigelegten Tierknochen, deren Umrisse jetzt deutlich zu sehen waren.

»Ich glaube, für heute ist es genug«, sagte Diane, stand auf und betrachtete das getane Werk. »Leute, ihr macht einen richtig guten Job. Und schnell dazu.« Sie ging vorsichtig über die Ausgrabungsstätte und begutachtete die Knochen. Alle, die

sie sah, waren tierischen Ursprungs. Es war zwar kein Massengrab, in dem Menschen lagen, aber es war doch eine Stätte des Todes. Sie glaubte nicht, dass sie zur Jägerin geeignet wäre. Als sie gerade das Areal verlassen wollte, damit man für die Nacht eine Plastikplane darüber legen konnte, fiel ihr das Ende eines Knochens ins Auge, der gerade ans Tageslicht kam. Diane ging hinüber und kauerte sich neben die Frau, die dieses Planquadrat ausgrub.

»Können Sie etwas erkennen?«, fragte die junge Frau.

»Dieser Knochen ist zwar von einem Mitglied der Familie der Hundeartigen angenagt worden, aber er ist eindeutig das distale Ende eines menschlichen Oberarmknochens – das Ende also, das mit den Unterarmknochen und Elle und Speiche verbunden ist«, erklärte ihr Diane. Sie hatte erwartet, kurz unter der Oberfläche einen Arm oder vielleicht einen Schultergürtel zu finden, da ja das ominöse Schlüsselbein bereits seinen Weg ans Tageslicht gefunden hatte. Sie mochte es, wenn ihre Erwartungen tatsächlich eintrafen.

»Glauben Sie, dass der Rest von ihm in der Nähe liegt?«, fragte die Ausgräberin.

Diane zuckte mit den Schultern. »Vielleicht. Vielleicht hat aber auch ein Tier den Arm vom Torso getrennt und hierher geschleppt. Er könnte aber auch durch Wasser an die Oberfläche geschwemmt worden sein.«

»Ganz schön grausig, das Ganze«, rief die junge Frau aus.

»Ja, das ist das richtige Wort. *Grausig*.«

Diane fuhr ins Museum, um dort das Tagesgeschäft zu erledigen, bevor sie Frank abholte. Andie hatte ihr einige Mitteilungen auf den Schreibtisch gelegt. Nichts Dringendes. Sie duschte sich in ihrem persönlichen Badezimmer, das neben dem Konferenzraum ihres Büros lag. Sie kämmte ihr kurzes,

nasses Haar nach hinten, legte ihr minimalistisches Make-up auf und zog Jeans, ein T-Shirt und eine rötlich braune Hemdenjacke an. Es tat gut, sich wieder sauber zu fühlen.

In diesen Tagen arbeiteten viele Leute im Museum bis in die Nacht hinein; je näher der offizielle Öffnungstermin rückte, desto mehr Mitarbeiter leisteten Überstunden. Ihre heutige Abwesenheit erinnerte sie daran, dass sie einen stellvertretenden Direktor finden musste. Die bisherigen Bewerbungen, die sie auf den Tisch bekommen hatte, hatten ihr nicht gefallen, und sie war sich nicht sicher, ob sie jemand im Haus befördern sollte.

Sie ging die Treppe hinauf in Jonas' Büro. Sie trat ein und studierte sein Schachbrett. Sie hatte das Spiel angefangen, damit Jonas sich hier etwas zu Hause fühlen konnte, war aber jetzt ganz überrascht, dass es ihr wirklich Spaß zu machen begann. Es war lange her, dass sie ihre letzte Partie mit Gregory gespielt hatte. Er hatte fast immer gewonnen. Nur einmal hatte sie ihn in 46 Zügen bezwungen. Sie zog ihren Königsspringer auf f3 und verließ sein Büro, schloss es ab und ging hinunter, um Frank zu treffen.

Als sie vor den Haupteingang trat, schaute sie sich um. Von außen gesehen erschien ihr das Museum jetzt viel anziehender, nicht so abweisend, wie sie es am Anfang empfunden hatte. Das war sicherlich auch der guten Arbeit der Museumsgärtner zu verdanken.

»Dr. Fallon.« Diane drehte sich um und sah zwei Mädchen die Außentreppe emporsteigen, Emily, die Cellistin, und Lacy, eine der Geigerinnen des Streichquartetts.

»Hallo. Wollen Sie Melissa und Alix besuchen? Machen die heute auch noch Überstunden?«

»Nein. Wir wollten mit Ihnen sprechen«, sagte Emily.

»Vielleicht sollten wir es lassen«, sagte Lacy und fasste ihre

Freundin am Arm.

»Wollen Sie einen Job?«, fragte Diane und lächelte sie an.
»Tatkräftige Mitarbeiter können wir immer gebrauchen.«

»Nein, das ist es nicht«, sagte Emily. »Es geht um etwas anderes.«

Sie schaute zu den Fenstern hinauf, als ob sie dort oben einen Spion vermutete. »Es ist etwas Persönliches.«

»Sollen wir in mein Büro gehen?«

»Das wäre besser.«

Auf dem Weg ins Büro rief sie Frank an und bat ihn, etwas später zu kommen. Sie führte die beiden jungen Damen in den kleinen Konferenzraum neben ihrem Büro. Die Sitzecke mit ihrem Polstersofa und ihren Sesseln war gemütlicher und weniger abweisend als ihr Arbeitszimmer. Sie setzte sich in einen der Sessel und bat Emily und Lacy, auf dem Sofa Platz zu nehmen.

»Also, was kann ich für Sie tun?«

»Es geht um Melissa«, sagte Emily. Als sie einen Moment zögerte, ergriff Lacy das Wort.

»Wir sind auch mit ihrem Freund Mike Seger befreundet.« Sie machte eine kurze Pause und holte tief Luft. »Das ist wirklich hart für uns. Wir haben versprochen, nichts zu sagen.«

»Fahren Sie fort.« Diane wartete auf die Enthüllung. Als sie dann kam, hätte der Schock kaum größer sein können.

»Ich weiß, Sie denken, dass Mike Melissa schlägt«, sagte Emily. »Er ist es nicht. Es ist Alix.«

Diane öffnete den Mund, schloss ihn wieder und öffnete ihn erneut. »Alix? Ich verstehe nicht. Hat Mike Ihnen aufgetragen, das zu sagen?«

»Nein«, sagte Lacy. »Er weiß nicht, dass wir hier sind, und wir möchten nicht, dass er oder irgendjemand sonst es erfährt.«

»Bitte erzählen Sie mir die Einzelheiten.«

»Melissa und Alix kennen sich bereits seit ewigen Zeiten. Ich glaube, sie waren sogar schon zusammen im Kindergarten. Wir zwei haben sie in der ersten Klasse kennen gelernt, deshalb kennen wir beide sehr gut. Alix ist jähzornig und schlägt dann oft zu. Das war schon immer so. Sie hat mich einmal in der zweiten Klasse geschlagen, aber da habe ich sie umgehauen. Sie hat es nicht noch einmal versucht.«

»Das stimmt«, bestätigte Lacy. »Auch mich hat sie mal zu schlagen versucht, da habe ich ihr eine Ohrfeige verpasst. Wenn man sich wehrte, machte sie einen Rückzieher.«

»Alle Kinder schlagen von Zeit zu Zeit einmal zu«, sagte Diane.

»Ja«, sagte Emily, »aber bei Alix war das anders. Sie schlug immer mit den Fäusten – oder mit was immer sie gerade in der Hand hielt –, und sie hat nie damit aufgehört. Sie und Melissa sind bereits seit langem eng befreundet, und Melissa ist ihr treu ergeben – und hat sich niemals gegen sie gewehrt.«

»Wollen Sie wirklich behaupten, dass Alix an Melissas blauen Flecken schuld ist?«

»Ja. Ihre Eltern halten sie für ein bisschen ungeschickt. Mike dachte, es sei ihr Vater, bis er einmal beobachtete, wie Alix ihr ganz hart in den Arm boxte. Melissa nahm uns das Versprechen ab, es niemandem zu erzählen. Sie sagte, es sei nicht Alix' Schuld.«

Diane stand auf, ging um den Konferenztisch herum und musterte die beiden genau. Sie wirkten absolut vertrauenswürdig. »Es fällt mir schwer, das zu glauben.«

»Das haben wir erwartet. Aber es stimmt. Alix schlägt jeden, der sich das gefallen lässt. Sie schlägt sogar Dylan, ihren Freund.«

»Ja«, bestätigte Lacy, »Emily und ich haben beide gesehen, wie sie auf ihn eingepöbeln hat. Aber er ist trotzdem ganz

verrückt nach ihr. Ich weiß nicht, wie sie es schafft, jemanden so von sich abhängig zu machen. Wenn ich meinem Freund eine kleben würde, wäre der sofort weg.«

»Wir wollten nicht, dass Sie Mike die Schuld geben, sonst hätten wir nichts gesagt«, sagte Emily. »So etwas könnte ihm riesig schaden. Nicht nur bei Ihnen, sondern auch bei Dr. Lymon.«

»Aber es stimmt alles«, sagte Lacy. »Wenn wir lügen würden, um ihn zu schützen, hätten wir bestimmt eine glaubhaftere Geschichte erfunden. Und wir haben Melissa ganz fest versprochen, es niemandem zu erzählen.«

»Also erzählen Sie es bitte nicht weiter«, fügte Emily hinzu.

»Sie beide sind bereits erwachsene Frauen, und Sie sollten inzwischen wissen, dass es Versprechen gibt, die man nicht geben sollte.«

»Ich weiß, aber wir wollen hier auch keinen falschen Eindruck erwecken. Alix ist wirklich nett. Sie unterstützt einen musikalisch, wenn es nötig ist. Und man kann sich auf sie verlassen, wenn es einem mal schlecht geht. Die meiste Zeit ist sie unheimlich zuvorkommend.«

»Ich werde zwar nicht sagen, woher ich das habe, aber ich werde das Ganze doch einem Freund von Melissas Familie erzählen.«

Emily und Lacy schauten sich an. Lacy meinte dann: »Ich nehme an, das ist in Ordnung so.«

»Das *ist* in Ordnung. Es ist nicht in Ordnung, dass Melissa von irgendjemandem misshandelt wird, und es ist nicht in Ordnung, dass unschuldige Menschen deswegen in Verdacht geraten. Und wenn Alix wirklich sonst ein netter Mensch ist, dann braucht sie psychologische Hilfe und keine Geheimnistuerei.«

Emily runzelte die Stirn. »Glauben Sie uns oder nicht?«

»Ich glaube Ihnen schon. Ich habe nur Schwierigkeiten, mich

an den Gedanken zu gewöhnen.«

»Das kann ich gut verstehen«, sagte Emily. »Das Ganze ist wirklich verrückt.«

Diane geleitete sie aus dem Museum und beobachtete, wie sie in ihr Auto stiegen. Alix? Konnte das wirklich stimmen? Sie ging zurück in ihr Büro und rief Laura an.

»Ich kann es einfach nicht glauben«, sagte Diane, nachdem sie Laura alles erzählt hatte. »Ich habe noch nie von so etwas gehört.«

»Es ist zwar selten«, sagte Laura, »aber ab und zu kommt so etwas schon vor. Melissa ist offensichtlich von Alix und ihrer Freundschaft abhängig. Du kannst mir nicht sagen, wer dir das erzählt hat?«

»Nein. Und ich möchte auch keine Gerüchte in die Welt setzen. Ich bin mir nicht völlig sicher, ob es auch stimmt, aber die Quelle scheint mir recht glaubwürdig zu sein und ist auch in einer Position, wo sie es tatsächlich mitbekommen haben könnte.«

»Du willst also die ganze Sache mir aufladen?«

»Ja.«

»Danke.«

»Gern geschehen. Wie wäre es, wenn wir mal im Museum zusammen essen? In ein paar Tagen öffnet unser Restaurant.«

»Einverstanden. Was höre ich da, du hast wieder zu graben angefangen? Und du hast eine Leiche gefunden?«

»Darüber möchte ich mich jetzt nicht auslassen. Wo hast du das eigentlich her?«

»Aus den Fernsehnachrichten. Ein Bericht über die Abercrombie-Farm. Ich habe nur noch das Ende mitgekriegt. Ich hätte überhaupt nicht aufgepasst, aber dann wurde plötzlich dein Name erwähnt.«

»Großartig. Ich nehme an, Grayson und sein Haufen haben es

dann auch bereits gehört.«

»Na und? Ich fände es gut, wenn unser Museum eine Abteilung für forensische Anthropologie einrichten würde.«

»Du solltest so etwas nicht einmal denken.«

»Also, dann bis bald.«

Diane hoffte, dass sie sich künftig nicht mehr mit dieser Melissa-Geschichte beschäftigen musste. Sosehr sie gegen jede Art von Missbrauch war, diese Sache begann ungeahnte Ausmaße anzunehmen. Sie schloss ihr Büro ab und verließ das Museum, gerade als Frank vorfuhr.

»Vielen Dank, dass du mitkommst«, sagte er. »Vielleicht können wir etwas essen, nachdem wir Star besucht haben.«

»Vielleicht, aber heute muss ich früh ins Bett. Im Moment erledige ich zwei Jobs.«

»Auch dafür bin ich dir sehr dankbar.«

»Ich nehme an, du weißt schon, dass wir in den Fernsehnachrichten waren«, sagte sie.

»Was? Du meinst ...?«

»Ein Bericht über die Grabungen auf der Abercrombie-Farm.«

Frank stöhnte. »Wir müssen den Sheriff bitten, die Stelle rund um die Uhr zu bewachen. Dort wird es bald von Fernsehreportern wimmeln. Das gehört wohl zu so einer Geschichte dazu, nehme ich an.«

Frank rief den Sheriff an, der die Neuigkeit schon mitbekommen hatte. Diane hörte ihn durch Franks Telefon fluchen.

Auf dem Weg ins Krankenhaus erzählte Diane über ihren Tag an der Ausgrabungsstätte. »Kurz bevor wir Schluss machten, haben wir einen weiteren menschlichen Knochen gefunden – einen Armknochen.«

»Noch einen? Bist du dir sicher?«

»Ich wünschte, du würdest mich nicht immer fragen, ob ich mir

sicher bin. Ja, ich kenne mich mit den Knochen des menschlichen Skeletts aus.«

»Ich wollte deine Aussage gar nicht anzweifeln. Ich bin nur – überrascht, nehme ich an. Diese ganze Sache überrascht mich noch immer – George, Louise, Jay. Es erscheint mir alles so unwirklich.«

Sie stellten den Wagen auf dem Besucherparkplatz des Krankenhauses ab und betraten das Gebäude. Diane mochte Krankenhäuser nicht. Sie war sich sicher, dass es vielen Menschen so ging. Sie hasste diesen antiseptischen Geruch, und sie hasste es, an Räumen vorbeizukommen, in denen Kranke lagen und auf den Besuch ihrer Angehörigen warteten. Stars Zimmer war bereits von weitem zu erkennen. Es war das einzige, vor dessen Tür eine Wache saß. Als sie näher kamen, hörten sie eine erhobene Stimme, die offensichtlich an Star gerichtet war.

Probier nicht diesen passiv-aggressiven Scheiß an mir aus, meine Liebe. Das funktioniert nicht. Ich lasse dich die ganze Nacht in deinem Urin liegen.«

Frank schoss an Diane vorbei in Stars Krankenzimmer. Die Wache, ein Polizist, den Diane in Zivil für einen Gymnasiasten gehalten hätte, ließ ihn ungefragt passieren. Diane allerdings hielt er an.

»Ich gehöre zu Frank Duncan«, sagte sie.

Er legte das Buch, das er gerade las, unter seinen Stuhl. »Ich muss Ihre Handtasche durchsuchen.«

»Kein Problem.«

Diane machte ihre Tasche auf, die im Grunde nur eine große Brieftasche mit Schulterriemen war. Der Polizist öffnete alle Reißverschlüsse und überprüfte jedes einzelne Fach. Diane konnte sich nicht vorstellen, nach welchen Waffen er in diesen kleinen Seitentaschen überhaupt suchte.

»Haben Sie irgendetwas in den Hosentaschen?«

»Nur das hier.«

Sie reichte ihm ein kleines Kartenetui, das ihren Führerschein, eine Kreditkarte, zwei Fünfzig-Dollar-Noten und ein Foto von Ariel enthielt. In ihren vielen Jahren auf Reisen hatte sie sich angewöhnt, die wichtigen Papiere immer am Leib zu tragen. Taschen konnten zu leicht abhanden kommen.

»Alles in Ordnung.« Er ließ sie eintreten.

Drinne versuchte Frank gerade herauszufinden, was eigentlich los war. Star und eine Schwesternhilfe sprachen beide zur selben Zeit. Stars schwarze Haare, die auf den Familienfotos noch ganz kurz gewesen waren, reichten ihr nun bis fast auf die Schulter und waren fransig geschnitten. Die beiden blonden Strähnen, die auf dem Bild ihr Gesicht

eingerahmt hatten, waren jetzt fuchsienlila und an den Wurzeln bereits herausgewachsen. Selbst jetzt in der Wut war ihr Gesicht so weiß wie das Bettlaken. Tiefe Augenringe ließen ihre dunkelbraunen Augen noch größer erscheinen. Star wirkte in ihrem Krankenhausbett und mit ihren verbundenen Handgelenken klein und Mitleid erregend. Ihre Oberarme waren mit Gurten am Bett festgebunden.

»Ich habe vor über einer Stunde nach der Schwester geklingelt. Sie können mich nicht ans Bett fesseln und mich dann einfach liegen lassen. Ab und zu muss ich auf die Toilette dürfen.«

Die Schwesternhelferin, eine Frau von Mitte vierzig mit einem nicht mehr ganz weißen Schwesternanzug, sah aus, als wolle sie Frank mit Blicken niederzwingen.

Dann wandte sie sich wieder an Star: »Es gibt eine Menge Kranke auf dieser Station. Wir haben nicht die Zeit, alle fünf Minuten bei dir vorbeizukommen.«

»Wäre es nicht einfacher gewesen, sie auf die Toilette gehen zu lassen, als jetzt ihre Bettwäsche zu wechseln?« Frank fiel es sichtlich schwer, ruhig und höflich zu bleiben.

»Sie kann es anhalten, bis wir Zeit für sie haben.«

Der herausfordernde und störrische Zug auf ihrem Gesicht ließ Diane wütend werden. Ihre Aufgabe war es doch, Kranke zu pflegen und zu versorgen, verdammt noch mal. »Ist Ihnen bewusst«, sagte Diane zu ihr, »dass dieses ›Anhalten‹ zu einer schlimmen Blasenentzündung führen kann?«

»Genau das, was sie verdient«, murmelte die Frau so leise, dass Diane es fast nicht mitbekommen hätte.

Frank schoss so plötzlich aus dem Zimmer hinaus, dass selbst Diane erschrak.

Die Pflegerin schaute auf die Tür und danach auf Diane. Mit verkniiftem Mund fragte sie dann: »Wohin geht er denn?«

»Ich nehme an, zur Oberschwester oder zur Krankenhausverwaltung.«

Als die Helferin daraufhin ebenfalls aus dem Zimmer stürmte, rief ihr Diane nach: »Star braucht Hilfe.« Aber die Hilfsschwester drehte sich nicht einmal um.

Als Diane vor die Tür trat, meinte der Polizist, bevor sie selbst etwas sagen konnte: »Ich bewache nur die Tür. Ich wechsle keine Bettpfannen.«

»Natürlich nicht«, sagte Diane mit der sanftesten Stimme, die ihr zur Verfügung stand. »Und das sollen Sie auch nicht. Ich möchte nur, dass Sie die Gurte lösen, damit sie ins Badezimmer gehen und sich sauber machen kann.«

Er seufzte und legte sein Buch wieder unter den Stuhl. Diane sah, dass es ein Western war. Dann ging er ins Zimmer, blieb aber nur so lange, bis er ihre Gurte gelöst hatte. Diane dankte ihm und half Star aus dem Bett. Auf den Laken und der Rückseite ihres Nachthemds war ein großer nasser Fleck zu sehen.

»Also Sie sind Franks Freundin«, sagte Star, als sie ins Badezimmer ging.

»Wir gehen miteinander aus«, antwortete Diane.

»Schlafen Sie auch mit ihm?«

»Das geht dich gar nichts an«, sagte Diane freundlich und hörte, wie Star leise lachte.

»Ich nehme eine Dusche«, sagte sie.

»Werden dann nicht deine Verbände nass?«, fragte Diane.

»Ich drehe nur die Dusche auf und wasche meinen Körper ab. Sie werden dann nicht nass. Nicht dass diese Schlampe die auch noch wechseln muss.«

»Hast du noch ein paar Pyjamas dabei?«

»In der Schrankschublade. Dort liegt auch frische Unterwäsche.«

Diane war froh, dass Star immer noch auf ihre Reinlichkeit und persönliche Würde bedacht war. Verzweifelte Menschen geben bekanntlich als Erstes ihren Stolz auf.

Vielleicht hatte sich Star gar nicht umbringen oder lebensgefährlich verletzen wollen. Vielleicht wollte sie einfach aus dem Gefängnis herauskommen oder Aufmerksamkeit erregen. Allerdings bemerkte Diane, dass ihre Verbände den halben Unterarm bedeckten, ein ernstes Zeichen. Oft schnitten sich potenzielle Selbstmörder ihre Handgelenke der Länge nach entlang der Ader auf, um möglichst schnell zu verbluten. Das galt wohl auch für Star. *Sie musste einen ungeheuren emotionalen Schmerz empfinden, um sich so etwas mit einem stumpfen Werkzeug anzutun.*

Diane holte einen Pyjama und einen Slip aus dem Schrank und wartete vor der Tür des Badezimmers. Plötzlich kam ein Krankenpfleger mit frischer Bettwäsche herein, um das Bett zu richten. Diane schaute ihm zu, wie er die schmutzigen Betttücher entfernte, die Plastikmatratze säuberte und das Bett neu bezog. Er arbeitete schnell und sagte dabei kein Wort. Er nickte Diane nur kurz zu, als er das Zimmer verließ. Star war nun bereit, sich anzuziehen, und hielt die Hand aus der Tür. Diane reichte ihr ihre frische Kleidung.

Als Frank zurückkam, war Diane gerade dabei, Star in ihr Bett zu packen. Sofort kam auch der Polizist herein, um sie wieder anzugurten.

»Warum lassen sie die nicht offen, solange wir da sind?«, fragte Frank.

»Ich folge nur meinen Anweisungen«, sagte er und ging zurück auf seinen Posten.

Frank schüttelte den Kopf. »Wenn das vorbei ist ...« Er wurde von einer Schwester unterbrochen, die den Raum betrat.

Diane war auf eine weitere unfreundliche Pflegerin gefasst

gewesen, aber diese Frau war ausgesprochen freundlich. Sie war schlank, Anfang dreißig, hatte hellbraune Haut und kurze Haare. Sie wirkte äußerst kompetent und sprach mit Star, als ob sie sich wirklich um ihr Wohlempfinden Sorge. Auf ihrem Namensschild stand »Lorraine Washington«, und sie war eine ausgebildete Krankenschwester und keine Helferin.

»Wie geht es Ihnen?«, fragte sie, als sie Stars Blutdruck und Puls maß.

»Ich bin okay«, antwortete Star.

»Ihr Blutdruck ist ein wenig niedrig.« Die Schwester maß ihre Temperatur. »Und Sie haben etwas Fieber. Wenn Sie das nächste Mal müssen, möchte ich, dass Sie etwas Urin für mich sammeln.« Sie stellte einen Probenbecher auf den Nachttisch.

»Mir geht es gut, wirklich«, sagte Star. »Es ist nur: Wenn ich muss, dann muss ich eben.«

»Wie oft hat man Sie schon warten lassen?«

Star zuckte die Schultern. »Nur abends. Diese Schwester von vorhin mag mich einfach nicht. Tagsüber, oder wenn Onkel Frank da ist, ist alles in Ordnung.«

»Von jetzt an wird das nicht mehr passieren. Ich möchte, dass Sie möglichst viel trinken.«

»Das macht das Ganze ja nur noch schlimmer.«

»Nein, das wird Ihnen gut tun.«

»Glauben Sie wirklich, dass der Polizist alle halbe Stunde hereinkommt und mir etwas zu trinken gibt?« Star versuchte ihre angegurteten Arme zu heben.

Schwester Washington lächelte. »Ich verstehe, was Sie meinen. Ab jetzt werden wir öfter nach Ihnen sehen und Ihnen etwas zu trinken geben. Mögen Sie Saft?«

»Orangensaft.«

»Wie wäre es mit Preiselbeersaft?«

»Ich weiß nicht recht.«

»Ich werde dafür sorgen, dass Sie den ab und zu kriegen. Der ist gut für Ihre Blase.« Sie tätschelte ihren Arm und ging.

»Also, Onkel Frank, du musst denen aber ganz schön den Marsch geblasen haben.«

»Ich habe mit einigen Leuten ein ernstes Wort geredet. Ich glaube nicht, dass dies die erste Beschwerde über diese spezielle Schwesternhelferin war.« Er beugte sich vor, fasste durch die Bettdecke nach ihrem Fuß und schüttelte ihn. »Geht es dir gut?«

»Aber sicher. Ich habe mir selbst die Arme aufgeschlitzt, und jetzt jucken sie und tun weh, ich habe gerade über mich drübergepisst, meine Familie ist tot, und die ganze Welt denkt, dass ich sie umgebracht habe.«

»Nicht die ganze Welt«, sagte Frank.

»Sie haben mir gesagt, dass sie mich als Erwachsene anklagen werden. Mein ganzes Leben hat mir jeder erzählt, ich sei ein Kind, und jetzt entscheiden sie, dass ich erwachsen bin, weil mich das in noch größere Schwierigkeiten bringt.«

»Ich bezweifle, dass es überhaupt zu einem Prozess kommen wird. Wir werden zuvor herausfinden, wer es wirklich getan hat«, sagte Frank mit solcher Überzeugung, dass selbst Diane ihm glaubte.

»Ändert das irgendwas?«, sagte Star. »Sie werden immer noch tot sein, und Leute wie diese Schlampe von Hilfsschwester werden immer noch glauben, dass ich es war.«

»Ich habe übrigens gerade erfahren, dass diese Schwesternhelferin eine gute Freundin von Crystal ist«, sagte Frank. »Ich hatte schon vorher das Gefühl, sie von irgendwoher zu kennen.«

Star verdrehte die Augen. »Das erklärt vieles – zum Beispiel, warum sie so dumm wie Bohnenstroh ist.«

»Und wie hast du die Leute hier behandelt?«, fragte Frank.

»Besser als die mich.«

»Warum versuchst du nicht einfach ein bisschen höflich zu ihnen zu sein und nicht immer herumzufluchen? Du musst ja nicht gleich mit ihnen Freundschaft schließen, ein wenig Höflichkeit würde schon genügen – immerhin sind sie mit Nadeln bewaffnet.«

Star schenkte ihm ein halbes Lächeln und wandte sich dann Diane zu: »Frank hat mir erzählt, Sie hätten bereits Crystal und ihren Mann kennen gelernt. Sind sie nicht eine tolle Nummer? Crystal ist so stolz auf ihren Gilroy, ihren Bubi. Er dürfte etwa fünfzig Jahre jünger sein als sie.«

»Eher fünfzehn«, berichtete Frank.

»Sie zeigt ihn überall herum, als sei er ein Preis, den sie gewonnen hat. Wenn er der Hauptgewinn war, wäre ich bei diesem Wettbewerb ungern Zweiter geworden.«

Diane musste über Star lachen, ebenso wie Frank. Sie konnte wirklich ausgesprochen witzig sein. Diane versuchte, sie sich in einem Blutrausch vorzustellen, aber sie konnte einfach nicht glauben, dass sie ihre Eltern umgebracht haben könnte.

»Ich habe im Fernsehen gehört, dass sich Dean gestellt hat. Stimmt das wirklich?«

»Wir haben etwas nachgeholfen«, sagte Frank.

»Sieht ihm ähnlich. Wie war er drauf?«

»Er brauchte ein gutes Essen und einen Platz zum Schlafen«, sagte Frank.

»Das geschieht ihm recht. Er hat mich im Stich gelassen. Als er das von meinen Eltern hörte, bekam er es mit der Angst zu tun und versuchte sogar, meine Münzsammlung zu stehlen. Wir wollten eigentlich nach Kalifornien gehen. Er hat erzählt, er kenne da einen, der uns als Statisten beim Film unterbringen könne. Das wäre wirklich Spaßig gewesen.«

»Star«, sagte Frank. »Kannst du uns etwas über Jays

Freunde erzählen?«

Sie drehte den Kopf und schaute aus dem Fenster in den nächtlichen Himmel.

Diane nahm ihre Hand.

»Star, wir brauchen deine Hilfe. Wir möchten den Menschen unbedingt finden, der deiner Familie das angetan hat.«

Star schaute Diane prüfend an: »Sie glauben nicht, dass ich es war?«

»Nein.«

»Warum?«

»Frank glaubt dir, und ich vertraue seinem Urteil – und du bist nicht groß genug.«

Frank riss den Kopf herum und schaute Diane an. Star bekam ganz runde Augen. »Nicht groß genug? Was soll das denn heißen?«

»Die Person, die deinen Bruder erschossen hat, war größer als du und Dean.«

»Wie können Sie das wissen?«, fragte Star.

»Aus der Flugbahn der Kugel. Der Schütze muss größer gewesen sein, und du kannst auch nicht bergauf gestanden haben, weil es um Jays Todesort herum nicht die geringste Erderhebung gibt.«

»Wenn Sie das wissen, warum nicht die Polizei?«, fragte Star.

»Weil sie das dort im Moment nicht hören wollen und ohne Zweifel versuchen werden, diese Unstimmigkeit wegzuerklären. Aber sie ist eine Tatsache. Star, ich kann dich nicht über den Verlust deiner Familie hinwegtrösten. Dir ist etwas Furchtbares passiert, aber du stehst das durch und wirst dein Leben leben. Es wird hart sein und eine ganze Weile dauern. Du musst die Dinge im Gedächtnis bewahren, die du an ihnen geliebt hast, und nicht immer an ihren Tod denken.«

Star schaute wieder weg, aber Diane nahm ihr Kinn und

drehte ihr Gesicht zu sich her.

»Frank hat Recht. Wir finden heraus, wer das getan hat. Und selbst wenn du vor Gericht erscheinen musst, bevor wir den wirklichen Mörder aufspüren, wirst du nicht verurteilt werden. Die ermittelnde Kommissarin hat zu viele Fehler gemacht. Sie ließ es zu, dass fremde Leute den Tatort betreten, und sie hat wichtige Indizien übersehen. Sie haben nur zwei Tatsachen, die gegen dich sprechen. Du hast vor einem Jahr die Pistole deiner Mutter entwendet, und in deinem Besitz fanden sich jetzt einige Münzen. Für beides gibt es aber eine Erklärung.«

»Die haben mir gehört. Du weißt das doch, nicht wahr, Onkel Frank?«

Frank nickte. »Deine Eltern hatten sie für die Finanzierung deiner Ausbildung bestimmt. Aber es stimmt, sie gehörten wirklich dir.«

Stars Gesicht hellte sich auf. »Sie haben doch eigentlich gar nichts in der Hand. Ich meine, es waren meine Münzen, und ich habe sie schon vor Wochen mitgenommen. Crystal lügt, wenn sie das Gegenteil behauptet. Das mit der Pistole war doch auch erledigt. Mom und Dad haben sie vor einem Jahr zurückbekommen und danach weggeschlossen.«

»Nein, sie haben tatsächlich gar nichts in der Hand. Aber wir müssen dir einige Fragen stellen, damit wir dir helfen können. Wirst du sie beantworten?«

Star nickte.

»Star«, sagte Frank, »wir müssen wissen, warum Jay in dieser Nacht so spät noch draußen war. Kennst du Freunde von ihm, die er getroffen haben könnte?«

Star runzelte die Stirn. »Ich verstehe auch nicht, was er da draußen wollte. Das war überhaupt nicht seine Art. Er war manchmal sogar richtig wütend auf mich, weil ich immer in Schwierigkeiten war und er deshalb das brave Kind in der

Familie sein musste. Auch keiner seiner Freunde, die ich kenne, wären um diese Zeit noch draußen gewesen. Aber ...«

»Aber was?«, fragte Frank.

»Jay hing gerne mit älteren Jungs herum. Die haben ihn immer sehr beeindruckt. Nun ja, das ist wohl bei allen Jungs so. Vielleicht hatte er Freunde, von denen keiner von uns etwas wusste. Aber ich kenne keine. Er war bei den Pfadfindern, ging in die Schule, die Kirche und spielte Fußball. Dort hatte er auch seine Freunde.«

»Jay hat dir nie anvertraut, mit welchen älteren Jungs er gerne herumhing?«, hakte Frank nach.

»In der letzten Zeit war ich ja viel zu selten daheim, als dass er mir viel hätte anvertrauen können. Er ging gerne jagen und zelten. Solche Sachen. Vielleicht können dir seine Freunde mehr erzählen.«

»Wenn dir noch etwas einfällt, lass es uns wissen«, sagte Frank.

Eine Lautsprecherstimme verkündete das Ende der Besuchszeit. Frank küsste Star zum Abschied auf die Wange, bevor er und Diane aufbrachen.

»Du hast bisher noch nie etwas über die Körpergröße des Täters gesagt«, wunderte sich Frank.

»Das ist mir gerade erst klar geworden. Ich glaube fast, ich lasse nach. Ich erinnere mich, dass ich die Flugbahnbestimmung im Autopsiebericht gelesen habe, und jetzt habe ich plötzlich das Gelände vor mir gesehen, wo man Jays Leichnam fand. Weder Star noch Dean können den Schuss auf Jay abgefeuert haben. Sie sind beide nicht groß genug dafür.«

Sie verließen das Krankenhaus, und Frank fuhr Diane zurück zu ihrem Auto vor dem Museum. Als sie gerade aussteigen wollte, beugte sich Frank zu ihr hinüber und küsste sie. »Ich

möchte dich morgen Abend zum Dinner ausführen. Sie werden Star zurück ins Gefängnis bringen. Und außerdem brauchen wir beide mal eine schöne Abwechslung.«

»Das klingt gut. Aber wir sollten erst einmal abwarten, wie es morgen an der Grube weitergeht. Vielleicht lassen wir uns einfach eine Pizza kommen und schauen zusammen Fernsehen oder so etwas Ähnliches.«

Er küsste sie noch einmal. »Das klingt auch gut – vielleicht sogar besser.«

Diane stieg in ihr Auto und fuhr zurück in ihr Apartment. Sie stellte ihren Wagen auf einen Stellplatz direkt vor dem Hauseingang. Beim Aussteigen hatte sie das Gefühl, irgendetwas Wichtiges im Museum versäumt zu haben. Außerdem fragte sie sich, wie sie dem Vorstand dieses neue »Museumsprojekt« erklären sollte. Vielleicht als Öffentlichkeitsarbeit. Der Gedanke ließ sie lächeln. Als sie sich der Außentreppe näherte und ihren Schlüssel herausholte, schlug sie jemand mit voller Wucht in den Magen.

Diane fiel zu Boden und schnappte nach Luft. Sie versuchte, sich auf Hände und Knie aufzurichten und gleichzeitig wieder zu Atem zu kommen. Ein schwerer Schuh traf sie mit voller Wucht in die Seite. Ein stechender Schmerz durchfuhr ihren Körper, und die Gewalt des Tritts warf sie rückwärts vom Gehweg. Hilflos rollte sie einen Grasabhang hinunter in die Dunkelheit. Nichts konnte ihren Sturz aufhalten, bis eine Buschgruppe sie auffing. Mühsam rappelte sie sich wieder auf. Sie wollte schreien, aber kein Ton drang aus ihrer Kehle. Verzweiflung und Angst ergriffen sie, als sie das Geräusch gedämpfter Fußschritte vernahm, die sich in der Dunkelheit auf sie zubewegten. Nur ein einziger Gedanke erfüllte sie in diesem Moment: Sie musste wegrennen, fliehen – nur fort von hier.

Nach zwei Schritten stolperte sie, fiel hin und rollte weiter den Hügel hinunter. Die Schritte kamen immer näher und wurden immer schneller. Wieder kam sie auf die Füße und begann zu laufen. Sie hielt Ausschau nach irgendetwas, das sie als Waffe benutzen konnte, aber in der Dunkelheit war nichts zu erkennen. Sie versuchte, noch schneller zu rennen – da griff etwas von hinten nach ihren Kleidern und hielt sie fest. Ihre Beine sackten unter ihr zusammen. Ein starker Arm legte sich um ihre Kehle. Sie wollte sich losreißen, trat nach hinten aus und griff nach dem Arm um ihren Hals. Sie merkte, dass ihr Angreifer Handschuhe trug. Mit aller Kraft bog sie einen seiner Finger zurück. Direkt neben ihrem Ohr hörte sie einen gedämpften Schmerzensschrei. Sie versuchte, ihm das Gesicht zu zerkratzen und ihm mit den Fingern in die Augen zu greifen, erwischte aber nur ein Stück Wolle. Sie machte weiter, in der Hoffnung, ihn blenden zu können. Sie trat und kickte ihm in die Beine, während sie sich drehte und wand, um von ihm

loszukommen. Sie traf ihr Ziel mehrere Male, wie sie an seinen unterdrückten Schmerzenslauten merkte. Sie biss ihn in den Arm, woraufhin er ihr in den Rücken schlug.

Eine Autotür schlug zu – zweimal. Zeugen. Hilfe. Sie versuchte, um Hilfe zu schreien, aber er stieß sie zu Boden und drückte ihr Gesicht ins Gras – fünf Sekunden ... zehn Sekunden ... eine Ewigkeit.

Plötzlich ließ er von ihr ab, rammte ihr noch ein letztes Mal sein Knie in die Rippen und rannte davon.

Fast blind vor Schmerz kam sie wieder auf die Füße, nahm dann aber sofort die Verfolgung ihres Angreifers auf. Sie sah ihn an geparkten Wagen vorbei die Straße hinunterrennen. Gerade als er in eine andere Straße einbog, konnte sie den Schmerz nicht mehr aushalten und blieb stehen.

Hilfe. Sie brauchte unbedingt Hilfe. Sie versuchte, im Licht zu bleiben, als sie zurück in ihr Apartmenthaus stolperte. Sie presste die Arme fest auf ihren Magen.

Sie schaffte es bis zur Haustür und dann sogar noch die Treppe hinauf bis zu ihrem Apartment. Dort merkte sie, dass er ihre Tasche mit den Schlüsseln mitgenommen hatte. Verdammter Hurensohn. Auch ihr Handy war jetzt weg. Sie schleppte sich wieder zurück ins Erdgeschoss und klopfte an die Tür der Hauswirtin.

»Ich komme schon, ich komme schon, Geduld, Geduld«, war eine gedämpfte Stimme aus dem Inneren der Wohnung zu vernehmen. Dann öffnete sich vorsichtig die Tür. »Oh, Sie sind es, Miss Fallon. Mein Gott, was ist passiert?«

»Jemand hat mich vor dem Haus überfallen. Meine Tasche ist weg und meine Schlüssel. Ich habe zwar Ersatzschlüssel, aber die sind in meiner Wohnung. Könnten Sie mich bitte in mein Apartment lassen?«

»Aber natürlich.« Sie verschwand für einen Moment, um den

Generalschlüssel zu holen. Als sie die Tür schloss, meinte Diane den Schwanz einer vorbeihuschenden Katze zu erkennen. Wenigstens ein Geheimnis, das sie heute Abend gelöst hatte.

»Jemand hat Sie hier bei uns angefallen?«, fragte die Hauswirtin. »Das mag ich aber gar nicht. Ich habe die Polizei gebeten, immer mal wieder bei uns vorbeizufahren, aber meinen Sie, die hören auf mich? Nein, im Fernsehen erzählen sie uns, was für eine tolle neue Polizeibehörde unser Bürgermeister aufgebaut hat. Nun, ich kann davon nichts erkennen.« Diane folgte ihr in den ersten Stock. »Ich habe befürchtet, dass so etwas geschieht. Ich habe oft zu Dorothy gesagt – sie ist eine Freundin vom Kosmetiksalon –, ich habe ihr oft gesagt, es sei nur eine Frage der Zeit, bis auch bei uns solche Verbrechen passieren, jetzt, wo Rosewood jedes Jahr größer wird und all diese jungen Leute aus Atlanta herziehen. Am Anfang habe ich ja den Bürgermeister noch unterstützt, als er von einer professionellen Polizeitruppe gesprochen hat, aber davon kann ich bisher noch nichts erkennen. Alles nur Gerede, und wir dürfen dann die Steuern zahlen. Wollen Sie, dass ich die Polizei rufe?«

»Ich rufe sie vom Krankenhaus aus an. Ich muss nur erst die Schlüssel aus meinem Apartment holen.«

»Das Krankenhaus? Sie sind verletzt, nicht wahr? Das wird so nicht gehen.« Sie öffnete Diane die Tür und folgte ihr in die Wohnung. »Soll ich Sie hinfahren? Das mache ich gern, ich kann aber auch meinen Neffen rufen.«

Diane fand ihre Schlüssel und wandte sich sofort wieder zum Gehen. »Nein. Vielen Dank. Ich kann noch fahren. Ich will mich nur vergewissern, dass keine Rippen gebrochen sind.«

Als sie die Tür abschloss, hörte sie, wie sich in dem Apartment gegenüber etwas regte. Sie eilte die Treppe

hinunter, so schnell ihre Schmerzen es ihr ermöglichten. Das Letzte, was sie jetzt brauchen konnte, war ein Gespräch mit Mrs. Odell über Marvin und seine Allergien. Die Hauswirtin folgte ihr nach unten, ohne dass ihr Redestrom einen Moment versiegt wäre. Diane wartete eine kurze Redepause ab, um sich noch einmal bei ihr zu bedanken. Sie schaffte es bis zu ihrem Wagen, stieg ein und blieb erst einmal einen Augenblick still sitzen, um wieder zu Atem zu kommen. Danach ließ sie den Wagen an. Sie wusste, dass ihre Verletzungen schwerer waren, als ihr lieb war.

Während der Fahrt fragte sie sich einige Male, ob sie nicht besser ihre Hauswirtin hätte fahren lassen sollen. Aber nach einer Zeit, die ihr wie eine Ewigkeit vorkam, sah sie endlich die Lichter des Krankenhauses vor sich. Sie stellte ihr Auto auf dem Parkplatz der Notfallstation ab und wankte zur Aufnahme. Immer wieder nach Luft ringend, erzählte sie der Dienst habenden Schwester, was ihr passiert war. Nachdem sie Namen, Adresse und ihre Versicherungsgesellschaft angegeben hatte, setzte sie sich ins Wartezimmer. Einen Moment dachte sie daran, Frank anzurufen, aber er hatte sowieso schon zu viel am Hals. Sie wollte ihm nicht noch weitere Aufregungen zumuten.

Sie musterte die anderen Wartenden, einen Mann, der einen blutigen Lappen um seine Hand gewickelt hatte, ein hustendes Kind, eine Frau, die ihren Knöchel mit einem Eisbeutel kühlte, und andere, bei denen sie nicht erkennen konnte, was ihnen fehlte. Als sie bemerkte, dass auch sie beobachtet wurde, fragte sie sich, wie sie wohl aussehe. Wenn sie aussah, wie sie sich fühlte, musste es ein schrecklicher Anblick sein. Ihr Rücken brachte sie beinahe um, und sie spürte pochende Schmerzen in ihren Rippen und ihrem Magen.

Sie fragte sich, wer wohl der Angreifer war. Ein

Straßenräuber? Oder hatte es etwas mit den Knochen zu tun, die sie ausgegraben hatte? Sie lehnte den Kopf an die Wand.

Als sie wieder wach wurde, merkte sie, dass einige der Wartenden bereits von Neuankömmlingen abgelöst worden waren. Das Kind und der Mann mit der blutenden Hand waren beide nicht mehr da.

Sie schrak zusammen, als sich plötzlich eine Hand auf ihre Schulter legte.

»Diane Fallon? Kommen Sie bitte mit. Können Sie gehen, oder brauchen Sie einen Rollstuhl?«

»Ich kann gehen.« *Gerade so.*

Sie folgte der Schwester ins Untersuchungszimmer. Eine weitere Schwester bat sie, ihr Hemd auszuziehen. An mehr als einem Dutzend Stellen waren geplatzte Blutgefäße, Beulen und Prellungen zu erkennen.

»Sie wurden angegriffen?« Die Schwester hörte ihr Herz ab und maß ihren Blutdruck.

»Ja. Jemand schlug mir in den Magen und trat mich in die Rippen und den Rücken. Das ist alles, woran ich mich im Moment erinnere.«

»Mhm. Jemand hatte Sie ganz schön in der Mangel. Haben Sie Schmerzen?«

»Es tut schon ganz schön weh.«

»Wir brauchen eine Röntgenaufnahme für den Arzt, und die Polizei wird auch mit Ihnen reden wollen. Für den Augenblick können Sie Ihr Hemd wieder anziehen.«

»Okay.« Diane bemühte sich, wieder in ihr Hemd hineinzukommen. Ihr Medaillon fehlte! »Mein Medaillon ist weg. Ich muss es suchen.«

»Die Polizei wird sich darum kümmern.«

»Nein, nein, Sie verstehen nicht. Meine Tochter hat es mir geschenkt. Es war eine Überraschung. Sie hat immer das

Schulzimmer ausgekehrt, wenn ich weg war, und dann die Schwestern dazu gebracht, es für sie zu bestellen. Sie hat es aus einem Katalog ausgewählt.« Diane begann zu weinen.

»Sie war erst sechs. Ich muss es finden. Verstehen Sie doch, sie ... sie ist gestorben, und sie hat es mir doch geschenkt.« Sie wusste, dass ihre Geschichte reichlich unverständlich klang, wenn man die näheren Umstände nicht kannte, aber sie konnte es in diesem Augenblick einfach nicht besser erklären. Die Frau musste sie für verrückt halten.

»Ich bin sicher, die Polizei wird es finden.« Die Stimme der Schwester klang ruhig und begütigend.

Hier im Untersuchungszimmer hat sie es bestimmt die ganze Zeit mit hysterischen Menschen zu tun.

Nach nun fast anderthalb Stunden brachte man sie endlich zum Röntgen. Erst nach einer weiteren halben Stunde führte man sie zum dienst habenden Arzt. Er teilte ihr mit, dass nichts gebrochen sei, dass sie aber über ihre rechte Niere ein wenig besorgt seien. Wahrscheinlich sei sie nur geprellt, aber er würde sie doch gerne diese Nacht hier behalten.

»In Ordnung«, antwortete Diane. Es dauerte noch eine Stunde, bis man sie endlich in ihr Einzelzimmer brachte. Zufällig lag es auf demselben Stock wie das von Star. Die ganze Nacht tauchte kein Polizist auf.

Die Stationsschwester gab ihr eines dieser Nachthemden ohne Rückenteil. Als sie den Büstenhalter auszog, fiel das Medaillon auf den Boden. Sie hob es auf und weinte. Die Kette war gerissen, konnte aber wieder repariert werden. Sie steckte es in ihr Kartenetui zu ihrem Führerschein und legte dieses unter das Kopfkissen.

Nach etwa einer Stunde kam eine andere Schwester herein, um ihr den Blutdruck zu messen. Es war Loraine Washington, die vorhin Star geholfen hatte.

»Habe ich Sie heute nicht schon einmal hier gesehen, als Sie jemand besucht haben?«

Diane erzählte ihr, was passiert war.

»Gleich nachdem Sie hier waren? Das ist ja schrecklich. Direkt vor der Haustür?«

»Vielen Dank, dass Sie sich so nett um Star kümmern. Eine Menge Leute haben sie im Moment auf dem Kieker.«

»Ich sage immer, ein Mensch ist so lange unschuldig, bis er schuldig gesprochen wird, und selbst wenn sich dann tatsächlich seine Schuld herausstellt, zeigt die Art, wie du ihn zuvor behandelt hast, was *du* für ein Mensch bist, und nicht, was *er* für ein Mensch ist.«

»Ein schöner Gedanke. Darf ich Sie zitieren?«

»Aber sicher.« Sie reichte Diane einige Tabletten und ein Glas Wasser. »Die sind gegen Ihre Schmerzen und lassen Sie einschlafen.«

Diane schluckte die Tabletten und legte sich auf ihr Kissen zurück. »Ich könnte etwas Schlaf gut gebrauchen.«

Sie hatte eigentlich Alpträume erwartet, aber soweit sie sich erinnerte, hatte sie überhaupt nicht geträumt. Als sie am Morgen aufwachte, tat ihr jede Bewegung weh. Trotzdem schaffte sie es bis ins Badezimmer. Sie duschte sich kurz ab, musste danach aber noch einmal ihre Unterwäsche von gestern anziehen. Sie hätte sich Kleidung zum Wechseln mitbringen sollen. Aber sie würde wahrscheinlich ohnehin heute entlassen werden.

Während sie unter der Dusche stand, hatte man ihr Frühstück gebracht, Müsli, Eier, Toast, Orangensaft und Kaffee. Sie aß das Müsli und trank den Saft. Als sie fertig war, betrat Izzy Wallace in Begleitung eines weiteren Polizisten den Raum. Izzy schaute etwas betreten drein.

»Ich wollte mich noch für das Missverständnis entschuldigen,

Dr. Fallon. Frank hat mir von Ihrem ... Ihrem Erlebnis erzählt. Außerdem tut es uns Leid, dass wir nicht schon gestern Abend kommen konnten. Heute Nacht war in der Stadt eine Menge los.«

Im Moment fühlte sich Diane für jede Auseinandersetzung viel zu schwach, und so nickte sie nur.

»Können Sie uns erzählen, was passiert ist?«

Diane schilderte den Überfall. Nein, sie habe sein Gesicht nicht erkennen können, aber es sei ein Mann gewesen. Woran sie das erkannt habe? Nun, die Art, wie er sich bewegte, und seine Stärke. »Und er war etwa 1,80 Meter groß«, sagte sie.

»Wie können Sie das so genau wissen?«, fragte Izzys Partner.

»Er war größer als ich. Außerdem rannte er an den Autos vorbei, die vor dem Haus standen, und so konnte ich seine Größe mit der der Autos vergleichen.«

»Haben Sie seine Stimme gehört?«

»Nein, er hat kein Wort gesagt. Er schrie zwar auf, als ich ihn trat, ihm den Finger zurückbog und ihn biss, aber er gab nichts von sich, woran ich ihn wieder erkennen würde.«

»Irgendwelche besonderen Gerüche? Ist Ihnen da etwas aufgefallen?«

Diane dachte einen Moment nach. »Nein, überhaupt nicht.«

»Sie sagen, er habe Ihre Tasche mitgenommen?«

»Ich nehme es an. Sie war danach weg.«

»Was befand sich darin?«

»Mein Scheckbuch, die Schlüssel, ungefähr 25 Dollar, mein Lippenstift und ein Notizblock.«

»Kreditkarte, Führerschein?«

»Die bewahre ich immer gesondert in einem Kartenetui auf. Das habe ich mir auf meinen vielen Reisen angewöhnt.«

»Kluger Entscheidung. Er hat wahrscheinlich die leere Tasche

irgendwo weggeworfen. Die finden wir vielleicht. Aber ich bezweifle, dass wir den Kerl selbst finden. Dafür haben wir viel zu wenig Anhaltspunkte.«

»Was ist, wenn es gar kein Raubüberfall war? Was, wenn es etwas mit den Knochen zu tun hatte?«

»Knochen? Ach so, den Knochen. Halten Sie das für möglich?«

»Ich weiß nicht. Möglich wäre es schon.«

»Hat Sie jemand in letzter Zeit bedroht?«

»Sie meinen, außer dem Bürgermeister? Nein.«

Izzy und sein Kollege schauten beide erneut etwas betreten drein.

»Es könnte vielleicht auch etwas mit dem Einbruch im Museum zu tun haben. Haben Sie eigentlich schon irgendwelche Anhaltspunkte, wer das gewesen sein könnte?«

»Nein. Wir stecken da in einer Sackgasse. Da nichts mitgenommen wurde ...« Er ließ den Satz unvollendet. Diane wusste sehr wohl, dass sie nichts unternommen hatten, aber sie konnte der Versuchung nicht widerstehen, ihn in Verlegenheit zu bringen.

»Wir tun, was wir können«, sagte er. »Eigentlich habe ich jetzt dienstfrei, aber ich werde zu Ihrem Haus hinüberfahren und mich dort einmal genau umschauen. Vielleicht hat er etwas fallen lassen oder jemand hat etwas gesehen.«

»Ich weiß das zu schätzen.«

»Es wäre besser, wenn Sie Ihre Schlösser auswechseln ließen«, meinte er dann noch zum Abschluss.

Nachdem sie gegangen waren, betrat ein Arzt das Zimmer, ein grauhaariger, athletischer Mann von Anfang sechzig.

»Dr. Fallon, es tut mir Leid, Ihnen unter diesen Umständen zu begegnen.«

Diane erkannte ihn als einen der Sponsoren ihres Museums

wieder.

»Dr. Renner, nicht wahr? Sie haben neulich auch an der Sponsorenparty teilgenommen.«

»Ja, ich war mit meiner Frau da, und es hat uns beiden ausgesprochen gut gefallen. Wir können es kaum erwarten, bis das Museum offiziell eröffnet wird. Wir wollen es nämlich unseren Enkeln zeigen. Diese Stadt braucht einen Ort wie diesen. Ich habe gehört, es gebe dort auch bald ein Restaurant.«

»Ja.«

»Das ist ja großartig«. Er schaute kurz auf das Krankenblatt. »Ich sehe hier, dass es letzte Nacht keine Komplikationen gab. Das ist gut. Sie haben ein paar geprellte Rippen und eine geprellte Niere. Nichts Ernstes. Etwas Bettruhe und eine kontrollierte Flüssigkeitsaufnahme, dann wird das schon wieder. Ich verschreibe Ihnen ein paar Tabletten gegen die Schmerzen.« Er überreichte ihr ein paar schriftliche Unterlagen. »Wir haben festgestellt, dass es besser ist, den Patienten eine Liste mit den notwendigen Verhaltensregeln mitzugeben. Befolgen Sie einfach die Instruktionen.«

»Danke. Heißt das, ich kann heimgehen?«

»Sicher. Aber das mit der Bettruhe war ernst gemeint. Und immer genug trinken. Aber Sie sollten auch nicht zu viel Flüssigkeit zu sich nehmen. Ich freue mich schon auf die Museumseröffnung und möchte, dass Sie bis dahin wieder voll in Form sind. Wann wird es eigentlich so weit sein?«

»Schon in einigen Wochen.«

»Großartig. Sie werden mich sicherlich oft dort sehen. Passen Sie auf sich auf, und wenn Sie irgendwelche Probleme bekommen – Blut im Urin, Schwindelgefühle, Kopfschmerzen –, rufen Sie mich an. Meine Karte mit Telefonnummer ist bei den Unterlagen.«

»Vielen Dank für Ihre Hilfe. Oh, einen Moment, Dr. Renner. Ich habe da noch eine Frage. Sie hat nichts mit meinem jetzigen Zustand zu tun. Gibt es viele Kinder, die Vegetarier sind?«

»Mehr, als man denkt, und eher zu viele, wenn Sie mich fragen. Kinder in der Wachstumsphase brauchen eine ausgewogene Ernährung, und das ist als Vegetarier gar nicht so einfach. Es reicht nicht, einfach nur Gemüse zu essen. Natürlich sind einige Kinder allergisch gegen bestimmte Nahrungsmittel, manchmal auch gegen Fleisch. Allerdings sind echte Nahrungsmittelallergien gar nicht so häufig. Was viele Leute Allergien nennen, sind in Wirklichkeit Empfindlichkeiten. Allerdings sind tatsächlich einige Kinder – und Erwachsene – allergisch gegen Rinder-und Milchprodukte, dazu gehört auch das *Fleisch* der Rinder.«

»Allergien.« Daran hatte sie noch nicht gedacht. Das könnte vielleicht sogar bei der Identifizierung des Toten helfen. Vielleicht hatte er eine Nahrungsmittelallergie.

»Vielen Dank, Doktor. Bitte rufen Sie mich an, wenn Sie das Museum besuchen wollen, dann führe ich Sie und Ihre Familie herum.«

»Das mache ich ganz bestimmt. Vielleicht können wir einige der Abteilungen besichtigen, wo Sie die Modelle und Exponate zusammenbauen.«

»Ich glaube, Ihnen würde das Konservierungslabor gefallen. Das zeige ich Ihnen gerne.«

Nachdem er gegangen war, zog sich Diane an. Erneut ärgerte sie sich, dass sie keine saubere Kleidung mitgenommen hatte. Während sie auf die Krankenschwester mit den Entlassungspapieren wartete, ging sie den Gang hinunter, um nach Star zu sehen. Sie war nicht der einzige Besucher. Crystal und ihr Mann Gil waren bereits da.

Wache«, schrie Star, »werfen Sie diese Leute hier raus.«

Aber die Wache war nicht auf ihrem Posten. Diane betrat das Zimmer. Crystal stand mit einem Bündel Papier an Stars Bett und versuchte, dieser mit Gewalt einen Kuli in die Hand zu drücken.

»Sie gehen jetzt besser«, sagte Diane. »Sonst bekommen Sie mehr Ärger, als Sie sich vorstellen können.«

»Na, wenn das nicht Franks Knochenfrau ist. Ich habe im Fernsehen gesehen, dass Sie in Abercrombies alter Kadavergrube herumgraben. Was machen Sie eigentlich hier?«

»Sie aus Stars Zimmer jagen.«

»Das ist meine – Enkelin.« Sie verschluckte sich fast an dem Wort.

»Sie will, dass ich ihr Moms und Dads Besitz überschreibe«, sagte Star.

»Das stimmt nicht. Das hier wird nur dafür sorgen, dass ich auf ihr Geld aufpassen kann, damit die Anwälte nicht alles kriegen. Ich habe ihr das genau erklärt.«

»Selbst wenn Sie sie zu einer Unterschrift zwingen, wird Ihnen das nichts nützen. Sie wäre ungültig, denn sie ist noch minderjährig.«

»Nicht mehr. Sie werden gegen sie nach Erwachsenenrecht verhandeln.« Crystal bekräftigte ihren eigenen Satz mit einem heftigen Nicken.

»Das bedeutet aber nicht, dass sie bereits volljährig ist. Was Sie machen, nennt man Nötigung einer Minderjährigen. Und jetzt verschwinden Sie besser, bevor ihr Vormund auftaucht und Sie hinauswirft.«

»Ich habe größere Rechte, hier zu sein als Sie.«

»Du hast überhaupt kein Recht, hier zu sein.« Frank stand in

der Tür und funkelte die McFarlands an.

Als Crystal sich Frank zuwandte, konnte Diane einen Satz auf einem von Crystals Papieren entziffern.

Ohne weiter nachzudenken, riss sie ihr dieses Blatt aus der Hand.

»Hey, du verdammtes Miststück! Was soll das werden? Gib das zurück.«

Diane stürzte an ihr vorbei und schaffte es bis zu Frank, obwohl Crystal und Gil sie festzuhalten versuchten. »Hier geht es nicht nur um die Überschreibung von Besitz, die zweite Seite ist ein Geständnis.«

Star schrie aus vollem Hals: »Du verdammte Scheißschlampe! Hau bloß ab und nimm deinen Bubi mit.«

Die Wache, ein älterer, stämmiger Mann, stürzte ins Zimmer. »Was geht denn hier vor? Was machen Sie alle hier?«

»Diese beiden haben sich hier hereingeschlichen und versucht, Miss Boone dazu zu zwingen, ein Geständnis zu unterzeichnen«, sagte Frank und zeigte dem neuen Wachmann seine Dienstmarke. »Ich bin Miss Boones Vormund.«

»Wir besuchen nur unsere Enkelin.«

»Sie ist nicht meine Großmutter. Sie ist nur eine alte Nutte, die keinen anderen mehr zum Ficken kriegt als diesen arschlosen Schwachkopf.«

»Star«, sagte Frank. »Es reicht.«

»Stimmt doch aber. Schaut ihn euch an. Er ist so dünn, dass es aussieht, als ob ihm jemand seinen Arsch abgeschnitten hätte. Ein Paar enge Jeans sind ihm immer noch viel zu groß.«

»Jetzt reicht es«, wiederholte Frank.

»Du landest auf dem elektrischen Stuhl, meine Kleine, auf dem elektrischen Stuhl ...«, trällerte Gil McFarland, zog eine Grimasse und beugte seine schwächliche Gestalt in ihre Richtung.

»Das war's dann. Raus hier.«

Frank packte Gil am Arm und beförderte ihn aus der Tür hinaus.

»Das gilt auch für dich, Crystal.«

»Das letzte Wort ist hier noch nicht gesprochen.« Crystal spuckte aus und marschierte aus dem Zimmer.

Der Wachmann stand eine Weile da, als ob er auf jemanden wartete, der ihm sagte, was hier zu tun sei. »Ich bin gerade erst vor einer Stunde hier eingetroffen«, sagte er. »Sie müssen beobachtet haben, dass ich eine kleine Pause gemacht habe.«

»So wird es gewesen sein«, sagte Frank.

Der Wächter nahm wieder seinen Posten vor der Tür ein, und Frank wandte sich an Star. »Was habe ich dir über deine große Klappe gesagt?«

»Sie haben damit angefangen. Crystals Klappe ist schlimmer als meine.«

»Eine Schwester hat mir gestern etwas Kluges gesagt. Man solle sich immer nach den eigenen Grundsätzen richten und nicht nach denen anderer Menschen. Du solltest dir überlegen, was für ein Mensch du sein möchtest, bevor du den Mund aufmachst«, sagte Diane.

»Sie sind nicht meine Mutter.«

»Star!«, sagte Frank. »Diane hat wegen dir schon ganz schön viele Unannehmlichkeiten gehabt. Du solltest ihr mit etwas mehr Respekt begegnen.«

Wenn man Star so ansah, wie sie da schmollend und mit zerzausten Haaren angegurtet in ihren Kissen lag, wäre man wohl nicht überrascht gewesen, wenn plötzlich ein Exorzist den Raum betreten hätte.

»Verstehst du denn nicht? Nichts kann mir helfen. Nichts. Wenn sie mich ins Gefängnis stecken, habe ich wenigstens einen Platz zum Leben.«

»Star, du hast einen Platz zum Leben.«

»Wo? Ganz allein in diesem Haus? Das will ich nie mehr betreten.«

»Bei mir – und Kevin, wenn er bei mir ist. Du hast ein Zuhause. Wenn das alles vorbei ist, gehst du zurück auf die Schule und machst deinen Abschluss. Danach kannst du dir überlegen, ob du aufs College gehen willst. Ich kann dir ein neues Leben verschaffen. Aber du musst mir dabei helfen.«

Star blickte ihn ganz lange an. »Du meinst, du würdest mich bei dir leben lassen?«

»Natürlich. Wir kennen uns doch schon eine Ewigkeit, und dein Vater war mein bester Freund. Du bist für mich wie eine Nichte – oder eine Tochter. Also, könntest du dich jetzt etwas beruhigen?«

»Hast du sein Gesicht gesehen, als ich ihn einen arschlosen Schwachkopf genannt habe?«

»Star.«

»Ist schon recht.«

»Wie fühlst du dich heute?«

»Ich würde mich besser fühlen, wenn ich nicht ans Bett gegurtet wäre. Ich würde gerne aufstehen und etwas herumlaufen. Jedes Mal, wenn ich aufstehe, wird mir schwindlig.«

»Ich habe mit den Ermittlern gesprochen. Sie glauben, dass bei dir Fluchtgefahr besteht. Es tut mir Leid. Ich weiß, es ist nicht fair.«

»Hast du ihnen nicht erzählt, dass meine Arme viel zu schwach sind, um einen Fluchtversuch zu unternehmen?«

»Daran habe ich nicht gedacht. Star, wenn es dir besser geht, möchte ich mit dir über einiges reden. Ich möchte, dass du dich therapieren lässt und mit den Drogen aufhörst.«

»Ich nehme keine Drogen.« Frank schaute sie prüfend an.

»Wirklich nicht. Manchmal rauche ich Marihuana, das ist alles.«

»Marihuana ist eine Droge.«

»Nein, nicht so wie Kokain oder Ecstasy. Es ist so wie Rauchen. Wusstest du, dass man Marihuana früher Mary Jane genannt hat? Ich habe das in der Schule gelernt.«

»Es zerstört deine Gehirnzellen. Haben sie euch das auch beigebracht?«

»Wir müssen uns nur darauf einigen, dass wir uns nicht einig sind.«

»Wir müssen einfach aufhören, solches Zeug zu rauchen.«

Die Schwester betrat das Zimmer. »Man hat mir gesagt, dass Sie Miss Boone besuchen würden«, sagte sie zu Diane. »Ich habe Ihre Entlassungspapiere dabei. Wenn Sie mitkommen, hole ich einen Rollstuhl, und Sie können heimgehen. Haben Sie jemanden, der Sie heimfährt?«

»Mein Auto steht vor dem Krankenhaus«, sagte sie.

Frank und Star starrten sie beide an.

»Worüber spricht sie eigentlich?«, fragte Frank.

»Ich habe die letzte Nacht hier im Krankenhaus verbracht. Jemand hat mich vor meinem Apartment überfallen. Aber mir geht es gut, nur ein paar blaue Flecken.«

»Warum hast du mich nicht angerufen? Bist du in Ordnung?«

»Ja, ich bin okay. Ich gehe jetzt heim. Ich muss Jonas anrufen und ihm mitteilen, dass ich später komme.«

»Sie werden schön zu Hause bleiben und sich ausruhen«, sagte die Schwester. »Das hat der Doktor angeordnet.«

»Ich fahre dich heim«, sagte Frank.

»Nein, mir geht's gut, wirklich. Bleib hier bei Star. Ich rufe dich später an.« Diane folgte der Schwester nach draußen.

»Ich komme gleich bei dir vorbei«, rief ihr Frank nach.

Im Hinausgehen war es Diane, als ob sie Star sagen höre, dass es ihr Leid täte.

Diane schaffte es nach Hause, aber die Treppe hinauf in den ersten Stock kam ihr heute besonders lang vor, und sie sehnte sich nach einem Aufzug. In ihrer Wohnung angekommen, verschloss und verriegelte sie die Tür, schluckte eine Schmerztablette, zog sich um und machte es sich auf dem Sofa bequem. Sie schaute Jonas' Nummer nach und rief ihn an. Nach einiger Zeit meldete sich der Anrufbeantworter. Sie legte auf, ohne eine Nachricht zu hinterlassen. Als Nächstes rief sie sein Handy an.

»Briggs hier.«

»Jonas, hier ist Diane. Ich komme etwas später zur Grabungsstätte, also sind Sie heute der Verantwortliche.«

»Das ist in Ordnung. Wir fangen gerade an. Sie klingen etwas angeschlagen. Geht es Ihnen gut?«

Diane erzählte ihm, was ihr gestern Abend passiert war, versuchte aber, die ganze Angelegenheit herunterzuspielen.

»Sind Sie sicher, dass Sie heute hierher kommen wollen? Sollten Sie nicht besser daheim bleiben und sich ausruhen?«

»Ich bin okay. Wirklich. Ein paar Prellungen, das ist alles.«

»Wenn sie Sie die ganze Nacht im Krankenhaus behalten haben, dann müssen das mehr als ein paar Prellungen sein.«

»Eine Niere war geprellt. Aber das ist wieder in Ordnung.«

»Ach, das ist alles? Die Niere ist ein äußerst wichtiges Organ. Ich denke, das verlangt Bettruhe. Wir kommen hier auch allein zurecht. Wir haben unseren Grabungsplan, und wir haben alle große Erfahrung.«

»Das weiß ich ja. Wie war es letzte Nacht bei den Abercrombies? Ich hoffe, niemand von denen hat Sie im Schlaf mit dem Messer bedroht.«

»Was? Nein. Hätten sie das sollen?« Diane musste lachen, und das tat weh. »Sie waren großartig. Unheimlich gastfreundliche Leute. Mrs. Abercrombie macht einen

fantastischen Schmorbraten. Luther ist zwar ziemlich sauer, dass jemand eine Leiche auf seinem Land abgeladen hat, aber seine Frau scheint die Aufregung zu genießen.«

»Sie können mich jederzeit anrufen, wenn Sie etwas benötigen«, sagte sie.

»Heißt das, dass Sie heute brav daheim bleiben und sich ausruhen?«

»Zumindest heute Vormittag. Dann sehen wir weiter.«

Nachdem sie mit Jonas gesprochen hatte, rief sie Andie im Museum an und musste die ganze Geschichte noch einmal erzählen.

»Das kann doch nicht wahr sein. Warum haben Sie mich nicht angerufen? Ich wäre sofort ins Krankenhaus gekommen. Ich wette, Sie hatten keinen Pyjama dabei und mussten so ein schreckliches Nachthemd ohne Rückenteil anziehen.«

»Das stimmt, ich hätte einen Schlafanzug brauchen können, aber ich habe die ganze Nacht durchgeschlafen und wurde heute Morgen entlassen und konnte mich dann daheim umziehen.«

»Hier läuft alles prima. Der Herpetologe bringt heute seine kleinen, niedlichen Reptilienfreunde mit.«

»Ich hoffe, ich habe keinen Fehler gemacht, als ich ihm erlaubte, einige lebende Schlangen und Eidechsen in seine Ausstellungsabteilung zu integrieren.«

»Er hat gemeint, sie seien alle klein und nicht giftig.« Andie schien zu wiederholen, was ihr der Herpetologe gesagt hatte, ohne es allerdings so ganz zu glauben.

»Er hat mir eine Liste vorgelegt, und ich habe sie genehmigt«, sagte Diane. »Wir müssen nur überprüfen, ob er nicht doch welche mitgebracht hat, die wir nicht in unserem Museum haben wollen.«

»Mit allem, was heute ansteht, werde ich fertig. Bleiben Sie

nur schön zu Hause und ruhen Sie sich aus.«

Diane gewann langsam den Eindruck, dass man sie nirgends benötigte. »Ich komme vielleicht später am Tag vorbei. Ich schaue mal, wie ich mich fühle.«

»Wenn nötig, kann ich Sie ja anrufen oder Ihnen eine E-Mail schicken. Bleiben Sie nur daheim. Sie werden mir morgen danken. Oh, Sie haben einen Brief von Ranjan Patel bekommen – derselbe, der bereits das Fax geschickt hat. Es ist eine weitere Kopie des gleichen Dokuments – nur besser lesbar.«

»Danke. Legen Sie es auf meinen Schreibtisch. Noch etwas?«

»Ach ja, Jonas hat mir telefonisch eine Botschaft für Sie durchgegeben. ›Läufer auf d6.« Er ließ es mich aufschreiben und ihm dann vorlesen. Ist das eine Art Code?«

»Nein. Wir spielen eine Partie Schach.«

»Oh. Das ist es also.«

»War das alles?«

»Ja, nur das Übliche. Nichts Weltbewegendes. Eine Menge Leute rufen an und erkundigen sich, wann die Museumseröffnung ist. Ein Reporter hat angerufen und gefragt, ob das Museum umziehen werde, nachdem es doch gerade erst renoviert worden sei.«

»Was haben Sie ihm geantwortet?«

»Nein.«

»Braves Mädchen. Also, ich melde mich.«

Diane legte auf, streckte sich auf der Couch aus und deckte sich mit einer Tagesdecke zu. Kurz vor dem Einschlafen fiel ihr ein, dass sie Frank nichts über Nahrungsmittelallergien erzählt hatte – ein weiteres Versäumnis, aber manchmal zahlen auch diese sich aus.

Sie wurde durch das Klopfen an ihrer Wohnungstür aus einem Traum gerissen, den sie liebend gerne weitergeträumt hätte.

Sie rannte gerade mit Ariel in den Armen durch den Dschungel.
Frank. Sie stolperte zur Tür, entriegelte sie und machte auf.

In der Tür stand Melissa. Der düstere Ausdruck auf ihrem Gesicht wurde durch die Schatten noch verstärkt, die die schwache Gangbeleuchtung warf.

»Sie haben mein Leben ruiniert. Wieso mischen Sie sich in mein Leben ein? Keiner hat Sie darum gebeten. Ich kenne Sie ja kaum.«

»Melissa? Was ...?« Diane fiel der Besuch von Lacy und Emily ein. »Kommen Sie herein.«

Melissa marschierte so forsch in die Wohnung, dass sie Diane dabei beinahe umgeworfen hätte.

»Wie kommen Sie dazu, den Leuten zu erzählen, dass Alix mich verprügeln würde?«

»Das habe ich den Leuten nicht erzählt.«

»Natürlich haben Sie das. Laura ist eine Wichtigtuerin, aber keine Lügnerin.«

»Nein, das ist sie nicht, und ich bezweifle, dass sie Ihnen erzählt hat, ich hätte behauptet, Alix würde Sie verprügeln. Ich habe allerdings weitergegeben, was jemand mir selbst erzählt hat, nämlich dass Alix Sie ab und zu schlägt und Ihnen blaue Flecke verpasst. Und ich habe Laura auch erzählt, dass ich nicht weiß, ob das wahr ist.«

»Es ist nicht wahr. Alix und ich sind Freunde. Was fällt Ihnen überhaupt ein, sich in mein Leben einzumischen? Was geht Sie das Ganze an?«

»Ich stand kurz davor, Mike Seger zu feuern, weil ich dachte, er misshandle Sie, und das sogar noch im Museum. Das machte es zu meiner Angelegenheit.«

»Niemand misshandelt mich. Sie haben meinen Eltern wegen nichts und wieder nichts Angst eingejagt. Ich bin eben sehr aktiv und bekomme leicht blaue Flecken.«

»Prima. Dann brauchen Sie das ja nur noch Laura zu erzählen. Außerdem muss ich mich wirklich fragen, warum Sie das Ganze dermaßen in Wut versetzt, dass Sie extra bei mir vorbeikommen. Das spricht eigentlich gegen Ihre Behauptung, dass die Geschichte nicht wahr sei.« Diane fühlte sich plötzlich ganz schwach auf den Beinen. Sie wankte zurück zum Sofa und setzte sich.

»Was ist los mit Ihnen? Sind Sie betrunken?«

Diane betrachtete Melissa einen kurzen Augenblick, wie sie da mit ihrem vor Wut geröteten Gesicht und geballten Fäusten vor ihr stand. »Nein, man hat mich heute Nacht hier vor dem Haus überfallen. Ich bin gerade aus dem Krankenhaus zurückgekommen.«

»Oh. Also, ich möchte, dass Sie sich in Zukunft aus meinen Angelegenheiten heraushalten.«

Kein Oh, *das tut mir aber Leid. Wie geht es Ihnen?* Diane lernte hier eine ganz neue, ausgesprochen ichbezogene Melissa kennen.

»Dann sollten Sie Ihre privaten Auseinandersetzungen in Zukunft nicht mehr im Museum austragen«, sagte Diane.

»Tue ich ja gar nicht. Alix ist wirklich tief verletzt. Wir hätten das Ganze gegen Sie einfach so laufen lassen sollen.«

»Was soll das nun schon wieder heißen?«

Aber Melissa drehte sich einfach um und ging. Auf dem Weg nach draußen wäre sie beinahe in Frank gerannt.

»Was war denn das?«, fragte er.

»Es wäre jetzt zu langwierig, diese ganze seltsame Geschichte zu erzählen. Wie geht es Star?«

»Sie scheint fast ein schlechtes Gewissen zu haben. Das ist für sie wohl eher ungewöhnlich. Ihr tut es wirklich Leid, dass sie dich angeblafft hat.«

»Aber sie hatte ja Recht. Ich bin nicht ihre Mutter.« Aber es

hatte doch wehgetan, musste Diane zugeben. Shakespeare wusste, wovon er sprach: »Dass sie empfinde, wie es schärfer nagt als Schlangenzahn, ein undankbares Kind zu haben.«

»Du hast es aber wirklich gut gemeint. Das muss sie respektieren lernen. Wie geht es dir? Erzähle mir von letzter Nacht. Warum hast du nicht angerufen?«

»Das habe ich dir doch schon gesagt. Und außerdem möchte ich von niemandem abhängig sein.«

»Erzähle mir, was passiert ist.«

Diane erstattete detailliert Bericht über die Ereignisse und zählte auf, an welche Einzelheiten über den Angreifer sie sich noch erinnerte. »Ich habe lange darüber nachgedacht. Ich glaube nicht, dass es ein zufälliger Überfall war. Als er floh, rannte er ganz gezielt die Straße hinunter und bog dann ab. Ich glaube, er wollte nicht, dass man sein Auto auf dieser Straße hier sah, und er wollte auch nicht irgendwen überfallen – ich glaube, er suchte nach mir.«

»Wegen der Knochen?«

»Das vermute ich. Man hat es im Fernsehen gebracht. Ich glaube, da ist jemand ganz schön in Panik.«

»Wenn er dich verletzt, wird man die Knochen doch trotzdem finden – man hat sie ja bereits gefunden.«

»Das stimmt. Aber vielleicht denkt dieser Mensch, dass ich die Verbindung zwischen diesen Knochen und den Boone-Morden hergestellt hätte und die Polizei dieser Spur nicht weiter nachgehen würde, wenn er mich außer Gefecht setzt. Die Polizei zeigt tatsächlich keinerlei Interesse an unseren Vermutungen. Sie haben ja Star. Vielleicht glaubt er, dass die Ausgrabungen aufhören, wenn er mich aus dem Weg geschafft hat.«

»Da gibt es immer noch mich«, sagte Frank.

»Ja. Ich weiß. Vielleicht hat er auch irgendwelche Pläne für

dich. Vielleicht habe ich aber auch Unrecht, und der Überfall geschah rein zufällig. Oder es war jemand, der mich von hier vertreiben will, damit man danach das Museum verkaufen kann.«

»Würde Grayson so weit gehen?«

»Ich glaube nicht. Er will nicht ins Gefängnis kommen. Ich halte ihn für einen Hai, aber nicht für einen Verrückten.« Diane schaute auf die Uhr. »Ich fahre jetzt zur Grabung und danach ins Museum.«

»Du wirst nichts dergleichen tun. Wenn ich dich vorhin recht verstanden habe, hat man dir Bettruhe verordnet.«

»Das höre ich jetzt schon den ganzen Tag, aber ich fühle mich gut und habe mich den ganzen Morgen ausgeruht.« Sie schaute hinüber auf die Tüten auf ihrem Couchtisch. »Was hast du denn da mitgebracht?«

»Ich dachte mir, du würdest dir heute bestimmt nichts zu essen machen, und deshalb bin ich an einem Restaurant vorbeigefahren. Wie wäre es mit Kartoffelsuppe und Salat?«

»Das klingt wirklich gut. Du hast dir doch aber auch selbst etwas mitgebracht, oder?«

»Cheeseburger mit Pommes frites.«

Frank packte das Essen aus, und beide setzten sich an den Küchentisch. Sie goss die Suppe in einen Becher, um sie dann ganz langsam hinunterzuschlürfen. Es war ungeheuer beruhigend zu spüren, wie die warme Flüssigkeit durch die Kehle rann. Auch der Salat war gut – genau das Richtige. Frank wusste, was in einer solchen Krise zu tun war. Sie fragte sich, wie ein Alltagsleben mit ihm wohl aussehen würde. Sie begann, sich an ihn zu gewöhnen, und das machte ihr Angst.

»Wie geht eigentlich die Grabung voran?«

»Ich habe Jonas heute Morgen angerufen. Alles lief bestens.«

»Gut zu wissen, dass Luther und seine Frau die Crew heute

Nacht nicht abgemurkst haben.«

Diane zog eine Grimasse. »Ja, ich war froh, seine Stimme zu hören.«

Nach dem Essen fühlte sich Diane bedeutend besser. »Ich schaue doch mal kurz bei der Abfallgrube vorbei. Du kannst mitkommen, wenn du magst.«

»Kann ich dir das ausreden?«

»Nein.«

»Dann fahre ich dich hin.«

Als sie dann zum Grabungsfeld marschierten, war sich Diane nicht mehr so sicher, ob ihre Entscheidung wirklich richtig gewesen war. Ihr ganzer Körper tat weh. Besonders die Kreuzschmerzen waren kaum auszuhalten. Es war heißer, als sie erwartet hatte, und der Schweiß floss ihr den Rücken hinunter.

»Mussten Sie unbedingt kommen?«, fragte Jonas besorgt.

»Ja«, antwortete Diane. »Ich bleibe auch nicht lange. Ich möchte mich nur einmal kurz umschauchen.«

Alle kamen sie jetzt herbei – die Mitglieder der Crew, Whit und der Sheriff – und fragten besorgt nach ihrem Befinden, und allen musste sie noch einmal kurz ihr nächtliches Abenteuer erzählen. Danach konnte sie sich endlich dem Fortgang der Arbeiten widmen.

Die Mannschaft war tatsächlich gut vorangekommen. In der ganzen Grube und den außen liegenden Bereichen hatten sie bereits die oberste Erdschicht abgetragen. Jetzt sah die Abfallgrube wie ein Mosaik aus Knochenreliefs aus. Die Skelettteile waren beinahe erdfarben, außer denjenigen, die dem Licht ausgesetzt waren, die waren grauweiß. Nur wenige waren völlig ausgebleicht.

Der menschliche Knochen, den sie gestern entdeckt hatte,

war jetzt völlig freigelegt. Es war ein rechter Oberarmknochen. Wie beim Schlüsselbein zeigten parallele Markierungen auf seinem Schacht, dass er von Ratten angenagt worden war.

»Ich habe ihn kurz vermessen«, sagte seine Ausgräberin. »Er ist etwa 37 cm lang. Aber das ist eine ungefähre Messung, denn ich hatte nur ein Maßband. Ich nehme an, Sie werden ein Knochenmessbrett benutzen.«

Diane nickte. »Ich brauche genaue Maße, aber es sieht so aus, als ob die Person so etwa 1,80 Meter groß war. Sehen Sie diese Muskelansätze hier? Er war ein kräftiger Bursche.«

»Sie glauben also immer noch, dass es ein Mann war?«

»Ich müsste das Becken sehen, aber bis jetzt sieht es für mich nach einem Mann aus.«

»Geht es Ihnen gut? Sie sind so blass.«

»Ich sollte wohl nach Hause gehen, denke ich. Wahrscheinlich hätte ich nicht hierher kommen sollen, vor allem das Laufen hat mir nicht gerade gut getan.«

»Dr. Fallon, ich glaube, wir haben ein Bein und einen Fuß gefunden.«

Diane schaute in die Richtung, aus der die Stimme gekommen war. Es war ein männliches Crewmitglied, das neben dem Sheriff an einer Grabungsstelle etwas außerhalb der Abfallgrube stand.

»Der Kerl ist anscheinend über die ganze Fläche verstreut«, sagte die Frau und stand auf, um zusammen mit Diane hinüberzugehen. Auch Frank und Whit eilten herbei, und alle betrachteten fast andächtig die ausgegrabenen Bein- und Fußknochen.

»Gute Arbeit«, sagte Diane.

»Danke«, sagte der Ausgräber.

»Sieht so aus, als hätten Sie noch ein Stück von ihm gefunden«, meinte der Sheriff.

Diane bückte sich und schaute sich die Knochen genauer an. Dann warf sie Whit einen fragenden Blick zu.

»Was ist los?«, fragte Frank und ließ die Augen zwischen Diane und Whit hin-und herwandern.

»Oh Gott«, sagte Whit. »Müssen wir das hier erwähnen?«

»Jetzt schon«, sagte der Sheriff und schaute ihn misstrauisch an.

»Es ist ein Bär«, sagte Diane. »Man hat ihm die Klauen entfernt. Gewildert, nehme ich an.«

»Das weiß ich nicht. Der Typ brachte ihn zu uns, und wir haben das Tier für ihn präpariert. Das ist etwa drei Jahre her, und ich habe Dad gesagt, dass wir beim nächsten Bär den Kunden fragen müssen, wo genau er ihn herhat.«

»Das sieht wirklich wie ein Mensch aus«, sagte der Sheriff.

»Bären laufen eben wie wir auf den Füßen«, sagte Diane.

»Ja, wie denn sonst?«, fragte der Sheriff.

»Hirsche laufen auf den Zehenspitzen, so wie die Pferde. Hunde und Katzen laufen meistens auf den Zehen, nicht auf ihren Fußsohlen.«

»Also, das habe ich nicht gewusst«, sagte der Sheriff. »Sie laufen auf ihren *Zehen*?«

»Hirsche haben längere und breitere Metapodien als wir, deswegen können sie das tun. Da der Bär auf den Fußsohlen läuft, sehen die Knochen – wenn die Klauen entfernt wurden – ziemlich menschlich aus.«

»Man lernt jeden Tag etwas Neues«, sagte der Sheriff. »Ist doch wahr, oder, Whit?«

Whit rollte mit den Augen.

»Du siehst recht müde aus«, sagte Frank und half Diane auf die Beine.

»Bin ich auch. Ich glaube, ich fahre nicht mehr ins Museum«, sagte sie. »Sie alle hier leisten großartige Arbeit.« Dann

brachte Frank sie zu seinem Wagen.

»Ich bin ein richtiges Weichei geworden«, sagte Diane.

»So ein Quatsch. Wir sind hier nicht im Film, wo sie einen zusammenschlagen und man ein paar Sekunden später wieder aufsteht und zurückprügelt. Dies hier ist die Realität. Ich bringe dich jetzt heim, und dort bleibst du, bis es dir wieder besser geht.«

»Du wirst von mir nichts Gegenteiliges hören.«

Als sie endlich Franks Wagen erreicht hatten, war Diane mit ihren Kräften fast am Ende. Er fuhr sie nach Hause. Diane klingelte erst einmal bei ihrer Hauswirtin, um zu fragen, ob die Schlösser ausgewechselt worden seien.

»Die Handwerker sind gerade gegangen.« Sie lächelte mitfühlend und reichte Diane zwei Schlüssel. »Ich hoffe, Sie fühlen sich besser. Es ist eine Schande, dass wir jetzt auch in dieser netten Gegend nicht mehr sicher sind.«

Diane ließ sich von Frank die Treppe hinauf in ihre Wohnung bringen.

»Ich muss noch einmal bei Star vorbeischaun. Die Ärzte wollen sie noch einen weiteren Tag dabehalten. Dann komme ich zurück und bleibe heute Nacht hier.«

»Ich glaube, du bist ganz froh, wenn du dich bald bei deiner Arbeit wieder etwas ausruhen kannst.«

Frank lächelte und gab ihr einen Kuss. »Wenn das alles vorbei ist, fahren wir weg und machen uns ein paar schöne Tage – nur wir beide. Angelst du gern?«

»Tue ich tatsächlich. Und du, würdest du nicht einmal gerne eine Höhle erforschen?«

»Vielleicht schließen wir einen Kompromiss und fahren ans Meer.« Er küsste sie noch einmal. »Übrigens, ich habe die Fälschungen nicht vergessen. Ich überprüfe gerade einige von deinen Mitarbeitern. Du erfährst es sofort, wenn ich etwas

herausgefunden habe.«

»Hast du eine heiße Spur?«

»Ich bin mir noch nicht ganz sicher. Schlafe jetzt. Ich bin bald zurück.«

Nachdem Frank gegangen war, machte es sich Diane auf der Couch bequem. Nach kurzer Zeit schlief sie ein. Stunden später weckte sie das Klingeln des Telefons. Sie hob ab und ließ ein verschlafenes »Hallo« hören.

»Diane? Ist das Diane Fallon?« Die Stimme am anderen Ende der Leitung klang völlig hysterisch.

»Ja. Wer ist da?«

»Star. Bitte kommen Sie sofort. Bitte. Es geht um Onkel Frank. Ich habe gerade erfahren, dass jemand auf ihn geschossen hat. Ich habe Angst, dass er tot ist. Bitte kommen Sie.«

Diane ließ den Hörer sinken und fiel zurück aufs Sofa. Ihr war übel, sie zitterte. Panik stieg in ihr auf. Sie eilte ins Badezimmer und übergab sich.

»Oh Gott, nein. Nein, nicht schon wieder. Bitte nicht. Bitte nicht schon wieder.«

Als der Panikanfall vorbei war, spülte sie sich den Mund aus und ließ sich kaltes Wasser über das Gesicht laufen. Sie hatte Star versprochen, so schnell wie möglich zu kommen. Im Augenblick war sie sich nicht einmal sicher, ob sie überhaupt fahren konnte. Ein Schritt nach dem anderen. Zuerst packte sie das Allernötigste in ihre Reisetasche. Man konnte ja nie wissen. *Ich darf nicht die Kontrolle verlieren*, sagte sie sich und versuchte, ihre zitternden Hände zu beruhigen. Danach eilte sie aus ihrer Wohnung die Treppe hinunter und hinaus zu ihrem Auto.

Sie erinnerte sich später nicht mehr daran, wie sie ins Krankenhaus gekommen war. Sie hatte wohl das Auto auf den Besucherparkplatz gestellt und war hinauf in den ersten Stock geeilt. Sie zitterte so sehr, dass ihr das Geradeauslaufen schwer fiel. Als sie Stars Zimmer betrat, weinte diese heimmungslos. Eine Schwester versuchte gerade, ihr ein Beruhigungsmittel zu geben.

»Können Sie ihr nicht diese Gurte abnehmen?«, fragte Diane.

»Ich habe den Polizisten da draußen gefragt, und er hat es nicht erlaubt. Nicht sehr viel Mitgefühl, der Herr.«

Star weinte und zog an den Gurten. Diane strich ihr übers Haar, während die Schwester ihr eine Spritze gab.

»Die wirkt sehr schnell«, sagte sie.

»Bitte finden Sie heraus, was mit ihm los ist«, sagte Star.
»Bitte sagen Sie ihm, er darf nicht sterben.«

»Das mache ich. Jetzt sofort. Ich weiß, es ist hart, aber versuche, ruhig zu bleiben. Die Spritze wird dir helfen.«

Beim Hinausgehen kam Diane an dem Wächter vorbei und sah, dass er immer noch seinen Western las. Sie konnte gerade noch dem Drang widerstehen, ihm das Buch aus der Hand zu reißen und durch den Korridor zu schleudern.

Die Schwester am Informationsschalter im Erdgeschoss teilte ihr mit, dass Frank noch im OP sei, und beschrieb ihr den Weg zum Wartezimmer. Dort traf sie auf Izzy Wallace und seinen Kollegen.

»Wie geht es ihm?«, fragte sie.

»Wir wissen es nicht. Er wird immer noch operiert. Es sah nicht sehr gut aus.«

»Was ist passiert?«

»Er hatte sich gerade etwas Geld aus dem Geldautomaten vor dem Krankenhaus geholt und war auf dem Weg zu seinem Auto, als dieser Schwarze an ihn herantrat, auf ihn schoss und seine Brieftasche raubte.«

Diane schaute Izzy fassungslos an. »Frank und ich haben anscheinend gerade wirklich eine Pechsträhne, finden Sie nicht?«

»Es gibt Zeugen, die das Ganze beobachtet haben.« Izzy klang, als ob er sich angegriffen fühlte. Er schien sie nicht zu mögen, aber das war ihr egal.

»Was genau haben die Zeugen erzählt?«

Izzy zögerte einen Moment, als ob er sich nicht sicher sei, ob er ihr weitere Auskünfte geben dürfe.

»Ein schwarzer Typ mit einer Baseballkappe und Rastalocken näherte sich Frank bis auf drei Meter, zog eine Pistole und schoss ihn nieder, gerade als er das Geld in seine Brieftasche stecken wollte. Der Täter hob die Brieftasche vom Boden auf und rannte davon. Er verschwand in der Dunkelheit. Das Ganze

ging sehr schnell. Zwei Personen wurden Zeugen des Überfalls – nun, eigentlich drei, aber eine Zeugin war ein kleines Mädchen, ein kleines schwarzes Mädchen.«

Die Art, wie *Izzy ein kleines schwarzes Mädchen* sagte, machte Diane misstrauisch. »Was genau hat sie denn gesagt?«

»Nun, natürlich wollte sie nicht, dass es ein Schwarzer war. Das ist verständlich. Sie ist ja noch ein Kind.«

»Also hat sie gesagt, der Täter sei nicht schwarz gewesen?«, drang Diane weiter in ihn. Sie musste ihm die ganze Sache offensichtlich aus der Nase ziehen.

»Ihre Beschreibung war ganz ähnlich – schwarze Haut und Rastalocken, aber sie sagte auch, dass er nicht wirklich schwarz gewesen sei.« Er schüttelte den Kopf. »Na ja, sie ist erst neun Jahre alt. Was kann man da anderes erwarten? Ich muss Sie noch etwas fragen – aber werden Sie nicht gleich böse, es ist meine Pflicht. Es geht um den Mann, der im Museum für Sie arbeitet. Wir sind ihm begegnet, als wir neulich dort waren. Die Beschreibung passt genau auf ihn. Wissen Sie, ob er etwas gegen Frank hat?«

»Wer?«, fragte Diane. »Kennen Sie seinen Namen?« Sie wusste, wen er meinte, wollte aber, dass er es selber aussprach.

»Ich meine den, der behauptet hat, man habe in sein Labor eingebrochen.«

Der, der behauptet hat, man habe in sein Labor eingebrochen. Zum Teufel mit dir, Izzy. Diane entschied sich, ihre Gedanken bei sich zu behalten, auch wenn ihr das schwer fiel. *Wenn ich keine Informationen von dir brauchen würde, würde ich dir deutlich machen, was ich von dir und deinem Spatzenhirn halte.*

»Korey, den Chefkonservator?«, fragte Diane mit gespielterm

Erstaunen. »Er kennt Frank kaum, und er hat einen untadeligen Leumund. Er verübt keine Überfälle an Geldautomaten.«

»Ich musste Sie das fragen. Die Beschreibung passt nun einmal genau auf ihn.«

Ein Gutes hatte es, mit Izzy reden zu müssen; der Adrenalinstoß, den ihr das Gespräch mit ihm verschaffte, half Diane gegen ihr Zittern.

Plötzlich kam ein Arzt auf Izzy zu. Diane hielt den Atem an.

»Eine Kugel ist ganz knapp an seinem Herzen vorbeigegangen, und eine andere hat seine Lunge durchbohrt. Er hatte Glück, dass er so nahe am Krankenhaus war, als es passierte. Zeit ist in solchen Fällen alles. Die Operation ist gut verlaufen. In den nächsten vierundzwanzig Stunden werden wir mehr wissen.«

»Doktor, Sie haben nicht gesagt, wie es wirklich steht«, sagte Izzy.

»Ich habe Ihnen alles erzählt, was ich weiß. Ich bin vorsichtig optimistisch.«

Diane beschloss, sich dieses *vorsichtig optimistisch* zu merken und diesen Ausdruck gegenüber Star zu gebrauchen.

»Ich muss Star besuchen«, sagte sie zu Izzy, als der Arzt gegangen war. »Sie war so hysterisch, dass sie ihr eine Beruhigungsspritze geben mussten. Solange ich weg bin, bitte ich Sie, einmal über alle diese eigentümlichen Zusammenhänge nachzudenken. George Boone findet den Knochen eines Menschen – und bevor Sie jetzt etwas sagen, ich *kann* einen menschlichen Knochen von dem eines Hirsches unterscheiden. Seitdem haben wir drei weitere Knochen an einer Stelle gefunden, die George und sein Sohn besucht haben, und zwar eine Woche, bevor sie das Schlüsselbein Frank übergaben. Kurz nachdem bekannt wurde, dass George im Besitz dieses Knochens ist, wird die ganze Familie ermordet. Eine Woche

später, gerade als ich beginne, diesen Fall zu untersuchen, werde ich direkt vor meiner Wohnung überfallen. Am nächsten Tag wird Frank niedergeschossen. Und jetzt rechnen Sie mal eins und eins zusammen.«

Danach machte sich Diane auf zum Fahrstuhl, um zu Star zurückzukehren. Eine Schwester in grünem Chirurgenkittel, die gerade etwas in den Notizblock auf dem Schreibtisch eintrug, drehte sich um und legte eine Hand auf Dianas Arm. »Das eben war Dr. Sampson. Er ist gerade aus dem Grady-Hospital in Atlanta zu uns gekommen. Wir haben großes Glück, dass er mit seiner ganzen Familie hierher gezogen ist. Ihr Freund ist in guten Händen.«

Diane lächelte und dankte ihr. Sie war eine hübsche Mitdreißigerin mit verschmitzten Augen. Man merkte, dass sie es verstand, mit Menschen umzugehen, Diane fühlte sich sofort besser. Das Grady-Hospital war eines der besten Notfallkrankenhäuser im ganzen Land – was nicht zuletzt an den vielen Schusswaffenopfern lag, die man dort Tag für Tag einlieferte.

Als sie in Stars Zimmer kam, war diese schon fast ruhig gestellt, schien aber immer noch gegen das Beruhigungsmittel anzukämpfen. *Zähes Mädchen*, musste Diane denken. Sie strich ihr übers Haar.

»Star.« Sie schlug die Augen auf. »Frank hat die Operation gut überstanden. Der Doktor meint, er komme wieder in Ordnung.« Sie hatte der Aussage des Arztes eine etwas positivere Wendung gegeben.

»Sind Sie sicher?«, brachte sie nur mit Mühe heraus.

»Ich habe es vom Doktor selbst gehört. Eine der Schwestern hat mir erzählt, dass er einer der besten Unfallchirurgen des Landes sei. Frank ist also gut versorgt.«

Star seufzte, und ihr Atem wurde ruhiger. Sie schloss die

Augen, machte sie aber sofort wieder auf. »Bleiben Sie noch eine Weile hier?«

»Klar.«

Diane rückte einen Stuhl neben Stars Bett und nickte darauf dann fast selber ein. Sie verließ das Zimmer erst, als sie sicher war, dass Star fest schlief.

Sie kehrte ins Wartezimmer im Erdgeschoss zurück. Izzy war im Gegensatz zu seinem Partner immer noch da. Er sprach gerade mit Jake Houser und zwei Männern in gedeckten Anzügen, die Diane nicht kannte.

»Dr. Fallon. Das ist ja furchtbar«, sagte Jake. »Sie haben mich mit dem Fall betraut, und ich versichere Ihnen, dass wir den Drecksack finden, der das getan hat. Das heißt allerdings, dass ich eine Zeit lang nicht im Museum Dienst tun kann ...«

Diane nickte. Sie hatte nichts dagegen einzuwenden. Frank hegte großes Vertrauen zu Jake. Deshalb war es wahrscheinlich gut, dass er den Fall bearbeitete. Danach stellte Jake sie den beiden Männern vor. Es waren Franks Boss und sein Partner aus Atlanta. Beide schauten düster drein und erweckten den Anschein, auf einer Beerdigung zu sein. Diane hätte ihnen beiden gerne ans Schienbein getreten. Sie merkte, dass sie immer noch unheimlich gereizt war.

»Frank hat uns eine Menge über Sie erzählt«, sagte sein Partner. »Ich bin froh, dass wir uns einmal kennen lernen. Frank ist ein zäher Bursche. Ich bin mir sicher, dass er es schafft.«

»Ich glaube, er kommt wieder völlig in Ordnung«, sagte sie und versuchte, ihren eigenen Worten zu glauben. Genau das wollten sie hören. Keinen Small Talk, nur *Frank wird durchkommen*.

»Oh«, sagte Izzy. »Wir haben das hier im Gebüsch gefunden.« Er reichte ihr ihr Handy. »Keine Spur von Ihrer Tasche.«

»Danke, ich nehme an, sie liegt irgendwo im Rinnstein.«

Danach musste sie wieder einmal erzählen, was ihr gestern zugestoßen war. Die beiden Polizeibeamten aus Atlanta waren augenscheinlich über diese auffallende Koinzidenz der Ereignisse verblüfft. Vielleicht würden sie Izzy ein wenig aufrütteln.

Sie verabschiedete sich und ging ins Schwesternzimmer, um zu fragen, ob sie Frank sehen könne, wenn er wieder aufwachte.

»Sind Sie mit ihm verwandt?«

»Nein, befreundet.«

»Es tut mir Leid, nur Familienmitglieder haben Zutritt. Seine Frau ist gerade bei ihm.« Die Schwester war kurz angebunden und drehte Diane jetzt den Rücken zu.

»Er hat keine Frau«, sagte Diane.

Die Schwester stutzte und funkelte Diane mit ihren schwarzen Augen an.

»Das ist wahrscheinlich seine Exfrau«, fuhr Diane fort. »Sie sind seit fünf Jahren geschieden, und sie ist auch seit fünf Jahren wieder verheiratet. Aber sie haben einen gemeinsamen Sohn, der wissen muss, wie es seinem Vater geht. Also geht es in Ordnung, dass sie ihren Exmann besucht. Aber da gibt es auch noch ein junges Mädchen hier im ersten Stock, deren ganze Familie ermordet wurde. Frank ist ihr Vormund, und auch sie muss wissen, wie es ihm geht. Wenn sie wirklich für das verantwortlich wäre, was ihrer Familie zugestoßen ist, würde Frank jetzt nicht da drin liegen.«

»Sind Sie Diane?«, fragte eine andere Schwester, die Dianas Brandrede aufmerksam verfolgt hatte.

»Ja.«

»Er hat nach Ihnen verlangt. Er ist ziemlich hartnäckig. Ich bin mir sicher, der Arzt erlaubt es Ihnen, ihn zu sehen.« Während sie sprach, blickte sie die erste Schwester an.

»Wenn der Doktor nichts dagegen hat ...«

In diesem Moment trat Cindy durch die Doppeltür, die zum Aufwachraum führte. Die erste Schwester blickte sie finster an, was Cindy allerdings gar nicht mitbekam. Sie ging direkt auf Diane zu, die erschrak, als sie die Tränen in ihren Augen bemerkte.

»Wie geht es ihm?«, fragte sie und hatte Angst vor der Antwort.

»Er sieht so blass aus. Aber die Schwester meint, es gehe ihm den Umständen entsprechend gut.«

»Und Kevin?«

»Er weiß es noch nicht. Er ist bei meiner Mutter. Ich wollte ihm nichts sagen, bevor ich ... ich Frank mit meinen eigenen Augen gesehen habe.«

»Das ist gut zu verstehen. Star ist ganz außer sich.«

»Das arme Kind. Wenn Frank etwas passiert, ist es für sie so schlimm wie für Kevin – in gewisser Hinsicht sogar schlimmer. Kevin hat eine Familie, die ihn liebt. Star ist ganz allein.« Cindy atmete tief durch und biss sich auf die Lippen. »Sagen Sie mir, wie es ihm geht.« Sie kramte in ihrer Tasche und zog eine Visitenkarte heraus. »Hier ist meine Handynummer.«

»Wenn es eine Änderung gibt, rufe ich Sie an.«

Alle feindseligen Gefühle, die Cindy seit ihrem letzten Gespräch gegen sie gehabt haben mochte, waren verflogen. Wenigstens etwas Gutes – Diane war der Wortgefechte müde.

Sie musste eine weitere Stunde warten, bis sie Frank sehen durfte. Sie war müde, und der hohe Adrenalinspiegel, der sie bisher schmerzfrei gehalten hatte, war wieder am Sinken. Sie hatte pochende Schmerzen im Rücken und in der Brust. Ihr taten jetzt sogar einige Muskeln weh, von deren Existenz sie zuvor noch nie etwas gemerkt hatte.

Als eine Schwester ihr mitteilte, dass sie jetzt zu ihm

hineindürfe, hoffte sie, dass sie nicht aussehe, als stehe sie kurz vor einem Zusammenbruch.

Cindy hatte nicht übertrieben. Frank sah tatsächlich schrecklich blass aus. Er war so weiß, dass man ihn hätte für tot halten können. Diane hielt sich am Türrahmen fest, um nicht umzufallen.

»Ihm geht es schon sehr viel besser«, sagte die Schwester. »Ich beobachte ihn nun schon ein paar Stunden. Sein Blutdruck ist wieder normal, ebenso seine Temperatur. Sie sind Diane, nicht wahr? Er hat nach Ihnen gefragt.«

Diane trat an sein Bett heran und nahm seine Hand. Sie war kalt. »Frank, ich bin es, Diane.«

Er öffnete ganz leicht die Augen, und sie hatte den Eindruck, dass er zu lächeln versuchte. Er drückte ganz schwach ihre Hand.

»Versuche nicht zu sprechen. Ich bin bei Star gewesen. Sie ist besorgt, aber ich habe ihr gesagt, du kämst wieder in Ordnung. Nachher gehe ich wieder hoch zu ihr und sage ihr, dass ich dich gesehen habe.«

Er nickte mit dem Kopf. »Du?«, flüsterte er.

»Mir geht es großartig. Alles ist schon fast wieder verheilt.«

»Lügnerin«, flüsterte er.

»Nicht sprechen! Werde einfach wieder gesund. Das ist ein Befehl von Star.«

Seine Lippen wurden weiß, und er schloss die Augen. Sie schaute erschreckt die Schwester an.

»Es ist in Ordnung«, versicherte sie. »Ab und zu driftet er leicht weg. Aber ich passe schon auf und halte ihn am Leben. Dafür werde ich bezahlt.«

»Bitte«, sagte Diane und drückte seine Hand, bevor sie ging.

Eigentlich hätte sie sich besser fühlen müssen, aber er hatte wirklich schwach ausgesehen. Dabei war er doch so stark

gewesen, als sie ihn das letzte Mal gesehen hatte. Sie setzte ein Lächeln auf und ging in Stars Zimmer. Sie schlief immer noch. Diane setzte sich auf einen Stuhl und beobachtete sie. Irgendwann schlief sie ein. Sie wachte auf, als jemand ihren Namen flüsterte. Es war Star. Sie war wach und sah sie an.

»Onkel Frank. Haben Sie ihn gesehen? Wie geht es ihm?«

»Ich habe ihn ...« – sie schaute auf die Uhr – »vor einer Stunde gesehen. Es geht ihm gut. Er ist zwar sehr schwach, aber er erholt sich.«

»Er wird nicht sterben?«

»Nein.« Diane hoffte, dass sie Recht hatte.

Star flossen die Tränen über das Gesicht. »Ich weiß nicht, was ich gemacht hätte.«

»Mache dir jetzt darüber keine Sorgen. Du musst selbst wieder völlig gesund werden.«

»Es tut mir Leid, dass ich gemein zu Ihnen war.«

»Darüber brauchst du dir auch keine Sorgen zu machen.«

»Warum ist ihm das passiert? Wegen mir?«

»Wegen dir? Nein. Das ist nicht deine Schuld. Die Polizei hält es für einen Raubüberfall. Er holte gerade Geld am Geldautomaten.«

»Soso, ein Raubüberfall. Zuerst Sie, dann er. Ich glaube nicht, dass das Zufall war.«

»Ich auch nicht. Aber mach dir darüber keine Gedanken. Wenn es ihm wieder besser geht, freut er sich bestimmt, wenn er hört, dass du wohlauf bist. Darauf solltest du dich konzentrieren.«

Nachdem Star wieder eingeschlafen war, verließ Diane das Zimmer und ging ins Erdgeschoss hinunter, um Izzy zu suchen. Er war gerade dabei, das Gebäude zu verlassen.

»Etwas Neues über Frank?«, fragte sie ihn.

»Er ist immer noch in kritischem Zustand. Mehr wollen sie

einem nicht sagen. Wie haben Sie ihn vorgefunden?«

»Sehr blass und schwach, aber die Schwester meinte, es gehe ihm gut. Ich hoffe, sie hat Recht. Izzy, würden Sie mir den Namen des kleinen Mädchens geben, das die Schießerei beobachtet hat?«

»Aber Sie wissen doch, dass ich das nicht tun darf.«

»Sie haben doch selbst ihre Aussage als unbrauchbar bezeichnet. Also was macht es dann noch aus, mir ihre Adresse zu geben?«

Er schaute ein paar Sekunden den Fußboden an. Dann kitzelte er etwas auf eine Seite seines Notizbuches und riss sie dann heraus.

»Das haben Sie nicht von mir, okay? Aber wenn Sie etwas herausfinden, teilen Sie es mir bitte als Erstem mit.«

»Mache ich. Danke.«

Die Sonne ging gerade unter, und die Adresse, die sie von Izzy bekommen hatte, befand sich in einem Stadtteil, den man nach Einbruch der Dunkelheit besser nicht besuchen sollte. Trotzdem wollte sie unbedingt wissen, was das kleine Mädchen gesehen hatte.

Diane klopfte an die Tür eines kleinen weißen Häuschens, dessen Farbe zwar stark abgeblättert war, in dessen Fenster aber blütenweiße Spitzenvorhänge hingen. Sie sah eine ältere schwarze Frau aus dem Fenster spähen. Gleich danach wurde die Tür geöffnet.

»Kann ich Ihnen helfen? Ist Ihnen das Benzin ausgegangen?«

»Nein, Madam. Ich heiße Diane Fallon.« Sie zeigte der Frau ihren Führerschein. »Wohnt hier die Familie Stillwood?«

»Wer ist da, Mama?« Eine jüngere Frau, die sich gerade die Hände an einem Geschirrtuch abwischte, trat hinter die ältere.

»Eine Frau, die sagt, dass sie Diane Fallon heißt. Ich habe sie gefragt, ob ihr das Benzin ausgegangen sei.«

»Ich habe den Namen heute schon einmal gehört. Es hatte irgendwas mit dem Ausgraben von Knochen zu tun. Oder irgendwas mit dem Museum?«

»Ich bin die Direktorin des RiverTrail-Museums, und ich grabe tatsächlich einige Knochen auf einer Farm außerhalb der Stadt aus.«

Diane hielt es für das Beste, so ehrlich wie möglich zu sein. Eine weiße Fremde, die abends im Haus auftaucht und mit der Tochter reden will, dürfte der Mutter nicht besonders Vertrauen erweckend vorkommen.

»Was wollen Sie von uns?«, fragte die Ältere.

»Das Ganze ist etwas heikel, und ich verstehe es, wenn Sie nein sagen, aber ich hätte gerne mit Ihrer Tochter über das gesprochen, was sie heute gesehen hat.«

»Sie meinen das vor dem Krankenhaus? Ich weiß nicht recht. Das alles hat sie ziemlich aufgeregt, und die Polizisten waren auch nicht gerade eine Hilfe.«

»Der Mann, auf den man geschossen hat, war mein ...« Diane

hasste das Wort *Freund*. Sie war eigentlich zu alt, um einen »Freund« zu haben. Aber wie anders hätte sie ihn nennen sollen? »Er ist ein enger Freund von mir, und ich glaube, die Polizei hält nach dem falschen Mann Ausschau. Ich glaube Ihrer Tochter.«

Die jüngere Frau dachte einen Moment nach und willigte dann ein. »Also gut. Es tut ihr vielleicht gut, wenn sie mit jemandem sprechen kann, der ihr glaubt.«

»Kommen Sie herein. Sie müssen doch nicht auf der Veranda warten«, sagte die ältere Frau. »Tamika, kommst du mal geschwind? Eine Lady möchte dich etwas fragen.«

Ein kleines Mädchen kam in den Flur und hielt sich an ihrer Mutter fest. Sie trug ein rosa Hemd und bestickte, mit Glanzsteinchen besetzte Latzhosen. Ihre Haare waren zu einem Knoten hochgesteckt.

»Hallo, Tamika. Ich heiße Diane Fallon. Darf ich dir ein paar Fragen stellen?«

»Worüber?«

»Über das, was heute vor dem Krankenhaus passiert ist.«

»Sie glauben mir ja doch nicht.«

»Doch, ganz bestimmt.«

»Bleiben wir doch nicht hier im Flur stehen. Gehen wir ins Wohnzimmer.« Tamikas Großmutter ging vor, und die Übrigen folgten ihr.

Diane setzte sich in einen Polsterstuhl, über dessen Armlehnen Deckchen mit Applikationsstickereien und über dessen Rückenlehne eine handbestickte Zierdecke hingen. Sie fuhr mit den Fingern über die Handarbeiten.

»Das ist aber hübsch. Haben Sie das gemacht?«, fragte sie die Großmutter.

»Ja, aber das ist etwa fünfundzwanzig Jahre her. Ich probiere es noch ab und zu, wenn die Augen mitmachen. Ich wollte es

meiner Tochter beibringen, aber die hatte keine Lust.«

Die Jüngere verdrehte die Augen. »Du hattest einfach viel zu wenig Geduld.«

Diane lächelte und wandte sich dem kleinen Mädchen zu. »Tamika, du hast der Polizei erzählt, dass der Mann, der auf Mr. Duncan geschossen hat, nicht wirklich ein Schwarzer war.«

»Das stimmt auch.«

»Und warum glaubst du, dass er kein richtiger Schwarzer war?«

»Ich weiß nicht, aber als er weglief – das sah einfach nicht aus wie bei einem Schwarzen.«

»Ist dir noch etwas anderes aufgefallen?«

»Seine Rastalocken waren auch nicht echt. Die sahen aus wie Zöpfe, und sie waren auch viel zu schwarz. Ich glaube, das war eine Perücke und nicht einmal eine sehr gute. Haben Sie sich jemals echte Rastalocken angeschaut? Aus der Nähe, meine ich?«

Diane nickte. »Der Chefkonservator des Museums hat lange Rastalocken. Er ist der Typ, der viele Dinge repariert und aufpasst, dass sie nicht kaputtgehen.«

»Tatsächlich? Sie arbeiten auch im Museum?«

»Sie ist die Chefin des Museums«, sagte ihre Mutter.

»Wirklich? Warum fragen Sie mich dann das alles?«

»Der Mann, auf den man geschossen hat, ist mein Freund. Ich möchte herausfinden, wer es wirklich getan hat.«

»Sie glauben mir also?«

»Ja, das tue ich. Konntest du sein Gesicht sehen?«

Tamika schüttelte den Kopf. »Ich habe nur einen Teil seines Gesichtes gesehen. Nur das hier.« Sie klopfte auf ihr Kinn. »Und dann habe ich ja durch ein Fenster geschaut, und er hatte den Kragen seines Hemds hochgeschlagen.«

»Vielen Dank, Tamika. Es war nett von dir, mit mir zu reden.«

Diane holte eine Visitenkarte aus der Tasche. »Hier ist meine Telefonnummer im Museum. Wenn dir noch etwas einfällt, rufe mich bitte dort an. Sollte ich nicht da sein, wird meine Assistentin Andie mir eine Nachricht hinterlassen. Und wenn das Museum in ein paar Wochen aufmacht, haben du und deine Familie freien Eintritt.«

Tamika nahm die Karte. »Danke. Gehen wir ins Museum, Mama?«

»Sicher, wenn es eröffnet ist.«

»In ein paar Wochen ist es soweit«, wiederholte Diane. *Wenn ich jemals wieder dazu komme, meine Arbeit dort zu erledigen.*

Sie wollte gerade gehen, da drehte sie sich noch einmal um und nahm eine der Stickereien in die Hand. »Könnten Sie sich vorstellen, bei uns Kurse zu geben?«, fragte Diane.

»Ich habe so etwas noch nie gemacht.«

»Nicht viele Leute wissen, wie man solche Stickereien herstellt.«

»Sie kennen diese Art von Stickerei?«

»Ja, und ich weiß, dass das hier etwas ganz Besonderes ist. Denken Sie darüber nach und rufen Sie mich an. Wir wollen in unserem Museum ab und zu Kurse organisieren. Ich könnte mir vorstellen, dass viele gerne lernen würden, wie man so etwas macht.«

»Ich denke darüber nach.«

Diane verabschiedete sich von Tamika, ihrer Mutter und Großmutter und dankte ihnen noch einmal, dass sie sie empfangen hatten. Es war bereits dunkel, als sie zu ihrem Auto kam und in ihr Apartment zurückfuhr.

Sie parkte so nahe am Eingang wie möglich und prüfte eingehend die Umgebung, bevor sie ausstieg. Aber da gab es keine lauernden Schatten oder seltsamen Geräusche.

Andererseits hatte sie auch gestern den Mann nicht kommen sehen. Aber sie war ja auch nicht auf so etwas gefasst gewesen.

Sie ging, so schnell sie konnte, hinüber zum Hauseingang, ohne allerdings ins Laufen zu verfallen. Als sie die Treppe emporstieg, sehnte sie sich nach einer Erdgeschosswohnung. Sie verriegelte und verschloss sorgsam die Tür und ließ sich aufs Sofa fallen. Ihr tat der ganze Körper weh, und sie war todmüde. Sie zwang sich, vom Sofa aufzustehen und hinüber ins Schlafzimmer zu gehen. Dort zog sie ihre Kleider aus, zog sich ein langes T-Shirt über, schluckte eine Schmerztablette und fiel ins Bett.

Diane hatte gedacht, sie würde sofort einschlafen. Stattdessen lag sie hellwach da und dachte nach. Ihr Körper mochte müde sein, ihr Verstand arbeitete dagegen auf Hochtouren. Wenn es stimmte, und davon war sie überzeugt, dass der Überfall auf sie und der auf Frank miteinander zusammenhingen, dann hatte der Angriff auf sie wahrscheinlich nichts mit dem Museum zu tun. Allerdings tat sich hier ein Problem auf: Wenn man nicht wollte, dass sie die Knochen fände, dann hatte der Angreifer ja viel zu spät zugeschlagen. Die Knochen waren bereits gefunden, und wenn man sie ausschaltete, dann würde eben ein anderer diese Knochen analysieren. Sie war nicht die einzige forensische Anthropologin auf dieser Welt.

Der Schlüssel zu allem war Star. Die Chefermittlerin, Detective Janice Warrick, war sich sicher, dass Star und ihr Freund Dean Stars Eltern umgebracht hatten. Nachdem sie sich ganz auf diese Theorie versteift hatte, wollte sie sicher nicht, dass eine neue, andere Theorie sie schlecht aussehen ließe.

Frank war der Königsbauer, und Star war der König. Ohne Schutz war sie schachmatt und würde im Gefängnis landen –

der Mordfall Boone wäre abgeschlossen. Die Skelettreste würden nie mehr mit dem Mord an den Boones zusammengebracht werden. Niemand würde diese Spur weiterverfolgen, wenn sie beide tot wären und Star im Gefängnis säße.

Aber da gab es noch dieses Schlüsselbein. Vielleicht ging es bei dem Einbruch im Museum darum. Ohne dieses Schlüsselbein gäbe es keine physische Verbindung zu dem Skelett, das sie auf der Abercrombie-Farm ausgruben. Ihre und Franks Theorie hätte dann keine faktische Grundlage mehr. Es gäbe zwar noch ihr Gutachten. Aber das würde dann nur noch von irgendeinem verloren gegangenen Knochen handeln, der zufällig von George Boone gefunden worden war.

Aber da gab es einen gravierenden Schwachpunkt in ihrer Argumentationslinie. Was war der Grund für den Mord an den Boones gewesen? Ihrer Meinung nach waren sie getötet worden, damit niemand herausfände, wo sie das Schlüsselbein gefunden hatten. Dann würde auch niemand den Rest des Skeletts finden, und es würde niemals identifiziert werden. Aber selbst wenn Star im Gefängnis säße und sie und Frank tot wären, würde doch das Skelett jetzt identifiziert werden, dann es *war* ja bereits gefunden worden. Das war eine schwer wiegende Ungereimtheit in ihrem Gedankengang, aber sie war jetzt zu müde, um sie aufzulösen. Schließlich fiel sie doch in einen unruhigen Schlaf.

Diane wachte in heller Panik auf. Sie hatte das Gefühl, etwas ganz Wichtiges vergessen zu haben. Man hatte auf Frank geschossen. Das war es. Er war in einem kritischen Zustand. Ihr wurde schlecht. Wie oft war sie im letzten Jahr morgens mit dieser Unruhe aufgewacht, um sich dann wieder daran zu erinnern: *Ariel ist tot*. Sie stand auf und rief das Krankenhaus an.

In kritischem, aber stabilem Zustand. Kritisch, aber stabil war für den Augenblick eine gute Nachricht. Sie war bereit, jeden Trost zu akzeptieren, den sie bekommen konnte. Als Nächstes erkundigte sie sich telefonisch nach Star. Das war nicht so gut. Man hatte sie zurück ins Gefängnis gebracht.

Diane duschte, trank etwas Saft und biss in ein Brötchen. Danach fuhr sie ins Krankenhaus. Frank war immer noch auf der Intensivstation, aber sie hofften, ihn an diesem Tag in ein normales Krankenzimmer verlegen zu können. Das machte ihr etwas Angst. Wer immer ihn niedergeschossen hatte, könnte das ja noch einmal versuchen, vor allem jetzt, wo er vollkommen hilflos war. Sie ließen sie einige Minuten zu ihm.

Er sah besser aus. Sein Gesicht hatte etwas Farbe angenommen. Als sie seine Hand nahm, fühlte die sich nicht mehr so kalt an. Sein Griff war fester.

»Hey«, flüsterte er. »Du siehst gut aus.«

»Versuche nicht zu reden.«

»Star?«

»Sie haben sie ins Gefängnis zurückgebracht.«

»Ruf die Anwältin an. Sprich mit ihr.«

»Wer ist ihre Anwältin?«

»Serena Ellison.«

»Ich rufe sie an und mache einen Termin mit ihr aus. Mach dir keine Sorgen. Werde einfach nur gesund.«

Er drückte ihre Hand. »Versprochen.«

»Passe auf dich auf.«

Sie küsste ihn zum Abschied auf die Wange. Sie ließen keine langen Besuche auf der Intensivstation zu.

Er hatte wirklich besser ausgesehen. Wenn keine Infektion dazwischenkam – oder ein weiterer Überfall –, würde er sich wieder erholen. Zum ersten Mal spürte sie ein gewisses Gefühl der Erleichterung.

Im Wartezimmer sah sie Cindy und Kevin mit zwei Männern und einer Frau zusammenstehen, die alle Frank ähnlich sahen. Seine Familie. Sie wollte eigentlich an ihnen vorbeihuschen, aber Cindy entdeckte sie und winkte sie herbei.

Seit ihrem kleinen Zusammenstoß im Museum war sie ausnehmend freundlich. Diane hatte ein etwas schlechtes Gewissen, weil sie sie damals doch etwas hart angegangen war.

»Das sind Franks Brüder und seine Schwester. Frank ist der Jüngste in der Familie. Diane Fallon ist die neue Direktorin des hiesigen Museums.«

»Frank hat ein bisschen was über Sie erzählt«, sagte einer der Brüder.

Diane erinnerte sich dunkel, dass er Henry hieß. Frank und Hank. Muss das ein Hallo in der Schule gewesen sein.

Er nahm ihre Hand und schüttelte sie. »Nur Gutes natürlich.«

»Wie wirkte Frank auf Sie?«, fragte seine Schwester Ava. Sie hatte die Hände auf Kevins Schulter gelegt. Beide schauten sie ängstlich und gespannt an.

»Er ist auf gutem Weg. Heute sah er wirklich besser aus. Seit gestern hat er große Fortschritte gemacht.«

Alle sahen erleichtert aus. Vor allem Kevin schien ein Stein vom Herzen zu fallen. »Aber er ist immer noch auf der Intensivstation«, sagte Ava.

»Das beweist nur, dass er eine gute Versicherung hat«, sagte Diane, und beide Brüder nickten zustimmend. »Aber ich glaube, sie verlegen ihn bald in ein normales Krankenzimmer.«

»Ich habe gehört, dass Sie auch überfallen wurden«, sagte Cindy.

»Was, Sie auch? Waren Sie dabei?«, fragte der andere Bruder, Linc. Frank, Hank und Linc. Diane musste beinahe lächeln, als ihr die drei Namen durch den Kopf gingen.

»Das hatte mit dem Angriff auf Frank nichts zu tun. Ich wurde vor meinem Apartment überfallen. Man hat mir die Tasche gestohlen«, fügte sie hinzu. Sie wollte auf keinen Fall, dass seine Familie etwas von ihrem Verdacht mitbekam.

»Mein Gott«, sagte Ava. »Das ist ja eine richtige Verbrechenswelle.«

»Einfach nur Pech«, sagte Diane. Sie bemerkte allerdings, dass die Brüder ihre Zweifel hatten. Wäre Kevin nicht dabei gewesen, hätten sie ihr sicherlich einige Fragen gestellt.

»Wie lange bleiben Sie hier in der Stadt?«, fragte sie.

»So lange, bis Frank wieder einigermaßen okay ist«, entgegnete Henry. »Mom und Dad sind beide nicht mehr reisefähig, deshalb dürfen wir erst heimkommen, wenn wir mit eigenen Augen gesehen haben, dass es ihm besser geht.«

»Kommen Sie doch mal im Museum vorbei. Es ist zwar noch nicht offiziell eröffnet, aber fast alle Ausstellungsabteilungen sind fertig eingerichtet. Sie sollten sich das einmal anschauen. Wir sind sehr stolz darauf.«

»Ja, das solltet ihr tun«, sagte Cindy. »Wir haben uns dort schon einmal umschauen können.«

»Das ist eine gute Idee.« Ava schaute Kevin an. »Vielleicht kommen wir später mal vorbei.« Kevin nickte.

»Der Kurator der Herpetologieabteilung hat gestern einige lebende Exponate mitgebracht. Das könnte dich interessieren, Kevin. Schlangen und Eidechsen«, fügte sie dann noch hinzu.

»Cook«, meinte Kevin.

»Hoffentlich«, sagte Diane, und alle lachten, auch wenn diese Bemerkung gar nicht so ungeheuer komisch gewesen sein mochte. Es war ein Lachen, das sie für ein paar Sekunden ihre Sorge und Anspannung vergessen ließ.

»Ich muss jetzt ins Museum. Es war nett, Sie alle mal kennen gelernt zu haben.« Sie hoffte, dadurch weiteren Fragen zu

entgehen, aber Linc sagte sofort: »Ich bringe Sie zu Ihrem Auto.«

So einfach war es also nicht, von Franks Familie loszukommen. Diane lächelte. Sie hoffte, es war ein freundliches Lächeln.

»Sind Sie in Ordnung?«, fragte Linc, als sie aus dem Krankenhaus traten. »Sie sind blass, und ich habe gemerkt, dass Sie hinken.«

»Hinken? Das ist mir noch gar nicht aufgefallen.«

»Beim Gehen legen Sie etwas mehr Gewicht auf Ihr rechtes Bein. Die anderen haben das wahrscheinlich gar nicht bemerkt.«

Diane fiel ein, dass einer von Franks Brüdern Sportmediziner war.

»Sind Sie der Arzt in der Familie?«

»Das bin ich.«

Sie schilderte kurz ihre Verletzungen, spielte allerdings ihre Schmerzen herunter und betonte noch einmal, dass es ihr gut gehe.

»Sie sollten sich zu Hause etwas ausruhen. Das meine ich ernst.«

»Das geht gerade nicht. Dazu habe ich im Moment zu viel zu tun.« Plötzlich fühlte sie sich abgespannt und müde, und dabei fing doch der Tag gerade erst an. »Da steht mein Auto.« Sie holte den Schlüssel aus ihrer Jacke und schloss auf.

»Ich wollte mit Ihnen über Frank reden, ohne dass Ava und die anderen dabei sind. Ich habe das Gefühl, dass das kein einfacher Überfall war. Die Polizei sagte uns, er sei an einem Geldautomaten direkt vor dem Krankenhaus überfallen worden.«

Sie deutete auf den Automaten links neben dem Haupteingang.

Linc sah Frank am ähnlichsten, vor allem die Augen. Je nach Gemütslage schauten Franks Augen verträumt, amüsiert, sexy oder wütend. Im Moment verlangten Lincs Augen Antworten.

»Ja, das glauben sie.«

»Aber Sie tun das nicht.«

»Nein. Aber ich habe keine Beweise.«

»Ich weiß, dass man seine Freunde umgebracht hat. Jetzt hat man auf ihn geschossen, und Sie wurden überfallen. Das scheinen mir ein paar Zufälle zu viel zu sein.«

»Mir auch«, gestand Diane etwas zögerlich.

»Ist Frank immer noch in Gefahr?«

»Ich weiß es nicht. Aber wenn in den nächsten Tagen immer einer bei ihm sein könnte, bis ich jemanden bekomme, der sein Krankenzimmer bewacht ...« Sie ließ den Satz unvollendet.

Linc holte tief Luft und trat einen Schritt zurück. »Sie meinen das ernst, nicht wahr?«

»Todernst. Ich weiß nur nicht, ob ich Recht habe. Vielleicht steckt überhaupt nichts dahinter, und ich bin einfach paranoid.«

»Sie wurden beide brutal überfallen. Das gibt Ihrer Paranoia eine gewisse Glaubwürdigkeit. Ich muss mehr darüber erfahren, was hier wirklich vor sich geht. Ich möchte Sie zum Dinner einladen.«

Diane dachte einen Moment nach und versuchte, ihren Tagesplan im Kopf durchzugehen. »Kommen Sie heute Abend ins Museum – so gegen halb sieben. Ich lasse uns etwas zu essen bringen.«

Sie kritzelte ihre Handynummer auf die Rückseite einer Museumskarte. »Bitten Sie den Wachhabenden, mich anzurufen, wenn Sie im Museum eintreffen.«

Er dankte ihr und hielt ihr die Wagentür auf. Frank hatte eine nette Familie. Sie beneidete ihn.

»Hallo Diane«, wurde sie von Andie empfangen, »wie geht es Frank? Wir haben es gerade erst erfahren. Mein Gott, zuerst Sie und jetzt er. Was ist passiert?« Andies immerwährendes fröhliches Lächeln war einem düsteren Gesichtsausdruck gewichen. Sie stand hinter ihrem Schreibtisch und hielt einen Ordner vor die Brust wie einen Schild.

»Frank geht es allmählich besser«, sagte Diane. »Er liegt immer noch auf der Intensivstation. Und wie laufen die Dinge hier?«

Andie, die bisher nur besorgt ausgesehen hatte, zeigte nun Zeichen echten Entsetzens. »Eine der Schlangen fehlt.«

»Verdammt. Wie ist denn das passiert?«

»Sie wissen es nicht. Sie war plötzlich nicht mehr in ihrem Terrarium oder wie das Ding heißt. Sie suchen nach ihr, aber der Schlangentyp meinte, sie könnte sich irgendwo in einen Hohlraum zwischen den Wänden verzogen haben. Dann finden wir sie vielleicht monatelang nicht.«

»Was für eine Schlange war es denn?«

»Laut seinen Angaben eine Schwarze Rattenschlange. Die sind nicht giftig, oder?«

»Nein. Wenigstens etwas. Verdammt. Sagen Sie ihm, dass er sie unbedingt finden muss. Ich möchte nicht, dass sie nach der Eröffnung plötzlich auftaucht und unsere Besucher erschreckt.«

»Jonas hat angerufen. Ich habe ihm von dem Überfall auf Frank erzählt. Er sagte, es habe letzte Nacht an der Grabungsstelle einen kleinen Zwischenfall gegeben.«

»Was für einen Zwischenfall?«

»Er hat es mir nicht erzählt. Er möchte, dass Sie ihn anrufen.«

»Noch etwas?«

»Das ist alles für den Moment.«

Diane ging weiter in ihr Büro. »Ach, Andie, dass ich es nicht vergesse. Franks Brüder und seine Schwester sind in der Stadt.

Ich habe ihnen gesagt, sie könnten sich das Museum anschauen, wenn sie mal Zeit haben. Vielleicht kommen sie tatsächlich vorbei und bringen Kevin mit. Sollte ich dann nicht da sein, führen Sie sie bitte überall herum.«

»Kein Problem.«

»Haben Sie Melissa oder Alix gesehen?«

»Heute noch nicht. Soll ich nachschauen, ob sie da sind?«

»Nein. Ich wollte nur wissen, ob sie hier vorbeigekommen sind.«

»Nein.«

»Ich bin in meinem Büro. Ich brauche etwas Zeit für mich. Stellen Sie also nur die wichtigsten Anrufe durch.«

»Mache ich. Warum erledigen Sie nicht ein paar Tage lang die notwendigen Arbeiten von zu Hause aus? Haben Sie überhaupt seit gestern etwas Schlaf gekriegt?«

»Ich habe heute Nacht gut geschlafen. Ich bin in Ordnung.«

Diane ging in ihr Büro und suchte die Telefonnummer von Stars Anwältin Serena Ellison heraus. Bevor sie die Nummer wählen konnte, klopfte es an der Tür.

»Herein.«

Es war Korey. Er ließ sich in den Stuhl vor ihrem Schreibtisch fallen. »Ich muss mit Ihnen reden.«

Diane konnte sich denken, worüber er mit ihr reden wollte.

»Sind Sie okay? Andie hat mir gerade von dem Überfall auf Sie erzählt.«

»Mir geht es gut.« Diane überlegte, ob sie sich nicht Karten mit der Geschichte ihres Überfalls machen lassen sollte. Die könnte sie dann herumreichen und bräuchte keine Fragen mehr zu beantworten. *Diese Leute sind nur besorgt um mich.*

»Das mit Ihrem Freund tut mir Leid. Ich hoffe, er kommt wieder in Ordnung.«

»Da bin ich mir sicher.« Sie blätterte etwas geistesabwesend

in den Seiten des Telefonbuchs auf ihrem Schreibtisch.

»Ich hatte Besuch von der Polizei. Die denken tatsächlich, ich hätte auf ihn geschossen.«

»So würde ich das nicht ausdrücken. Sie wissen eigentlich nicht, was sie tun sollen. Und da kommen Sie gerade recht. Sie sind schwarz und haben Rastalocken. Das ist alles. Es tut mir Leid, Korey. Ich weiß, das ist nicht fair. Ich habe mit denen schon darüber gesprochen und ihnen klar zu machen versucht, wie unsinnig dieser Verdacht ist. Ich hätte nicht gedacht, dass sie trotzdem bei Ihnen auftauchen.«

»Sicherheitsleute des Museums haben mich aufgesucht.«

»Sicherheitsleute des Museums? Aber das hat doch gar nichts mit denen zu tun ... Ach, Sie meinen Jake?«

»Genau.«

»Der arbeitet tagsüber für die hiesige Polizei. Offensichtlich hat ihn der Leiter der städtischen Kriminalpolizei mit der Untersuchung dieses Falles betraut. Ich hätte gedacht, Jake hätte mehr Verstand.«

»Das Ganze kotzt mich wirklich an.«

»Das verstehe ich. Ich werde einen Beschwerdebrief an den Kripochef schreiben. Es gab nicht den geringsten Grund, Sie zu befragen. Ich glaube nicht einmal, dass der Täter ein Schwarzer war.«

»Sie behaupteten das aber.«

»Einige Zeugen haben das ausgesagt. Aber da gibt es noch eine andere Zeugin – deren Aussage sie allerdings nicht ernst nehmen –, und die behauptet, er sei überhaupt kein Schwarzer gewesen. Auch die Rastalocken seien nicht echt gewesen, sondern eine Perücke mit falschen Zöpfen. Außerdem habe er sich nicht wie ein Schwarzer bewegt.«

»Er hat sich nicht wie ein Schwarzer bewegt? Was soll das denn heißen? Er hatte keinen Rhythmus, er hüpfte nicht

herum?«

»Ich weiß auch nicht, was sie damit ausdrücken wollte.«

»Und warum nehmen sie ihre Aussage nicht ernst?«

»Sie ist erst neun Jahre alt. Und sie ist schwarz. Sie halten sie also nicht nur für zu jung, sondern sie glauben auch, dass sie den Täter eher schützen wolle. Aber ich halte sie für vertrauenswürdig. Ich denke, es war ein verkleideter Weißer.«

»Irgend so ein Rassist also.« Korey klang bitter.

»Nein, das glaube ich nicht. Er wollte nur seine eigentliche Identität verbergen.«

Korey schaute sie einen Moment nachdenklich an. »Da geht doch ganz etwas anderes vor, nicht wahr?«

»Der Ansicht bin ich auch. Allerdings habe ich keine Beweise.«

»Ich mag es nicht, wenn man mich einer solchen Sache beschuldigt.«

»Das kann ich Ihnen nicht verübeln. Ich mag es auch nicht, und wenn sie damit hausieren gehen sollten, werde ich sie stoppen, das können Sie mir glauben.«

»Glücklicherweise war ich hier, als der Überfall geschah. Drei meiner Mitarbeiter können das bezeugen.«

»Ich brauche kein Alibi von Ihnen, Korey. Selbst in meinen wildesten Phantasien kann ich Sie mir nicht als Geldautomatenräuber vorstellen.«

Korey musste beinahe lächeln. »Danke.«

Er verließ das Zimmer ruhiger, als er gekommen war. So sammelte Izzy bei Diane bestimmt keine Punkte. Aber von Jake war sie noch viel mehr enttäuscht.

Endlich rief sie Serena Ellison an, und die erklärte sich bereit, Star im Gefängnis aufzusuchen und dafür zu sorgen, dass auch Diane eine Besuchserlaubnis bekam. Diane drängte zur Eile, denn solange Frank in kritischer Verfassung war, konnte Star

jederzeit wieder einen psychischen Zusammenbruch erleiden.

Nachdem sie auch das erledigt hatte, zog Diane Jeans, ein T-Shirt und Turnschuhe an.

»Sie fahren nicht hinaus zur Grabung, oder?«, fragte Andie erschrocken, als sie Diane in diesem Aufzug sah.

»Doch. Rufen Sie mich über mein Handy an, wenn etwas Wichtiges sein sollte. Und sagen Sie diesem Herpetologen, er soll nur ja diese Schlange finden!«

»Musste das sein?« Jonas starrte Diane ungläubig an, als sie ihm aus dem Wald entgegenkam. Er stand neben dem Zelt. Er und einige Mitglieder der Crew machten gerade eine kleine Pause.

Diane hatte langsam genug von den Leuten, die ihr ständig vorschrieben, sie müsse sich jetzt unbedingt ausruhen. Sicher hätte sie Ruhe gebraucht, aber dafür war jetzt einfach keine Zeit.

»Nein«, gab sie zur Antwort und versuchte, nicht schnippisch oder undankbar zu klingen. »Was für einen kleinen Zwischenfall hat es letzte Nacht hier gegeben?«

»Wir hatten ungebetene Gäste. Sie müssen gedacht haben, dass niemand da sei. Sie fingen an, an der Abfallgrube zu graben. Einer der Hilfssheriffs schrie sie an, und da machten sie sich davon.«

»Haben sie viel Schaden verursacht?«

»Nein. Sie hatten gerade erst angefangen.«

»Sie?«

»Wir haben zwei Personen gesehen.«

»Wir?«

»Ich bin mit einigen der Jungs gestern Nacht hier geblieben. Ich dachte mir, so etwas könnte mal Spaßig sein.«

»Konnte irgendwer die Eindringlinge beschreiben?«

»Nein. Es war zu dunkel, und die Taschenlampen warfen nicht genug Licht auf sie.«

»Ich bin froh, dass niemand verletzt wurde.«

»Andie hat mir das von Frank Duncan erzählt. Das hat uns alle ziemlich geschockt. Wie geht es ihm denn?«

»Gut. Die Ärzte meinen, dass er durchkommt.«

»Gott sei Dank. Was ist passiert? Andie hat etwas von einem Raubüberfall erwähnt.«

Diane erzählte ihnen, was geschehen war. Wie alle anderen zuvor wunderten sie sich, dass zwischen den beiden Angriffen nicht einmal ein voller Tag lag.

»Wir müssen Ihnen etwas zeigen.«

»Haben Sie etwas gefunden?«, fragte sie, bekam aber keine Antwort.

Sie folgte Jonas und der Crew zur Grabungsstelle, an der ein paar Frauen bei der Arbeit waren. Sie alle hatten in der doch recht kurzen Zeit wirklich Außerordentliches geleistet. Sie waren bereits dabei, die zweite Schicht abzutragen.

»Wir haben die oberste Knochenschicht bereits vollständig geborgen. Sylvia war gestern Nachmittag hier und hat die einzelnen Tiere identifiziert. Das Ganze war relativ unkompliziert. Wie zu erwarten, waren es Hirsche, Füchse, Waschbären und Enten. Wir haben hier die vollständige Liste aller von ihr identifizierten Knochen. Allerdings meinte sie, dass sich diese bei genauerer Untersuchung auch noch leicht ändern könne.«

»Haben Sie etwas in den Sieben gefunden?«

»Ein Viertel waren Knochenfragmente. Der Rest war einfaches Gestein. Aber hier gibt es etwas, das wir Ihnen zeigen wollten.« Jonas führte sie auf die andere Seite der Abfallgrube, wo gerade zwei Frauen, Miriam und Ellen, bei der Arbeit waren.

Diane bückte sich und musterte die Grabungsfläche.
»Nun, da haben wir es ja endlich.«

Auf zwei nebeneinander liegenden Einheiten des Grabungsrasters waren deutlich die Knochenreste eines Mitglieds der Canidae-Familie zu erkennen. Aus seiner Größe und Stirnform schloss Diane, dass es ein Wolf war. Und da ragten tatsächlich aus einer dünnen Bodenschicht unterhalb des wölfischen Brustkorbs Rippen und Rückenwirbel eines Menschen heraus. Durch ihr Nebeneinanderliegen konnte man deutlich den Unterschied zwischen dem ausgeprägten Rippenbogen des vierbeinigen Wolfes und dem flacheren Rippenbogen des zweibeinigen Menschen erkennen – ein Unterschied, der davon herrührte, dass der eine seine Organe in horizontaler, der andere in vertikaler Position tragen musste. Aber besonders faszinierten Diane die Wurzeln eines jungen Baums, die durch das Wolfsskelett und die menschlichen Rippen hindurchgewachsen waren und dadurch das eine Ende des Zeitrahmens liefern konnten.

Jemand hatte den Leichnam hier abgeladen und mit einer dünnen Erdschicht bedeckt. Bald danach hatten die Abercrombies den Wolfskadaver darauf geworfen. Einige Zeit später begann der Schössling aus den menschlichen und den Wolfsknochen herauszuwachsen. Wenn man nun das Alter des Baums bestimmte, würde man die Zeit feststellen können, die die Knochen mindestens hier gelegen haben mussten. Vielleicht ließ sich diese Information dann sogar noch mit den Unterlagen der Abercrombies abgleichen.

»Haben wir ein Glück«, sagte Diane. »Wir wissen nun, dass die Skelette wenigstens so lange hier gelegen haben müssen, wie das Bäumchen alt ist. Wir sollten hier noch ein paar weitere Ausgräber einsetzen. Außerdem müssen wir eine Altersbestimmung dieses Baumstämmchens durchführen.«

Sie schaute, ob sie Reste eines Schädels entdecken konnte, hatte allerdings keinen Erfolg. Da sie rund sind, neigen Schädel dazu, vom Torso wegzurollen, wenn die letzten Fleischreste verwest sind. Wenn man den Leichnam nur flüchtig verscharrt oder auf einen bereits vorhandenen Haufen von Tierkadavern gelegt hatte, konnte der Schädel ziemlich weit weggerollt sein. Er konnte aber auch durch Bodenlöcher, die durch die Verwesung der Tierkadaver entstanden waren, in eine tiefer liegende Bodenschicht gelangt sein.

»Das war wirklich gute Arbeit«, lobte sie die Ausgräber.

»Wir waren uns sicher, dass Sie das hier mögen würden«, sagte Jonas.

»Haben Sie irgendwelche Anzeichen von Knöpfen, Reißverschlüssen, Schuhösen, Leder, Stoffresten, Gummi oder Ähnlichem gefunden?«

»Nein«, antwortete Ellen. »Soweit ich sehe, wurde er oder sie hier ohne jede Kleidung abgeladen.«

»Schade. Ein Führerschein wäre doch toll gewesen, oder?«

»Sind Wölfe nicht geschützt?«, fragte Miriam, als sie eine dünne Erdschicht von dessen Schultergürtel entfernte.

»In einigen Gebieten«, sagte Diane.

»Zuerst der Bär und jetzt dieser Wolf«, sagte Miriam, »Ich mag die Abercrombies wirklich, aber ...«

»Wir kennen die Hintergründe nicht. Im Moment sollten wir uns keine Gedanken über das machen, was wir hier finden. Ich glaube, dass Whit mehr auf die Herkunft der Tiere achtet, als es sein Vater noch getan hat. Der Wolf könnte ja auch überfahren worden sein.«

»Nein«, entgegnete Ellen. »Überfahren wurde der nicht.« Sie zeigte auf ein Einschussloch im Schulterblatt.

»Schade, ich hatte es gehofft.« Dann nahm sie ihre Schaufel und fing an, das menschliche Skelett vollständig freizulegen.

»Ich weiß, dass ich für Ihren Geschmack etwas zu schnell vorgehe, aber ich muss diesen Kerl einfach identifizieren.«

Er ist der Schlüssel. Sie begann am ersten Lendenwirbel und grub danach behutsam um das Wolfsskelett herum. Sie wollte die Lage der beiden Skelette vorerst so wenig wie möglich verändern. Manchmal können nebeneinander liegende Knochen überraschende Informationen liefern.

»Das können wir doch auch tun«, meinte Jonas plötzlich.
»Haben Sie sich eigentlich überhaupt schon mal ausgeruht, seit Sie aus dem Krankenhaus entlassen wurden?«

»Ich kann mich ausruhen, wenn das hier vorbei ist.«

»Ich glaube nicht, dass das so einfach ist.«

»Geben Sie es auf«, sagte Diane. »Übrigens habe ich meinen Läufer auf d6 gezogen.«

»Ich dachte mir schon, dass Sie das tun würden. Wenn Sie wieder im Museum sind, könnten Sie daran denken, für mich eine kurze Rochade durchzuführen?«

»Ist in Ordnung. Vielleicht sollten wir diese Partie weiterhin nur in unseren Köpfen spielen.«

»Das habe ich nicht einmal geschafft, als ich noch jung war«, sagte Jonas. »Ich trage alle Züge in mein Notizbuch ein.« Er zeigte auf seine Rückentasche.

Die Ausgräber hatten sich inzwischen um Diane und Jonas versammelt. Nun probierte Diane ihre Schachanalogie auch bei Jonas aus. »Ich glaube, wenn Star verurteilt wird, hat der Täter die Partie gewonnen. Frank wurde angegriffen, weil er sie beschützte.«

»Wie ein Königsbauer.« Jonas nickte.

»Wenn er weg ist, ist sie äußerst verwundbar.«

»Ich dachte, es sei ein Raubüberfall gewesen?«, fragte Ellen erstaunt.

Diane erzählte ihnen von der kleinen Tamika Stillwood, den

falschen Rastalocken und Tamikas Verdacht, dass es sich gar nicht um einen Schwarzen gehandelt habe, weil er sich so eigentümlich bewegte.

»Ich weiß zwar auch nicht genau, was sie damit gemeint hat, aber sie ist ein ausgesprochen aufgewecktes und aufmerksames kleines Mädchen.«

»Kleine Kinder sind so«, sagte Miriam. »In der Hinsicht ähneln sie Hunden. Sie bemerken jede Änderung in ihrer Umgebung. Wenn ich eine einzige Zeile aus der Lieblingsgeschichte meiner Tochter weglasse, wird sie ausgesprochen sauer.«

»Und sie hören alles«, fügte Ellen hinzu.

»Das wirft natürlich ein ganz anderes Licht auf die Sache«, sagte Jonas. »Und was sagt die Polizei?«

»Sie haben Korey verhört, weil er Rastalocken hat.«

Jonas ließ seine Schaufel fallen. »Sie machen Witze.«

»Wie Sie sich vorstellen können, war der nicht gerade begeistert.«

»Aber sie werden ihn doch nicht weiter belästigen, oder?«

»Nein. Glücklicherweise arbeitete er zur fraglichen Zeit im Museum, was die Hälfte seiner Mitarbeiter bezeugen kann. Aber allein schon die Idee ...« Diane stoppte mitten im Satz und schaute das Wolfsskelett noch einmal genau an. Dann fuhr sie mit dem Finger an einer Rippe entlang.

»Er wurde von einem Förster erschossen aufgefunden«, sagte sie dann.

Miriam, Ellen und Jonas schauten erst den Knochen, dann Diane, dann einander an.

»Wie können Sie das nun wieder wissen?«, fragte Jonas erstaunt.

»Das ist der Wolf, dessen ausgestopftes und präpariertes Fell zu unseren Tierexponaten gehört. Ein mit Milo befreundeter Förster fand ihn und fror ihn ein, während er nach dem Wilderer

suchte. Schließlich gab er ihn Milo fürs Museum. Wir haben sogar die Kugel in unserer Ausstellung und ein Video über die Gefahren, denen Wildtiere durch den Menschen ausgesetzt sind.«

»Puh«, rief Ellen aus. »Ich wollte Sie gerade fragen, ob Sie Seminare abhalten. Ich möchte Knochen auch einmal so lesen können wie Sie.«

Diane lächelte sie an. »Das ist mir gerade eingefallen.«

»Ich glaube, die Knochen dieses Burschen sollten wieder zusammenmontiert und neben seinem ausgestopften Selbst ausgestellt werden«, sagte Jonas. »Mitsamt Einschussloch und allem.«

»Einverstanden«, sagte Diane.

Alle gingen zu ihrer Arbeit zurück. Es herrschte wieder Schweigen, man hörte nur noch das Geräusch der Grabungswerkzeuge. Das Ausgraben von Gräbern war ein schreckliches Geschäft. Die Odells hatten Recht. Sie war eine Totengräberin. Die Schmerzen in ihrem unteren Rücken erinnerten sie daran, dass sie dringend etwas Wasser trinken sollte. Sie nahm einen langen Schluck und arbeitete weiter. Etwa dreißig Zentimeter entfernt von den Wolfsrippen entdeckte sie ein menschliches Becken – neben dem Schädel war das eines der wichtigsten Knochenteile, wenn es um die nähere Charakterisierung eines Menschen ging.

Sie wischte die Erde von dem großen, flachen Knochen. Dann fuhr sie mit den Fingern an ihm entlang, um seine einzelnen Merkmale zu ermitteln; birnenförmige Durchtrittsstelle in das kleine Becken, enge Incisura ischiadica, spitzer Schambeinwinkel – eindeutig männlich. Sie nahm eine Bürste und säuberte die Schambeinfuge, untersuchte den Entwicklungsstand des Knochens und suchte nach Zeichen für das Alter dieser Person – da fiel ihr Auge auf etwas, das wie

eine verheilte Verletzung aussah. Sie hatte ähnliche Knochenformationen gesehen, die von Entzündungen herrührten, kannte sie aber meist von Frauen, die kurz zuvor ein Kind geboren hatten.

»Lassen Sie uns den Wolf fotografieren und dann die Knochen bergen«, sagte sie. »Ich möchte nämlich auch das menschliche Skelett mitnehmen.«

»Ich habe hier ein Schulterblatt gefunden«, rief plötzlich eines der männlichen Crewmitglieder. Diane versuchte sich an seinen Namen zu erinnern – etwas Langes, das schwer auszusprechen war. Readwald, richtig, das war es. Das Schulterblatt war immerhin drei Suchraster entfernt vom Hauptteil des Skeletts.

»Es ist allerdings in ganz schlechtem Zustand.«

»Das eigentliche Blatt ist gebrochen, der Rabenschnabelfortsatz fehlt, ebenso das Schulterdach, und die Gelenkpfanne der Skapula ist völlig zerschmettert«, flüsterte sie vor sich hin. »Haben Sie noch mehr Teile gefunden?«

»Nein. Das war's so ziemlich.«

»Lassen Sie es bitte fotografieren und bergen Sie es.« Ihr Kopf tat ihr plötzlich furchtbar weh. Sie rieb sich die Augen.

»Ich habe es schon gezeichnet. Wollen Sie auch noch den Arm ansehen, den Sie gestern entdeckt haben?«

Diane nickte. Als sie sich wieder aufrichtete, wurde ihr fast schwarz vor Augen. Sie fühlte sich ausgesprochen schwach auf den Füßen. Glücklicherweise fragte Readwald sie diesmal wenigstens nicht, ob es ihr gut gehe. So wohlmeinend sie alle waren und so sehr sie auch Recht hatten, wünschte sie sich doch, sie würden dies nicht ständig so deutlich zeigen.

Sie stand einen Augenblick ruhig da, um sich zu sammeln, und folgte ihm dann hinüber zum Humerus. Er war jetzt völlig ausgegraben. Daneben waren deutlich Elle und Speiche und die Handknochen zu erkennen. Alles lag jetzt so sauber auf dem

Boden, als ob es jemand genau so hingelegt hätte, und war doch völlig gegeneinander verschoben. Elle und Speiche schlossen verkehrt herum an den Oberarmknochen an, und die Handknochen waren unnatürlich abgewinkelt. »Gute Arbeit.«

»Es sieht jetzt wirklich wie ein Kunstwerk aus«, sagte er. »Ich meine die Knochen, nicht die Ausgrabung.«

»Ich fand schon immer, dass Knochen eigentlich recht gut aussehen. Es sind allerdings schon recht widerstreitende Empfindungen, wenn man auf die Überreste eines Massenmords schaut und einem dabei die Schönheit der Knochen auffällt.«

»Das kann ich mir vorstellen.«

Diane setzte sich in den Schneidersitz und musterte die vor ihr liegenden Knochen. Der Kopf des Humerus war völlig zerschmettert. Dies war der Teil, der in die ebenfalls zertrümmerte Gelenkpfanne der Skapula hineingepasst hätte.

»Werden Sie den Unterschied zwischen tierischer Einwirkung und, sagen wir mal, einer Verletzung feststellen können?«, fragte der Ausgräber.

»Ich denke schon.« Sie berührte den Knochen ganz leicht mit den Fingern. »Interessante Knochen.«

Plötzlich klingelte das Handy in ihrer Hemdtasche. Sie holte es heraus und drückte die Antwort-Taste.

»Dr. Fallon. Hier ist Serena Ellison, Star Boones Anwältin.«

Diane war enttäuscht. Sie wartete auf Nachrichten über Frank – gute Nachrichten.

»Ja?«

»Ich habe veranlasst, dass wir beide sie in einer Stunde besuchen können. Ich weiß, dass ist sehr kurzfristig, aber ...«

»Treffen wir uns vor dem Gefängnis?«

»Wunderbar. Bis nachher.«

Das war wirklich wunderbar, dachte sie. Wenn sie Frank das

nächste Mal sah, konnte sie ihm erzählen, wie es Star ging. Diane stand auf. »Darf ich kurz um Ihre Aufmerksamkeit bitten?«

Jedermann hörte mit seiner Arbeit auf und schaute zu ihr herüber.

»Als Erstes möchte ich Ihnen herzlich für die Qualität und die Geschwindigkeit danken, mit der Sie Ihre Arbeit hier erledigen. Ich weiß, dass Sie Extraschichten eingelegt haben, um so schnell voranzukommen, und ich bin Ihnen dafür sehr dankbar. Ich selbst muss jetzt in die Stadt zurück, aber es wäre schön, wenn Sie heute noch die menschlichen Überreste zeichnen, kartieren und bergen könnten. Jonas, könnten Sie sie dann in mein Büro im Museum bringen? Und bitte erzählen Sie niemandem, um was es sich dabei handelt.«

Die Ausgräber schauten einander an, als ob sie alle Mitglieder einer Verschwörung wären.

»Geht in Ordnung«, sagte Jonas.

Jonas begleitete sie noch bis zum Bachübergang. Diane sah, wie er sich den Nacken mit einem großen Taschentuch abwischte.

»Alles okay mit Ihnen?«, fragte sie ihn.

»Mir geht es ausgezeichnet. Über mich müssen Sie sich keine Sorgen machen.«

»Gut. Ihr Leute hier leistet wirklich hervorragende Arbeit.«

»Wir machen es gern. Ich mache es gern. Ich muss *Ihnen* danken, dass Sie mir diese Gelegenheit gegeben haben.«

»Diese Geschichte von gestern Nacht. Haben Sie die als gefährlich empfunden?«

»Nein. Ich hatte den Eindruck, dass diese Leute mehr Angst vor uns hatten als wir vor ihnen. Für uns waren es nur Raubgräber. Glauben Sie, es war der Mörder?«

Jonas sprach das Wort *Mörder* aus, als ob er an eine solche

Möglichkeit überhaupt nicht glauben könne.

Sie bezweifelte, dass Archäologen es je mit Mördern zu tun hatten.

»Ich weiß es nicht, Jonas«, sagte sie.

Diane überquerte den Bach und marschierte zu ihrem Auto zurück. Sie setzte sich hinters Steuer und hielt einen Augenblick inne, bevor sie den Schlüssel ins Zündschloss steckte. Am liebsten wäre sie nach Hause gefahren, um zu schlafen. Stattdessen machte sie sich auf den Weg ins Gefängnis von Rosewood.

Das Gefängnis war neu. Der Besprechungsraum, den die Anwältin und Diane nutzen konnten, roch nach Farbe und Desinfektionsmittel.

»Es dauert aber ziemlich lange«, sagte Diane und warf einen Blick auf ihre Armbanduhr.

»Allerdings«, bemerkte Serena Ellison. »Ich hasse es, wenn man mich warten lässt.«

Plötzlich flog die Tür auf, als hätte draußen jemand den Augenblick abgepasst, in dem Diane und die Anwältin ungeduldig wurden.

Von einer Wärterin begleitet, schlurfte Star in einem leuchtend orangefarbenen Overall herein. Sie war bleich und sah in ihrer ausgebeulten, schlecht sitzenden Gefängniskleidung besonders dünn aus.

»Wie geht es Onkel Frank?«, fragte sie bereits in der Tür.

»Es geht ihm gut«, erwiderte Diane. »Ich habe ihn heute Morgen besucht, und im Vergleich zu gestern geht es ihm viel besser.«

Star kam an den Tisch und setzte sich. Für einen Moment sah es so aus, als wolle die Wärterin bleiben, bis Stars Anwältin ihr einen finsternen Blick zuwarf.

»Wie geht es dir?«, fragte Diane.

Star zuckte die Schultern. »Es ist langweilig, und die Wärterinnen sind gemein.«

»Was heißt gemein?«, wollte Serena wissen.

»Sie reden Blödsinn, meinen, ich muss durch die Hölle gehen.«

»Werden sie auch handgreiflich? Schlagen sie dich oder geben sie dir nichts zu essen?«

»Wenn ich nichts zu essen bekäme, würden sie mir sogar einen Gefallen tun. Nein, sie schlagen mich nicht. Sie schubsen mich einfach nur rum, das ist alles.« Sie sah ihre Anwältin an.

»Können Sie mich denn nicht hier rausholen?«

»Das werde ich auch heute wieder versuchen. Aber du brauchst eine Bleibe, wo du hingehen könntest.«

Star sah aus, als würde sie jeden Augenblick in Tränen ausbrechen.

»Sie kann bei mir wohnen«, sagte Diane. Wahrscheinlich etwas zu vorschnell, aber der dankbare Ausdruck in Stars Gesicht war es wert.

»Das wird helfen. Aber bitte, Star, erwarte nicht, dass du schon heute oder morgen hier rauskommst. Sehr wahrscheinlich werden sie wieder eine Kautions ablehnen, vielleicht aber auch nicht. Ich versuche es jedenfalls weiter«, bemerkte Serena.

»Vor allem aber«, sagte Diane, »musst du auf dich aufpassen. Ich werde dich so oft wie möglich besuchen, aber ich weiß nicht, wie oft das sein wird. Ich mache Fortschritte in dem Fall, und Frank geht es immer besser. Du hast allen Grund durchzuhalten.«

Star nickte.

»Und sei höflich«, meinte Serena noch. »Davon stirbst du nicht. Wenn du die Harte spielst, werden sie glauben, dass du wirklich hart bist, und sie werden dich so behandeln.«

»Wenn ich hier raus bin, können wir sie dann verklagen?«

»Mal sehen«, antwortete Serena. »Lass uns erst mal das eine

erledigen.«

Es fiel Diane schwer zuzusehen, wie Star in ihre Zelle zurückgebracht wurde. Sie war froh, diesen Ort verlassen zu können, als sie hinausging. Sie konnte sich vorstellen, wie man sich fühlen musste, nicht von hier wegzukönnen. Sie dankte Serena Ellison und fuhr zum Museum.

Als sie zum ersten Mal ins Museum kam und das zu ihrem Büro gehörende Badezimmer sah, fand sie es schön, aber auch ein wenig übertrieben. Später benutzte sie es genauso häufig wie das Bad in ihrer Wohnung und war froh, dass sie es hatte. Sie stellte sich unter die Dusche, zog sich um und legte ausreichend Make-up auf, um sich wieder unter Menschen wagen zu können.

Sie bat Andie, keinen Anruf durchzustellen, und machte sich an ihre liegen gebliebenen Büroarbeiten. Wenn sie die nicht erledigte, brauchten sich ihre Gegner keine Tricks mehr einfallen zu lassen, um sie loszuwerden. Sie würde sich am Ende selbst sabotieren. Zuerst rief sie jedoch im Krankenhaus an, um sich nach Franks Zustand zu erkundigen. »Kritisch« war alles, was man ihr sagen konnte.

Diane erledigte ihre Museumsgeschäfte und empfand es als angenehme Abwechslung nach den letzten Tagen. *Großartig, den Hauptberuf als Abwechslung zu betrachten.* Kopfschüttelnd zeichnete sie ein Bestellformular ab.

Es war beinahe vierzehn Uhr, als laute Stimmen aus Andies Büro drangen. Andie versuchte anscheinend, jemanden davon zu überzeugen, dass Diane nicht gestört werden durfte. Diane erhob sich, aber da flog auch schon die Tür auf. Eine Frau baute sich vor ihrem Schreibtisch auf. Diane schätzte sie auf Anfang dreißig. Ihr hellbraunes Haar hatte sie zu einem strengen Nackenknoten zusammengesteckt. Sie trug einen braunen Hosenanzug. Ihre gerunzelte Stirn unterstrich ihren wütenden

Gesichtsdruck.

»Kann ich Ihnen helfen?«, fragte Diane und setzte sich wieder.

»Sie können helfen, indem Sie sich um Ihre eigenen verdammten Angelegenheiten kümmern.«

Diane ließ den Blick demonstrativ über die Papierstapel auf ihrem Schreibtisch wandern, bevor sie wieder zu der Fremden aufsaß. »Das tue ich.«

»Sie wissen genau, was ich meine.«

»Leider nicht. Ich weiß nicht einmal, wer Sie sind.«

»Detective Janice Warrick.«

»Nun gut, Detective Warrick, worüber wollen Sie sich beschweren?«

»Wieso mischen Sie sich in meine Fälle ein? Sie würden es doch auch nicht mögen, wenn ich hier meine eigene Ausstellung veranstalte.«

»Welche Fälle meinen Sie?«

Sie beugte sich vor. »Tun Sie nicht so, als wüssten Sie nicht, dass ich den Mord an den Boones meine.«

»Ich habe dem Hauptkommissar bereits erklärt, dass die Verteidigung mich um Hilfe gebeten hat. Den Tatort habe ich erst betreten, nachdem er freigegeben wurde. Und das sogar mit der ausdrücklichen Erlaubnis des Besitzers. Worum geht es Ihnen also genau?«

»Um die Berichte in den Medien, die mich als Stümperin hinstellen, die die falsche Person verhaftet hat – darum geht es mir.«

»Ich habe die Berichte in den Medien nicht verfolgt, aber Sie können der Verteidigung nicht das Recht absprechen, ihre eigene Theorie über das Verbrechen zu entwickeln.«

»Nein, aber Ihnen das Recht auf Rufmord und Lügen. Wissen Sie, wie schwer es für mich war, mich in dieser Stadt zum Detective hochzuarbeiten? Wir haben die Mörderin hinter

Schloss und Riegel, und da wird sie bleiben – auch wenn Sie sich noch so bemühen, sie da rauszuholen. Falls Sie es übrigens noch nicht gehört haben: Der Richter hat ihren Antrag auf Kaution wieder abgelehnt. Wenigstens glauben nicht alle Leute Ihren Quatsch.« Sie verkniff die Lippen zu einem grimmigen Lächeln. »Ich hörte, Sie haben sogar angeboten, sie zu sich nach Hause zu holen. Vermutlich haben Sie einen Hang zu Streunern.«

Dianes Gesichtsausdruck verhärtete sich. Ohne Warrick aus den Augen zu lassen, stand sie auf. Der Bürgermeister und seine böswilligen Anspielungen fielen ihr wieder ein. Diese Frau war genau wie er.

Menschen in Führungspositionen umgeben sich gern mit Gleichgesinnten, die möglichst noch dieselbe Moral besitzen. Bei guten Führungskräften kann das von Vorteil sein. Wenn diese Leute jedoch üble Absichten verfolgen, entsteht daraus eine Schlangengrube. Das hatte sie bei kleingeistigen Diktatoren und kleingeistigen Bürokraten erlebt und erlebte es jetzt in der Verwaltung ihrer Heimatstadt. Genau in diesem Moment fasste sie den Entschluss, dieses Übel zu bekämpfen – sie alle zu bekämpfen, sie zu demütigen, ihnen ihre eigene Unfähigkeit vor Augen zu halten.

»Andie«, rief Diane, ohne die Beamtin aus den Augen zu lassen. Andie kam sofort herein, und an ihrem Gesichtsausdruck sah man, dass sie gelauscht hatte. »Begleite diese Dame hinaus. Sie darf nie wieder einen Fuß auf das private Gelände dieses Museums setzen. Sollte sie es dennoch tun, rufst du den Wachdienst.«

»Miss Fallon ...«, begann Warrick. Plötzlich sah ihr Gesicht nicht mehr wütend aus. »Ich versuche doch nur meine Arbeit zu machen.«

»Was immer Sie mir sagen wollen, ist unerheblich. Unser

Gespräch ist beendet.«

»Ich finde selbst hinaus.« Sie machte auf dem Absatz kehrt und verließ das Büro.

»Ist alles in Ordnung?«, fragte Andie. »Ich habe gehört, was sie gesagt hat.«

»Ja, ich bin okay. Aber ich wünschte, ich könnte dafür sorgen, dass ein Dinosaurier sie erschlägt.«

Es klopfte an der Tür, und beide Frauen wandten sich um. Jonas sah aus, als käme er direkt vom Feld.

»Wir haben die Knochen hergebracht«, sagte er. »Ich habe sie Korey gegeben, und er hat sie im Lager in das Gewölbe eingeschlossen.«

»Habt ihr den Schädel auftreiben können?«

Jonas schüttelte den Kopf. »Noch nicht. Aber wir haben eine Möglichkeit gefunden, auf den Grund der Grube zu gelangen.«

»Ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll«, bemerkte Diane.

»Nein, ich habe zu danken. Meine alte Abteilung gehört mir nicht mehr. Wenn du in den Ruhestand gehst, scheinen sie zu glauben, dass dein ganzes Wissen mit in den Ruhestand geht. Ich habe mir jeden Tag anhören müssen, wie nötig sie den Büroraum brauchen. Das hier schickt mir der Himmel. Ich fühle mich, als würde ich noch mal von vorn beginnen.«

»Warum verbringen Sie diese Nacht nicht zu Hause?«, schlug Diane vor.

»Genau das habe ich vor. Ich werde ein schönes Bad nehmen und dann bei einer Flasche Bier noch ein wenig Bach hören.«

»Das klingt sehr verlockend.«

Nachdem Jonas gegangen war, lief Diane zum Konservierungslabor. Korey war immer noch damit beschäftigt, die im Keller gefundenen Papiere zu sortieren. Ein paar einzelne Blätter hatte er auf einem Tisch ausgebreitet.

»Sie arbeiten heute Abend allein?«

»Ja. Hoffentlich brauche ich später kein Alibi.«

Diane lächelte ihn an, als habe er einen Witz gemacht, aber sie sah, dass es ihm ernst war. »Gibt es schon etwas Interessantes in den Papieren aus dem Keller?«

»Ich habe noch keine Seite gründlich gelesen. Viele sind in dieser spinnennetzartigen, schwer lesbaren Handschrift geschrieben. Aber es sind auch einige Bestellformulare an ein Veterinärinstitut dabei, mit denen Kalbsföten bestellt wurden, und eine Bestellung von ein paar fossilen Dinosauriereiern bei einem Typen in Utah. Ich frage mich, wofür die waren. Vielleicht für eine Privatsammlung. Es ist auch eine tolle Karte der Vereinigten Staaten von 1849 dabei. Die habe ich zusammen mit einer Reihe interessanter Zeichnungen zur Bearbeitung in ein anderes Labor geschickt. Die Zeichnungen sahen aus wie die Originalpläne für die Dinosaurier-Wandgemälde in den großen Sälen«, sagte Korey grinsend.

»Das ist ja interessant. Machen Sie weiter und informieren Sie die Ausstellungsleiterin.« Diane hatte die schlechte Angewohnheit angenommen, ihr Personal mit dem Titel statt mit dem Namen anzureden. Sie sollte sich das lieber abgewöhnen. »Informieren Sie Audra, wenn Sie etwas finden, dann kann sie sich schon mal Gedanken machen.«

»Ich habe heute Morgen mit ihr gesprochen.«

»Gut. Und, Korey, ich hoffe, es stört Sie nicht, wenn ich hier im Labor diese Knochen untersuche. Ich wollte mir ein eigenes Labor im zweiten Stock einrichten, aber dieses Gewölbe ist einer der sichersten Orte hier. Die Einbrecher letztens konnten es nicht öffnen.«

»Glauben Sie, der Einbruch hatte mit Ihren Knochen zu tun?«

»Ganz sicher. Ich glaube, sie haben nach dem Schlüsselbein gesucht, mit dem alles anfing.«

»Im Gewölbe steht ein Tisch, den ich Ihnen freiräumen kann.

Dann können Sie daran arbeiten und müssen nicht jedes Mal alles wieder wegpacken. Es ist allerdings ziemlich kalt da unten.«

»Ich ziehe einen Pullover an.«

Diane half Korey, das Lager so umzuräumen, dass sie darin arbeiten konnte. Dann holten sie die Messinstrumente, die Andie schon in den zweiten Stock gebracht hatte.

»Brauchen Sie meine Hilfe?«, fragte Korey.

Diane schüttelte den Kopf. »Ich habe schon Jonas und Sylvia vereinnahmt. Ich kann nicht das gesamte Museumspersonal in Anspruch nehmen.«

»Aber es ist so interessant, was Sie machen.«

Korey beobachtete, wie Diane die Knochen auf dem Metalltisch anatomisch anordnete.

»Es ist nur schwer vorstellbar, dass der arme Kerl mal gelebt hat. Glauben Sie, Sie können ihn zum Sprechen bringen?«, fragte er.

»Oh ja. Er wird mir alles über sich erzählen. Mörder haben gar keine Ahnung, wie gesprächig Knochen sein können.«

Die meisten Knochen des menschlichen Skeletts, außer dem Schädel, waren vorhanden, sogar der Atlas, also der Knochen, auf dem der Schädel ruht. Diane untersuchte ihn mit ihrer Handlupe. Sie prüfte auch alle anderen Knochen des Halses sehr gründlich.

»Keine Beschädigungen.«

»Heißt das, der Mörder hat den Kopf nicht abgetrennt und mitgenommen?«, fragte Korey.

»Wahrscheinlich nicht. Sonst hätte er Schnittspuren an den Halswirbeln hinterlassen.«

Ihre Ausgräber hatten sogar das kleine Zungenbein gefunden, jenen Knochen, der die Zunge stützt und der als Einziger mit keinem anderen Knochen verbunden ist. Doch die meisten Finger- und Zehenknochen und alle Knochen der rechten Hand fehlten. Sie vermutete, dass viele der kleinen Knochen sich noch unter dem Material befanden, das noch gesiebt werden musste.

Nachdem alle Knochen angeordnet und das rechte Schulterblatt, der Oberarmknochen und das Schlüsselbein in ihrer richtigen Position lagen, war die Art der Verletzung klar zu erkennen und bestätigte, was sie bereits gesehen hatte, als Frank ihr das Schlüsselbein zum ersten Mal gezeigt hatte. Auch die zweite, dritte, vierte und fünfte Rippe waren unterhalb des Schulterblatts gebrochen. An der Stelle, an der diese Knochen zusammenkommen, waren sie zerquetscht worden. Sie untersuchte das Schulterblatt mit der Handlupe. Ein Teil der Beschädigung hatte eine gerade Kerbe in dem zerquetschten Knochen hinterlassen.

»Das muss wehgetan haben«, sagte Korey.

»Ich glaube, er wurde ohnmächtig, wenn er überhaupt noch bei

Bewusstsein war.«

»Können Sie erkennen, was geschehen ist?«

»Was immer für eine Wucht ihn traf, sie kam von hinten und richtete sich direkt auf das Schulterblatt.« Diane machte eine gezielte Handbewegung, als wolle sie das Schulterblatt treffen. »Die Verletzung ist zu groß, als dass sie von einer Person mit einer geschwungenen Waffe hätte beigebracht werden können.«

»Wovon denn sonst?«

»Ich weiß es nicht.« Sie legte die Knochen an ihren Platz zurück. »Er hat auch einen verheilten Bruch im linken Schienbein. Vielleicht gibt es irgendwo eine Röntgenaufnahme, die ihn identifizieren könnte, wenn wir je einen Anhaltspunkt finden, wer er sein könnte.«

»Was wissen Sie sonst noch über ihn?«

»Er war sehr muskulös.« Sie zeigte auf die ausgeprägten Muskelansätze an seinen Armen und Beinen. »Knochen sind plastisch und verformen sich das ganze Leben lang. Darum kann man ihnen ansehen, ob sie hart arbeiten oder trainieren mussten. Starke Muskeln brauchen einen festeren Halt.« Sie erzählte ihm von den Ergebnissen der stabilen Isotopenanalyse, die sie an dem Schlüsselbein vorgenommen hatte.

»Na, das ist ja cool. Sie sollten eine forensische Abteilung im Museum einrichten. In der zweiten Etage haben wir noch Platz dafür.«

»Ein Vorstandsmitglied hat das auch schon vorgeschlagen. Dabei bin ich hergekommen, um gerade *keine* Gerichtsmedizin mehr zu betreiben.«

»Sollte wohl nicht sein. Vielleicht will das Universum Ihnen damit etwas sagen.«

»Ja, dass ich eine Idiotin bin.«

Diane hätte gern anhand des Schädels die Rasse bestimmt.

Ohne ihn musste sie andere Methoden anwenden. Es handelte sich meistens um Messungen, die aber alle sehr ungenau waren.

Sie begann mit den Röhrenknochen. Zuerst legte sie den linken Oberarmknochen auf ein osteometrisches Brett – eine Holzfläche, auf der das eine Ende des Knochens an ein »Kopfbrett« gelegt wird, während man mit einem verschiebbaren »Fußbrett« seine Länge markiert. Die Messergebnisse gab sie in ihren Computer ein.

»Die meiste Zeit messe ich nur«, sagte sie. »Es ist, als würde man das Gras beim Wachsen beobachten.«

»So kommt es mir auch vor«, sagte Korey. »Ich werde lieber im Labor weitermachen. Rufen Sie mich, wenn ich Ihnen etwas bringen kann.«

Diane widmete sich wieder ihrer Arbeit und verlor bei ihren minutiösen Messungen der verschiedenen Knochenteile jegliches Zeitgefühl. Sie gab alle Daten in ihren Computer ein und musste an Kevins Frage auf dem Empfang denken, wofür er Mathematik brauche. Wenn er sie jetzt sehen könnte, würde er meinen, sie täte nichts anderes als rechnen, aber die Mathematik lieferte oft die besten Ergebnisse. Vermessen war zwar langweilig, aber sie hatte gelernt, gründlich zu sein.

Das Klingeln ihres Handys schreckte sie auf. Vielleicht sollte sie es durch eine Melodie ersetzen.

»Dr. Fallon. Hier ist der Empfang. Ein Dr. Duncan möchte Sie sehen.«

Dr. Duncan. Wer ist das denn? Dann erinnerte sie sich an Franks Bruder Linc. »Sagen Sie ihm bitte, er soll in den ersten Stock ins Mitarbeiterzimmer kommen. Und zeigen Sie ihm den Weg.«

Diane verließ das Gewölbe und schloss die Tür hinter sich. Korey saß noch über seinen Papieren.

»Ein Besucher ist auf dem Weg zu mir«, sagte sie. »Franks Bruder. Ich werde eine Weile fort sein. Wenn Sie gehen, schließen Sie bitte ab. Ich habe einen Schlüssel.«

Sie ging auf die Toilette neben Koreys Büro, um sich die Hände zu waschen. Der Spiegel verriet ihr, wie schlecht sie aussah. Sie fuhr sich mit den nassen Fingern durch das Haar, aber das half auch nicht. »Schließlich habe ich kein Date mit ihm«, sagte sie zu ihrem Spiegelbild.

Als sie das Konservierungslabor verließ und über den Flur zum Mitarbeiterzimmer ging, kam Linc aus dem Aufzug und ging durch die Tür zum Ostflügel. Er hielt zwei große Pizzaschachteln und eine Tüte, in der vermutlich Getränke waren, in der Hand.

»Ich hoffe, Sie mögen Pizza«, sagte er.

»Ja, mag ich, aber wie viele Leute möchten Sie füttern?«

Er lächelte. »Man weiß ja nie.«

Er erinnerte sie sehr an Frank. Offensichtlich war es in der Familie üblich, zu viel zu essen mitzubringen. Tränen traten ihr in die Augen. Sie drehte den Kopf zur Seite und führte Linc in den Aufenthaltsraum. Er stellte die Schachteln auf den Tisch in der Ecke, holte die Getränke heraus und reichte ihr eine Flasche Wasser. »Sie sehen ganz ausgetrocknet aus.«

»Mir geht es gut. Ich habe nur eine gequetschte Niere.«

»Eine gequetschte Niere gibt es nicht *nur so*. Sie klingen wie manche Sportler, die ich behandelt habe, und ich sage Ihnen jetzt dasselbe, was ich denen immer sage: Sie sind nicht unbesiegbar.«

»Wie geht es Frank?«

Linc schwieg eine ganze Weile.

»Nun sagen Sie schon, was ist passiert?« Panik stieg in ihr hoch und drehte ihr fast den Magen um.

»Er hat eine Lungenentzündung bekommen.«

»Oh Gott, wie schlimm ist es?«

»Schlimm genug. Sie behalten ihn auf der Intensivstation.«

Diane stand auf. »Ich muss ihn sehen.«

Linc hielt sie an der Hand fest. »Er schläft jetzt. Essen Sie erst einmal. Ich hoffe, Sie sind keine Vegetarierin. Ich habe Salami auf die Pizza legen lassen.«

»Nein, ich bin keine Vegetarierin.« Diane nahm Pappteller aus einem Schrank im Aufenthaltsraum, und sie setzten sich an den Tisch, um zu essen. Es fiel ihr schwer, die Tränen zu unterdrücken.

»Frank bringt mir auch immer etwas zu essen, immer viel zu viel. Das muss bei Ihnen in der Familie liegen.«

»Das liegt wahrscheinlich daran, dass wir Jungs nie genug bekommen konnten, als wir größer wurden.«

Diane nahm sich ein Stück Pizza und biss hinein. Es war noch warm und schmeckte gut. Dass sie hungrig war, merkte sie immer erst, wenn sie etwas aß.

»Erklären Sie mir doch mal, worum es hier eigentlich geht«, bat Linc nach einigen Bissen.

Diane erzählte ihm die ganze Geschichte, vom ersten Knochen, den Frank ihr gezeigt hatte, bis zu dem restlichen Skelett, das jetzt, ohne Schädel, in ihrem Lagerraum lag.

»Sie glauben also, was Frank und Ihnen zugestoßen ist, hängt mit dem Mord an seinen Freunden zusammen?«

»Ja.«

»Was bringt es denen, wenn sie Frank erschießen?«

»Frank und ich sind die Einzigen, die eine alternative Spur verfolgen. Die Polizei interessiert sich nicht dafür. Frank ist der Einzige, der Star schützt. Ohne ihn wird sie wahrscheinlich verurteilt. Es gibt noch ein paar Ungereimtheiten in meiner Theorie, aber ich bin mir ziemlich sicher, dass das, was uns passiert ist, in direktem Zusammenhang mit dem Mord an den

Boones steht.«

»Sieht ganz so aus. Wenn das stimmt, dann stimmt auch Ihre Vermutung, dass Frank immer noch in Gefahr schwebt. Was wollten Sie tun, bevor wir eintrafen?«

»Frank hat Leute vom Sicherheitsdienst angefordert, die das Haus der Boones bewachen sollten, damit keine Verwandten Stars Besitz davontragen können. Ich wollte sie bitten, jemanden vor Franks Zimmer zu stellen. Er hat auch Freunde bei der hiesigen Polizei, und ich bin mir sicher, sie würden ihm gern helfen.«

»Warum gehen Sie nicht nach Hause und schlafen sich aus? Haben Sie seit dem Überfall überhaupt geschlafen?«

»Ich möchte die Analyse so schnell wie möglich abschließen.«

»Sie und Frank passen wirklich gut zusammen. Er hält sich auch für unentbehrlich. Ich hoffe nur, dass keinem von euch etwas zustößt.«

Diane lächelte ihn an. »Ich bin nicht unentbehrlich, aber außer mir kann keiner im Moment das Skelett analysieren.«

»Ja, ja. So etwas würde Frank auch sagen.«

»Wie kam er eigentlich dazu, Akkordeon spielen zu lernen?«, fragte Diane.

Linc lächelte verschmitzt. »Weil sich alle darüber lustig gemacht haben, glaube ich. Als Kind war Frank völlig immun gegenüber Druck von seinesgleichen. Er ließ sich von niemandem beeinflussen, und die Meinung der anderen war ihm egal.«

»Das muss in der Schule schwer gewesen sein. Sicherlich haben ihn die anderen Schüler ständig gehänselt.«

»Anfangs ja. Aber als wir groß genug waren, um Boxhandschuhe zu tragen, ohne das Gleichgewicht zu verlieren, hat Dad uns Boxen beigebracht.«

»Boxen? Keine andere Kampfsportart?«

»Nein. Boxen ist das Beste.« Linc stellte sich in Boxpose und schlug in die Luft. »Wenn du die Füße vom Boden nimmst, verlierst du schnell das Gleichgewicht. Wir mochten es sehr, wenn die anderen Kinder sich mit ihren Tritten für besonders schlau hielten. Die waren leicht umzuhausen.«

»Vom Boxen hat er mir nie erzählt. Aber ich habe vor kurzem erst erlebt, dass er im Karaoke unschlagbar ist.«

»Sie sollten uns mal alle drei erleben.«

Diane lachte. »Und was ist mit Ava? Ist sie auch gut in Karaoke und Boxen?«

»Sie spielt Klavier. Ziemlich gut sogar. Und nimmt ihre Rolle als ältere Schwester besonders ernst. Wenn es Frank besser geht, wird sie ihm eine Standpauke halten.«

»Ihr seid eine wirklich nette Familie.«

»Wir mögen uns jedenfalls.« Linc trank einen großen Schluck Cola. »Darf ich das Skelett mal sehen?«, fragte er.

Diane hatte so viel gegessen, wie sie schaffen konnte. Das waren zwei Stücke einer extragroßen Pizza mit Salami, Pilzen und Paprika. Sie trank einen Schluck Wasser und sah Linc prüfend an.

»Frank bat mich, auf Sie aufzupassen«, sagte er, als wolle er ihren Blick beantworten. »Er scheint Sie ziemlich gut zu kennen.«

»Natürlich können Sie es sehen. Ich gebe noch meine letzten Messungen in den Computer ein, dann gehe ich nach Hause.«

Korey wollte sich gerade auf den Heimweg machen. Diane stellte die beiden Männer einander vor.

»Das mit Ihrem Bruder tut uns allen sehr Leid«, sagte Korey, als er Linc die Hand gab. »Bis morgen, Dr. Fallon. Ich habe ein paar interessante Dinge in dem kleinen Papierstapel gefunden.«

»Wir haben noch eine Pizza übrig«, sagte Linc. »Möchten Sie

sie nicht mitnehmen?«

Korey sah überrascht aus. »Gern. Danke.«

Als er gegangen war, zog Diane den Schlüssel aus der Tasche und öffnete die Tür zum Lagerraum.

»Hier ist unser geheimnisvoller Junge«, sagte sie.

»Und Sie haben keinen Schädel?«, fragte Linc.

»Leider nicht. Ich wünschte, ich hätte ihn. Dann könnten wir rekonstruieren, wie er ausgesehen hat. Die Ausgräber suchen noch danach.«

»Glauben Sie, er wurde abgetrennt?«

»Die Wirbelsäule zeigt keine Spuren, die darauf schließen lassen.«

»Was wissen Sie über ihn?«

»Er wuchs in einem kalten, feuchten Klima auf, war Vegetarier, aß aber Fisch. Nach der Vegetation zu schließen, die über ihn gewachsen war, lag er etwa fünf Jahre dort.« Diane erzählte ihm von der stabilen Isotopenanalyse.

»Ich bin beeindruckt.«

»Das sollten Sie auch sein. Das habe ich nämlich schon herausgefunden, als ich nur das Schlüsselbein hatte. Mit all diesen Knochen hier müsste der Rest eigentlich ein Kinderspiel sein.«

»Was wissen Sie über sein Alter und seinen Zustand?«

»Bei seinen Röhrenknochen sind die Epiphysenfugen nur zur Hälfte oder zu drei Viertel geschlossen. Das gilt auch für den Beckenkamm.« Sie strich mit den Fingern über den oberen Rand des Beckenknochens und hob ihn hoch. »Schauen Sie sich die Schambeinfuge an.« Mit dem Daumen rieb sie über die waagerechten Kanten und Rillen, wo die beiden Beckenknochen vorn zusammenliefen. »Das ist ein junger Knochen. Ich vermute, er war um die zwanzig.«

»So alt wie mein Sohn«, sagte Linc, wobei er über den

Knochen strich. »Irgendwo da draußen sind sicherlich Eltern, die sich fragen, wo er ist.«

»An diesem Becken ist etwas ungewöhnlich«, erklärte Diane weiter und zeigte ihm die Verletzung neben der Schambeinfuge. »So etwas sieht man sonst nur bei schwangeren Frauen oder Frauen, die geboren haben. Sie entsteht nur, wenn großer Druck auf die Fuge ausgeübt wird.«

»Was ist mit seinen Schienbeinen?«, fragte Linc.

»Schienbeine? Er hat einen verheilten Bruch an einem Schienbein.«

»Was ist mit seinem Ellbogen?«

Diane zog die Augenbrauen hoch, griff nach dem linken Ellbogenknochen und untersuchte ihn. Erstaunt überprüfte sie auch den rechten Ellbogenknochen, doch der war von Tieren angeknabbert worden.

»Der linke Ellenbogen hat eine verheilte Verletzung. Der rechte vielleicht auch, aber das kann ich nicht mehr feststellen.«

Linc zwinkerte ihr zu.

»Und was ist mit seinem Kreuz?«

Diane kniff die Augen zusammen und untersuchte die Lendenwirbel. »Einer zeigt Abnutzungserscheinungen an den Rändern.«

Lincs breites Lächeln legte eine Reihe gleichmäßiger, weißer Zähne frei.

Diane legte die Wirbel an ihren Platz zurück. Sie drehte sich zu Linc um, der immer noch zufrieden lächelte.

»Okay, was wollen Sie mir sagen?«

»Ich glaube, Ihr Junge hier hat Eishockey gespielt«, sagte er.

»Eishockey?«

»Ich habe dieses Verletzungsmuster häufig bei Eishockeyspielern gesehen. Schienbeinbrüche sind an der Tagesordnung, genauso wie die Abnutzungen im unteren Rückenbereich. Manche haben so schlimme Schleimbeutelentzündungen am Ellbogen, dass sie Narben auf den Knochen hinterlassen. Bei vielen Sportarten kommt es zu Problemen in der Leistengegend, aber nur beim Eishockey übt die Seitwärtsbewegung einen solchen Druck auf die Schambeinfuge aus, dass Veränderungen entstehen, wie Sie sie mir gezeigt haben.«

»Also haben wir es wahrscheinlich mit einem Eishockeyspieler zu tun. Gut. Phantastisch. Und er wuchs in einem kalten Klima auf. Das passt. Da draußen gibt es sicherlich jemanden, der mit all diesen Informationen unseren Jungen identifizieren kann. Ich danke Ihnen.«

»Es freut mich, dass ich helfen konnte. Und werden Sie jetzt meinen ärztlichen Rat befolgen und nach Hause gehen, um sich auszuruhen?«

»Einverstanden.«

Diane schloss Gewölbe und Lagerraum ab, schaltete das Licht im Labor aus, schloss das Labor und die gesamte erste Etage hinter ihnen ab. Ihre Schritte hallten im Flur wider, als sie über den Marmorfußboden zum Aufzug gingen.

Die beiden Dienst habenden Wachleute Chanell Napier und Bernie Chapman standen unten am Empfang und unterhielten

sich. Chanell stand hinter dem halbkreisförmigen Tresen, und Bernie lehnte von außen daran.

»Wo ist Leonard heute Abend?«, fragte Diane.

»Er ist schon seit ein paar Tagen krank«, erwiderte Chanell.

»Wir sind für ihn eingesprungen.«

Diane merkte, wie sehr sie in letzter Zeit das Museum vernachlässigt hatte, und empfand Schuldgefühle. »Hoffentlich nichts Ernstes?«

»Ich glaube nicht«, sagte Chanell. »Er sagt, er habe Migräne.«

»Und Ihnen beiden geht es gut?«

»Ja, es ist alles ruhig hier. Bernie wollte gerade seinen Rundgang machen.«

Bernie fuhr sich mit der Hand durch das rote Haar und setzte seine Uniformmütze auf. »Dann gehe ich mal«, sagte er und machte sich auf.

»Und halten Sie bitte Ausschau nach der vermissten Schlange«, trug sie ihm auf. »Ich möchte, dass sie gefunden wird.«

»Oh mein Gott«, sagte Bernie zitternd. »Die Schlange habe ich ganz vergessen.« Er sah den Fußboden entlang, die Wände hoch und unter einen Tisch in der Halle, als er an ihm vorbeikam.

Plötzlich sprang er zur Seite, als hätte er etwas gesehen, ging dann aber ruhig weiter.

Diane schüttelte verwundert den Kopf. Sie hatte noch gar keine Zeit gehabt, einen Leiter für die Wachmannschaft zu bestimmen. Sie dachte an Jake Houser, aber der hatte seinen Vollzeitjob bei der Polizei. Chanell wäre durchaus geeignet. Bevor sie ins Museum kam, hatte sie schon Erfahrungen beim Sicherheitsdienst der Universität gesammelt, und Diane konnte sie ja zu Kursen an die Polizeiakademie schicken. Chanell hatte sich jedenfalls als zuverlässig erwiesen und konnte vor allem

eigenständig arbeiten.

»Chanell, kommen Sie bitte morgen in mein Büro, wenn Ihr Dienst anfängt.«

Die junge Frau sah einen Augenblick lang erschrocken aus, doch als Diane ihr zulächelte, hellte ihr Gesicht sich wieder auf. Diane fühlte sich, nachdem sie diese Entscheidung getroffen hatte, wohler. Sie hätte sie schon vor mehreren Tagen treffen sollen.

Sie überließen das Museum den Wachleuten, und Linc brachte Diane zu ihrem Auto. »Soll ich hinter Ihnen herfahren?«

»Nein. Ich fahre direkt nach Hause. Sagen Sie mir noch, ob Frank wieder ganz in Ordnung kommt.«

»Ich glaube, ja. Es geht ihm zurzeit zwar nicht besonders gut, aber er wird es ganz sicher überleben.«

Im Krankenhaus hatte sie niemanden nach den Spätfolgen der Verletzungen für Frank gefragt. Was, wenn es welche gäbe? Erst jetzt fragte sie sich, ob er gelähmt bleiben könnte oder Probleme mit dem Herzen bekommen würde. Sie hatte Angst, danach zu fragen. Sie wollte sich schon in ihr Auto setzen, hielt dann jedoch inne.

»Wie geht es ihm wirklich? Ich meine, wird er wieder richtig gesund werden?«

»Ich weiß es nicht. Sie haben alles operiert, und er hat auch wieder Gefühl in den Armen und in den Beinen. Die Kugel steckte nicht zu dicht an der Wirbelsäule und hat offensichtlich keine Nerven beschädigt. Er wird noch eine Weile sehr schwach sein. Fahren Sie nach Hause, ruhen Sie sich aus und machen Sie sich keine Sorgen.«

Diane setzte sich ins Auto, und Linc schlug die Tür zu. Sie ließ die Fensterscheibe hinunter, um auf Wiedersehen zu sagen. Er reichte ihr seine Karte. »Da steht meine Handynummer drauf. Rufen Sie mich an, wenn Sie etwas brauchen.«

Sie fuhr nach Hause und parkte vor dem Gebäude. Der Weg vom Auto zu ihrer Wohnung kam ihr wie ein Spießrutenlauf vor, und sie hasste es, so zu leben. Sie rannte die Treppe hinauf und öffnete ihre Wohnungstür. Nachdem sie das Licht eingeschaltet hatte, hoffte sie darauf, sich sicher zu fühlen. Sie tat es nicht. Sie fürchtete sich.

Im Flur blieb sie stehen und lauschte. Kein Quietschen, kein Atmen oder etwas Ähnliches. *Das ist ja lächerlich, reiß dich zusammen.* In dieser kleinen Wohnung gab es keine Verstecke. Höchstens unter ihrem Bett oder auf der Toilette.

Schnell sah sie nach, was ihr anschließend lächerlich vorkam. Was wäre geschehen, wenn sie jemanden entdeckt hätte? Sie hatte noch nicht einmal eine Waffe. Sie ging ins Wohnzimmer und wollte schon den Fernseher einschalten, als sie sah, dass sich hinter dem Vorhang hinter ihrem Sessel eine Gestalt abzeichnete. Das Herz schlug ihr bis zum Hals. Sie war wie gelähmt vor Schrecken.

So ungezwungen wie irgend möglich ging sie durch den Flur in die Küche, um eine Waffe zu suchen. Was für eine Waffe? Sie konnte keinen klaren Gedanken fassen. Ein Messer. Vielleicht. Aber wie sollte sie einen Messerkampf mit einem Eindringling gewinnen? Sie konnte davonlaufen, aber würde sie es schaffen, bevor er sie einholte? Am besten, sie rief jemanden an, der ihr zu Hilfe eilen konnte. Aber ihr Handy lag im Schlafzimmer, und wer immer im Wohnzimmer stand, er würde sie sprechen hören. Sie könnte sich mit dem Handy auf der Toilette einschließen. Aber wie sollte Hilfe eintreffen, bevor er die Tür aufgebrochen hatte? Sie hörte etwas rascheln und dann den Fußboden knarren. Es blieb ihr keine Zeit mehr.

Ihr Blick fiel auf die gusseiserne Pfanne auf dem Herd. Sie griff danach und ging in den Flur hinaus. Langsam schob sie sich in Richtung Wohnzimmer. Vielleicht konnte sie den

Eindringling überraschen und mit der Pfanne niederschlagen. Sie hob die Pfanne, als sie den Schatten neben der Lampe sah. Noch eine Sekunde. Sie holte zum Schlag aus, geriet ins Schwanken, schlug mit voller Wucht gegen die Wand und hörte einen durchdringenden Schrei.

»Mrs. Odell, was machen Sie denn in meiner Wohnung? Ist Ihnen klar, dass ich Ihnen beinah den Schädel eingeschlagen hätte?«

Mrs. Odell in ihrem rosafarbenen Bademantel hielt sich die Hand aufs Herz und atmete schwer. Diane führte sie zum Sofa.

»Ist Ihnen was passiert? Was machen Sie hier?«

»Die Katze«, keuchte sie. »Ich suche die Katze.«

»Mrs. Odell ...«, Diane wurde durch lautes Klopfen an der Tür unterbrochen.

»Das ist bestimmt Marvin.« Sie atmete immer noch schnell.

Diane ging zur Tür. Ein Mann in den Siebzigern, etwas kleiner als Diane, stand vor ihr. Sein Gesicht ähnelte dem eines Pferds und sah sehr besorgt aus.

»Veda, Veda. Hast du so geschrien? Was haben Sie mit Veda gemacht?«

»Ich hätte sie beinahe mit einer gusseisernen Pfanne erschlagen, Mr. Odell. Ich habe keine Katze, und ich hatte auch nie eine Katze. Katzen sind in dieser Wohnung nicht erlaubt.«

»Veda war sich sicher, Sie hätten eine.«

»Was? Sie hat mit einer Bratpfanne zugeschlagen?«, ertönte eine Stimme aus dem Hausflur. Andere Mieter hatten sich mit der Hauswirtin im Flur versammelt.

»Was ist passiert?«, fragte die Hauswirtin.

»Mrs. Odell hat sich in meiner Wohnung hinter einem Vorhang versteckt, und ich hätte sie fast erschlagen, wenn ich nicht rechtzeitig gesehen hätte, wer es war«, erklärte Diane. Sie wollte nicht, dass ihre Nachbarn glaubten, sie schläge nette alte

Damen.

Mit einem zu Recht zerknirschten Gesichtsausdruck und einem »Ach-du-meine-Güte« für Veda Odell betrat die Hauswirtin Dianas Wohnzimmer.

»Wie sind Sie hier hereingekommen?«, fragte Diane.

Veda warf ihrem Mann einen schuldbewussten Blick zu. »Wir, nun, wir ... wir haben ihn uns ausgeliehen.«

»Was? Meinen Schlüssel?«, fragte die Wirtin. »Sie haben meinen Schlüssel gestohlen?«

»Wir haben ihn nur ausgeliehen. Marvin wird noch ganz verrückt von seiner Allergie.«

»Sie können doch keine Schlüssel stehlen und in der Wohnung anderer Leute herumschnüffeln. Dr. Fallon ist erst neulich auf dem Parkplatz überfallen worden. Was glauben Sie, wie sie sich fühlt, wenn sich jemand hinter ihrem Vorhang versteckt?«

»Es gab ja kein anderes Versteck, als sie plötzlich hereinkam. Ich wagte mich kaum noch zu bewegen.«

»Marvin, bringen Sie Veda in Ihre Wohnung zurück und geben Sie mir den Schlüssel.«

Sie streckte die Hand aus, und Veda legte den Schlüssel hinein.

Die Odells zogen sich kleinlaut zurück. Auch die anderen Mieter verschwanden in ihren Wohnungen. Nur die Wirtin und Diane blieben stehen. Diane schaute sie an, wie sie Ariel angeschaut hatte, wenn sie etwas Verbotenes getan hatte.

»Sie wissen Bescheid, nicht wahr?«

»Neulich nachts sah ich den Schwanz.«

»Sie ist eine so hübsche Katze, und ich habe sie gern um mich. Ich hatte so gehofft ... aber jetzt muss ich sie wohl weggeben.«

»Vielleicht finden Sie ja für die Odells eine Wohnung über

einem Beerdigungsinstitut«, sagte Diane.

»Ja, sie sind schon ein eigenartiges Paar, nicht wahr? Sie machen dauernd Pläne für ihre Beerdigung, können Sie sich das vorstellen? Ein seltsames Hobby. Wie die sich wohl gefunden haben?«

»Wahrscheinlich haben sie sich auf einer Beerdigung kennen gelernt«, sagte Diane.

Die Vermieterin zuckte die Schultern. »Vielleicht haben Sie Recht.«

Diane ließ sich auf ihr Sofa sinken und war plötzlich sehr müde.

»Sie hatten sogar Kinder«, erzählte die Vermieterin weiter. »Sieben, aber sie sind alle gestorben. Veda hat mir Bilder von den Beerdigungen gezeigt. Da bekommt man doch eine Gänsehaut, nicht wahr?« Damit ging sie in ihre Wohnung zurück.

Ja, da bekommt man wirklich eine Gänsehaut. Sie schloss die Wohnungstür ab und stellte einen Stuhl unter die Klinke. Bevor sie sich ins Schlafzimmer schleppte und ins Bett sank, nahm sie noch eine Schmerztablette gegen ihre rasenden Rückenschmerzen. Vom Bett aus sah sie, dass ihr Anrufbeantworter blinkte. *Frank*, dachte sie und drückte auf den Abspielknopf.

Die Nachricht war von Gregory. Er bat um Rückruf, weil er Neuigkeiten für sie hatte.

Diane schaute auf die Uhr. In England war es viel zu früh, um jetzt anzurufen. Sie stellte ihren Wecker auf fünf Stunden später, als das Telefon klingelte. Sie griff rasch nach dem Hörer.

»Diane«, hörte sie Gregory sagen. »Ich nehme an, du würdest erst morgen zu einer zivilen Zeit zurückrufen. Darum versuche ich es noch mal.«

»Schläfst du denn nie?«, fragte sie.

»Ich brauche nicht viel Schlaf. Vier Stunden pro Nacht reichen, dann bin ich fit für den ganzen Tag. Ich habe Neuigkeiten für dich. Fast nur gute oder zumindest aufschlussreiche.«

»Ein paar gute Nachrichten kann ich wahrlich brauchen.«

»Gut ist, dass Ivan Santos und seine Leute noch in Puerto Barquis sind. Es gibt keine Anzeichen dafür, dass jemand von ihnen das Land verlassen hat oder sogar in die Staaten eingereist ist. Die schlechte Nachricht ist, dass sie einen Putsch vorbereiten.«

»Es tut mir so Leid für die Leute. Sie haben schon so viel durchmachen müssen.«

»Ich fürchte, sie werden noch mehr ertragen müssen.«

»Aber ich muss zugeben, ich bin erleichtert, dass er nicht hier ist.«

»Ich weiß. Aber ich habe noch mehr Neuigkeiten für dich. Ich habe mich umgehört und erfahren, dass vor ein paar Wochen jemand aus deiner Abteilung auf einer kleinen privaten Party über die Ereignisse des vergangenen Jahres gesprochen hat. Vielleicht führte er nichts Böses im Schilde, aber ich nehme es ihm trotzdem übel. Einer der Partygäste stammte aus Rosewood.«

»Wirklich? Wer?«

»Gordon Atwell. Kennst du ihn?«

»Allerdings. Er ist Vorstandsmitglied und einer der Gefolgsleute von Mark Grayson. Er hält die Hypothek auf das Museum, beziehungsweise seine Bank hält sie.«

»Dann hilft dir diese Information vielleicht.«

»Das tut sie.«

»Wie geht es dir sonst?«

»Willst du es wirklich wissen?«

»Also ist was passiert. Ich höre es am Ton deiner Stimme. Erzähl es mir.«

»Das ist eine lange Geschichte. Du bekommst vielleicht keine vier Stunden Schlaf heute Nacht.«

»Leg los.«

Diane erzählte ihm die ganze Geschichte bis zu Mrs. Odell hinter ihrem Vorhang. Das brachte ihn wenigstens zum Lachen.

»Tut mir so Leid. Ich sollte nicht lachen. Aber das Bild von dieser Frau in ihrem rosafarbenen Bademantel hinter deinem Vorhang ... abgesehen von dir, wie du mit einer gusseisernen Pfanne in der Hand dastehst, um sie zu erschlagen ... Ist es eine alte Pfanne?«

»Nicht unbedingt. Ich backe mein Maisbrot darin.«

»Maisbrot? Nur das?«

»Ja. Es dauert Jahre, bis sie den richtigen Geruch für Maisbrot hat. Sie wird nie abgewaschen. Man kann also auch nichts anderes darin machen.«

»Das meinst du nicht ernst. Wie machst du das Ding sauber?«

»Ich wische sie nur aus, wenn ich das Brot herausgenommen habe. Vor dem nächsten Gebrauch wird sie eingefettet und in einen zweihundert Grad heißen Backofen geschoben, bis es zischt. Das überlebt kein Bazillus.«

»Ist das eine eurer Südstaaten-Spezialitäten?«

»Ja.«

»Du musst mir mal so ein – hat es eigentlich einen richtigen Namen? Es ist doch eigentlich kein Laib Brot, oder? Ich habe schon von Maisfladen gehört.«

»Manche nennen es so. Für mich ist es ein Pfannen-Maisbrot.«

»So was musst du mal für mich backen.«

»Mach ich gern. Sag mir, wann du in die Staaten kommst. Ihr müsst euch unbedingt mein Museum anschauen.«

»Marguerite und den Jungs wird es bestimmt gefallen. Ich denke, ich komme in ein paar Monaten rüber zu euch. Ich sag dir rechtzeitig Bescheid. Das mit deinem Freund tut mir Leid und das mit dir natürlich auch. Jetzt musst du aber ein bisschen schlafen. Es klingt, als seist du immer noch verletzt.«

»Es tut nur ab und zu weh.«

»Geh ins Bett und schlaf ein wenig. Halt mich auf dem Laufenden. Ich mache mir deinetwegen immer noch Sorgen.«

»Ich weiß. Und es tut gut, mit dir zu reden.« Diane legte den Hörer auf und kuschelte sich endlich in ihr Bett. Sie war froh, dass er angerufen hatte. Gregory schaffte es immer wieder, sie auf den Boden der Tatsachen zurückzuholen.

Der nächste Morgen kam viel zu schnell. Sie stellte den Wecker ab, erhob sich mühsam aus dem Bett und ging unter die Dusche. Das warme Wasser tat ihren wunden Muskeln gut. Ihrem Körper schien es besser zu gehen. Keine stechenden Schmerzen mehr, und auch die Nieren taten ihr nicht mehr ganz so weh.

Sie nahm einen silbergrauen Hosenanzug aus dem Schrank, zog ihn an und auf dem Weg nach draußen steckte sie sich noch einen Müsliriegel fürs Frühstück ein. Die Sonne schien. Es versprach ein schöner Tag zu werden, obwohl der Wetterbericht

Regen angekündigt hatte. Sie fuhr zum Krankenhaus und betete, es möge Frank besser gehen.

Als sie auf die Anmeldung zuing, kroch nackte Angst in ihr hoch. Sie stellte sich vor, wie sie sich nach Frank erkundigte und die Antwort bekam, dass er tot sei. *Das ist doch lächerlich.* Sie riss sich zusammen und fragte mit fester Stimme, ob sie Frank Duncan besuchen könne. Im selben Moment erblickte sie Linc und Henry im Wartezimmer und ging zu ihnen.

»Seine Lage ist stabil«, sagte Linc, noch bevor sie ihn fragen konnte.

»Was für eine Erleichterung.«

»Sie sehen besser aus.«

»Ich habe gestern Abend einen kleinen Adrenalinschub bekommen.« Lachend erzählte sie von Mrs. Odell hinter ihrem Vorhang. Die beiden stimmten in ihr Lachen ein, und das tat ihr gut.

»Vielen Dank für Ihre Hilfe gestern Abend«, sagte Diane.

»Verstehen Sie mich nicht falsch«, sagte Linc, »aber ich gehe jede Wette ein, dass es sich um einen begeisterten Eishockeyspieler handelt.«

»Ich will noch heute Franks Kollegen anrufen und ihn bitten, bei den vermisst gemeldeten Personen zu suchen. Vielleicht finden wir ja etwas.«

»Wollen Sie Frank sehen?«, fragte Linc.

»Ja, das will ich.«

Linc begleitete Diane zur Intensivstation, blieb aber draußen vor der Tür, als sie zu Frank hineinging. Frank war wach. Er war sehr blass. Sie nahm seine Hand.

»Hey«, flüsterte er. »Ich denke an dich.«

»Hoffentlich nur Gutes.«

»Immer.«

»Linc war eine große Hilfe. Hat er es dir erzählt?«

Frank nickte. »Interessant.«

»Ich werde deinen Kollegen informieren. Ich dachte, ich bitte ihn, nach unserem Jungen suchen zu lassen.«

»Das macht er bestimmt.«

»Ich bleibe nicht lange. Ich wollte nur sehen, wie es dir geht. Warum musstest du dir auch noch eine Lungenentzündung einfangen?«

»Die war schon im Anzug.« Er lächelte schwach.

Diane drückte seine Hand. »Gestern habe ich Star besucht. Es geht ihr gut. Ihre Anwältin versucht sie auf Kautionsfreizubekommen. Ich habe ihr gesagt, sie kann bei mir wohnen.«

Frank hielt ihre Hand fest. »Danke.«

»Werde schnell wieder gesund.« Sie küsste ihn auf die Wange. »Dann musst du mir nämlich einen Gefallen tun.«

Er versuchte zu lächeln. »Und was soll das sein?«

Diane beugte sich vor und flüsterte ihm ins Ohr. »Du musst mir Boxen beibringen.«

»Wie geht es ihm wirklich?«, fragte sie Linc, als sie gemeinsam die Intensivstation verließen.

»Er hält sich tapfer. Frank hat nie viel Antibiotika geschluckt. Das kommt ihm jetzt zugute, denn es ist manchmal nicht leicht, ein Antibiotikum zu finden, das überhaupt noch wirkt.«

»Gibt es noch ... andere Probleme?«

»Nein, Henry und ich sind ständig hier. Die meisten Besucher gehen nicht bis zur Intensivstation. Ihnen reichen die Auskünfte, die sie von uns oder von der Anmeldung bekommen.«

»Vielleicht leide ich ja unter Verfolgungswahn.«

Linc lächelte. »Vielleicht, aber es kann nicht schaden, für den Notfall vorbereitet zu sein. Henry und mir macht es nichts aus, hier aufzupassen.«

Nach ihrem Krankenhausbesuch fuhr Diane zum Gefängnis. Sie rechnete nicht damit, Star besuchen zu dürfen, hoffte aber, der Dienst habende Beamte würde Star wenigstens erzählen, dass sie es versucht hatte. Umso überraschter war sie, als man sie in denselben Raum führte wie beim letzten Mal und auch Star hereinbrachte. Ihre Arme waren nicht mehr verbunden, sodass Diane die zehn Zentimeter langen Narben auf jedem Arm sehen konnte. Ihr fiel gleichzeitig auf, dass kein Arm verräterische Nadeleinstiche aufwies. Was für Drogen Star auch immer nahm, sie spritzte sie nicht in die Venen. Gut zu wissen.

»Wie geht es Onkel Frank?«

Diane erzählte ihr von seiner Lungenentzündung. Sie wollte nicht, dass sie es von jemand anderem erfuhr. Das hätte das Vertrauen gleich wieder zerstört, das Star gerade erst zu ihr aufbaute.

»Es geht ihm den Umständen entsprechend gut. Seine Brüder sind dort. Einer von ihnen ist Arzt, und er sagt mir die Wahrheit über Franks Gesundheitszustand.«

»Das ist alles meine Schuld, nicht wahr?«

»Wie meinst du das?«

»Wenn Mom und Dad Onkel Frank nicht den Knochen gegeben hätten, damit die Polizei nach mir sucht ... damit hat doch alles angefangen.«

»Erstens wissen wir gar nicht, ob der Knochen etwas mit dem zu tun hat, was ihnen passiert ist. Zweitens, und das ist das Wichtigste, hat der die Schuld, der sie ermordet hat. Vergiss das niemals!«

»Trotzdem.«

»Star, bitte, mach dir nicht noch mehr Probleme im Kopf, du hast genug echte. Wie wirst du von den Wachen behandelt?«

»Eine ist wirklich nett. Mrs. Torres, die gerade Dienst hat. Sie

behandelt mich gut.«

»Das ist schön. Bist du auch nett zu ihr?«

»Na klar. Sie hat mich gebeten, dich zu fragen, ob das Museum vielleicht einen Gärtner braucht. Ihr Sohn sucht einen Job.«

Diane lachte. »Wie heißt er?«

»Hector Torres.«

»Sag ihr, er soll sich im Museum melden. Ich werde dem Obergärtner Bescheid sagen.«

Star lächelte. Diane sah, wie sehr es ihr gefiel, aus der Gefängniszelle heraus etwas bewirken zu können. Wenn es sie glücklich machte und ihr Leben im Gefängnis erleichterte, war ein Job für den Sohn ihrer Wärterin kein zu hoher Preis.

Diane hoffte nur, dass der Junge auch eine echte Empfehlung besaß.

Auf der Fahrt ins Museum wurde ihr klar, dass sie immer von Stars Unschuld ausging. Und wenn sie gar nicht unschuldig war? Diane weigerte sich, über diese Möglichkeit auch nur nachzudenken.

Als sie im Büro ankam, bestand ihre erste Amtshandlung darin, den Obergärtner zu sich zu rufen und ihn zu bitten, eine eventuelle Bewerbung von Hector Torres wohlwollend zu behandeln.

»Sollte er irgendwelche Probleme machen, schicken Sie ihn zu mir. Ich kümmere mich dann um ihn.«

»Alles klar«, sagte er. »Kein Problem.«

Wer immer versuchte, ihr mit Hilfe gefälschter Bestellformulare Verantwortungslosigkeit nachzuweisen, hätte nur abwarten müssen. Sie sorgte inzwischen selbst für Beweise, indem sie jemanden einstellte, um Stars Leben im Gefängnis zu erleichtern, oder indem sie Jonas und Sylvia mit Ausgrabungen beauftragte. Beides gehörte nicht zu ihren Aufgaben als

Museumsdirektorin. Sie hoffte nur, dass Torres sich als guter Arbeiter erweisen würde. Dann verdrängte sie ihre Schuldgefühle und fuhr in den ersten Stock hinauf, um ihre Arbeit an dem Skelett zu beenden.

Als sie die Tür zum Gewölbe öffnete, rechnete sie fast damit, dass die Knochen verschwunden waren. Aber das Skelett war noch da. Braune Knochen lagen in derselben Anordnung auf dem Tisch, die sie auch im Körper gehabt hatten, und warteten darauf, dass sie etwas entdecken würde, um ihren Besitzer zu identifizieren.

Bevor sie anfang, rief sie Jonas Briggs an, um zu hören, wie er und Sylvia vorankamen.

»Prima. Sylvia hat gerade einen *Cebus capucinus* identifiziert.«

»Einen Kapuzineraffen?«

»Wir haben auch ein *Sus scrofa* gefunden.«

»Ein ausgestopftes Wildschwein?«

»War auch für mich schwer vorstellbar.«

»Interessante Funde. Wie wär's mit dem Schädel eines *Homo sapiens*?«

»Noch nicht einmal den Zahn.«

»Zu schade.«

»Wir bleiben dran. Haben Sie Ihren nächsten Zug gemacht?«

Hatte sie nicht. Sie dachte einen Augenblick nach. »Große Rochade.«

»Das ist allerdings der logischste Zug.«

»Spielen Sie jetzt beide Seiten?«

»Sie gehören doch nicht zu den Leuten, die keine Kritik vertragen, oder?«

»Und Sie gehören hoffentlich nicht zu den Gewinnern, die immer damit angeben müssen.«

Jonas kicherte. »Ich schicke Ihnen meinen Bericht per E-Mail. Ich teste diesen neuen Computer, den übrigens die ganze Mannschaft jetzt haben will. Er ist wirklich toll.«

»Kenneth wird sich freuen.«

Diane widmete sich wieder ihren Knochen. Immerhin hatte sie einen Großteil des Skeletts. Sie prüfte noch einmal jeden Knochen auf eine Spur, die darüber Aufschluss geben könnte, was ihm zugestoßen war. Sie hatte bereits alle möglichen verheilten Brüche und Verletzungen gefunden, konnte aber

keine weiteren Zeichen von Gewalteinwirkung entdecken, weder von Messerstichen noch von Kugeln. Sein Zungenbein war intakt, was bedeutete, dass er wahrscheinlich nicht erwürgt worden war, wenn sie es auch nicht vollkommen ausschließen konnte. Abgesehen von der Schulter und den darunterliegenden Knochen gab es keine Brüche. Vielleicht war er ja auch nicht direkt durch den Schlag, sondern an den Folgen dieser Verletzung gestorben. Aber das war nicht mehr festzustellen.

Sie sah sich die sanfte Biegung der Oberschenkelknochen an. Schwarze haben meist gerade Oberschenkelknochen, während die anderer Rassen ein wenig gebogen sind. Sie gab die Maße in ihren Computer ein und ließ das Programm die Verhältnisse ausrechnen.

Sie kannte das Ergebnis, aber sie wollte ihre eigenen Schlussfolgerungen bestätigt wissen, nach denen es sich aller Wahrscheinlichkeit nach um das Skelett eines Weißen handelte. Sie schätzte seine Körpergröße auf einen Meter achtundachtzig. Bevor sie hinausging, ließ sie ihren Blick noch einmal über das Skelett wandern: hoch gewachsen, begeisterter Sportler, jung, seit fünf Jahren tot. Sie wandte sich ab und verließ in Gedanken an seine Eltern den Lagerraum.

Verglichen mit den Temperaturen im Gewölbe war es im Labor richtiggehend warm. Sie zog ihre Handschuhe aus und wusch sich die Hände. Koreys Leute arbeiteten fleißig.

»Gibt es was Neues über die Fingerabdrücke?«, fragten sie.

»Nein, noch nicht.« Sie lagen immer noch in ihrer Schreibtischschublade und warteten ... warteten darauf, dass sie sie Frank gab.

Korey telefonierte in seinem Büro. Sie steckte kurz den Kopf durch die Tür. »Ich lasse die Knochen noch eine Weile liegen. Wenn Sie nachher ein bisschen Zeit haben, können Sie mir dann helfen, sie zu fotografieren?«

Er legte die Hand über den Hörer und nickte: »Mach ich. Sagen Sie mir Bescheid.«

Auf dem Weg zur Treppe traf sie Mike Seger. »Mike«, sagte sie, »ich muss mich bei Ihnen entschuldigen.«

Er sah sie einen Moment lang an, bevor er etwas sagte. »Danke. Die ganze Sache ist eigenartig.«

»Melissa ist sehr wütend auf mich.«

»Auf mich auch«, sagte er. »Aber ich kann mir nicht vorstellen, warum. Ich verstehe es nicht. Es ist mir unheimlich und geht mir nicht in den Kopf.«

»Das tut mir Leid.«

»Ach, eigentlich bin ich sogar erleichtert. Ich mag ihre Musik wirklich und wünschte ...« Er zuckte die Schultern und sprach den Satz nicht zu Ende. »Ich habe Dr. Lymon von den Vorzügen ihres Büros überzeugt.«

»Das freut mich, danke.«

»Sie wird es sowieso nicht oft benutzen.« Er unterbrach sich erschrocken. »Vermutlich hätte ich das nicht sagen sollen.«

»Sie muss eine gewisse Anzahl von Stunden hier verbringen. Ein Kurator hat einen bestimmten Aufgabenbereich, aber wir werden es ja erleben. Ich bin sicher, der Betreuer der Sammlung sagt mir Bescheid, wenn er sich ausgenutzt fühlt.«

Als Diane in ihr Büro kam, saß Franks Partner mit übergeschlagenen Beinen in Andies Büro. Er las in einem Exemplar der *Museum News* und stand sofort auf, als sie den Raum betrat.

»Das ist Ben Florian«, stellte Andie ihn vor.

»Wir sind uns im Krankenhaus kurz begegnet.« Sie öffnete die Tür zu ihrem Büro und forderte ihn mit einer Handbewegung auf, ihr zu folgen. Er nahm seine Tasse Kaffee mit.

»Schön, Sie zu sehen«, sagte sie. »Ich wollte Sie schon anrufen. Gut, dass Sie vorbeigekommen sind.«

Er stand mitten im Raum und schaute sich um. »Schönes Büro.«

»Danke. Nehmen Sie doch Platz.« Diane setzte sich hinter ihren Schreibtisch. »Ich habe Frank heute Morgen besucht. Ich nehme an, Sie wissen, dass er einen Rückfall hatte, aber es geht ihm wieder besser.« Sie erzählte jedem, dass es Frank gut ging – als könne allein ihre Behauptung ihn am Leben erhalten.

Er runzelte die Stirn. »Nein, habe ich nicht gehört. Was ist passiert?«

»Eine Lungenentzündung.«

»Oh, das ist übel. Mein alter Sergeant hatte nach seiner Herzoperation eine Lungenentzündung bekommen, die gar nicht weggehen wollte. Zum Schluss haben sie Zucker in die Wunde getan, und dann ist sie geheilt. Aber das ist schon lange her. Ich bin sicher, es gibt heute bessere Methoden. Und wie ich schon im Krankenhaus gesagt habe, Frank ist zäh.«

»Sein Bruder sagt, er spricht gut auf Antibiotika an.«

Als sie das sagte, wurde ihr klar, dass Linc das nicht gesagt hatte. Er hatte eigentlich gar nichts Konkretes gesagt. Sie interpretierte nur jede seiner Äußerungen positiv. Dieser Gedanke erschreckte sie.

»Ich bin sicher, es geht ihm gut«, beruhigte er sie. Er musste die Furcht in ihrem Gesicht bemerkt haben.

Ben schien etwa zehn bis fünfzehn Jahre älter als Frank zu sein. Er trug denselben grauen Anzug, den er im Krankenhaus anhatte. Jetzt fuhr er sich mit der Hand durch das kurze braune Haar und zog dann ein kleines Notizbuch und ein Bündel Papiere aus der Innentasche seines Jacketts.

»Ich nehme an, in diesem Gebäude darf nicht geraucht werden.«

»Stimmt«, sagte Diane. »Wie in allen Museen.«

Er nickte und reichte ihr die Papiere. »Ich habe die

Ergebnisse der Tests, die Frank gemacht haben wollte.«

Es waren die Ergebnisse der Blutanalyse und der Analyse des Plastikteils, das sie neben Jay Boone gefunden hatte. Wie sie vermutet hatte, waren Pulverrückstände darauf.

»Danke. Das hilft weiter.«

»Gut. Außerdem hat Frank ein paar gefälschte Papiere für Sie untersucht und mich gebeten, Ihnen zu sagen, was er gefunden hat.« Ben schlug sein Notizbuch auf. »Er hat einige Ihrer Angestellten überprüft. Einer fiel ihm auf, und dann hat er weitergeforscht. Haben Sie einen Angestellten namens Leonard Starns?«

»Ja. Er ist einer meiner Wachleute aus der Nachtschicht.«

»Sein jüngster Sohn, Danny Starns, ist Vermittler für den Immobilienmakler Mark Grayson. Kennen Sie den auch?«

»Allerdings«, erwiderte Diane. »Grayson ist einer meiner Hauptgegner.«

»Dann ist das ja was. Frank meinte, Sie wollten das sicher intern regeln.«

»Ja, das stimmt. Eigentlich ist ja nichts gestohlen worden. Es wurden halt sehr teure Ausstellungsstücke doppelt bestellt. Ich bin für diese Informationen sehr dankbar. Ich hoffe nur, Sie haben den ganzen Weg aus Atlanta nicht nur deshalb gemacht.«

»Nein, heute Nachmittag will ich Frank besuchen. Ich hatte gehofft, dass er inzwischen in einem Einzelzimmer liegt.« Ben steckte das Notizbuch wieder in seine Tasche. »Frank sagte, Sie hätten vielleicht ein paar Fingerabdrücke oder so was?«

Diane holte den Umschlag mit den Fotos und den Fingerabdrücken vom Einbruch in das Konservierungslabor aus ihrem Schreibtisch.

»Vor ein paar Tagen wurde in das Konservierungslabor eingebrochen. Sie haben das Lager durchwühlt, alle

Schubladen herausgezogen, aber nichts gestohlen. Darum kann die Polizei hier nicht viel tun. Ich habe ein paar Fingerabdrücke genommen und würde mich freuen, wenn Sie die für mich überprüfen könnten.«

Sie gab Ben den Umschlag.

»Das sollte kein Problem sein. Hört sich an, als liefen bei Ihnen ein paar Vandalen herum. Ich kann Leute nicht ausstehen, die ihre einzige Aufgabe im Leben darin sehen, die Sachen anderer Menschen zu zerstören. Das ist genauso schlimm wie stehlen. Kann ich sonst noch was für Sie tun?«

»Ja. Es geht um Frank und was ihm zugestoßen ist.«

Diane erzählte ihm die ganze Geschichte vom Skelett, von den Boones, von dem Angriff erst auf sie und dann auf Frank.

»Sie erwähnten bereits im Krankenhaus, dass Sie überfallen wurden. Sie glauben, all diese Ereignisse stehen in einem Zusammenhang?«

»Wenn nicht, wären es eine Menge Zufälle auf einmal, meinen Sie nicht?«

»Da mögen Sie Recht haben.«

»Ich habe die Knochen untersucht, und hier ist mein Ergebnis.«

Sie klappte ihren Laptop auf, verband ihn mit dem Drucker, öffnete ihren Bericht und druckte ihn aus. Ihr Blick fiel auf den Laptop, den Kenneth geschickt hatte und der auf dem Tisch stand. Sie hatte ihn noch nicht einmal ausprobiert. Sie hatte sogar vergessen, dass Dylan Houser ihn bringen wollte. Er musste ihn gebracht haben, als sie nicht da war. Sie war in letzter Zeit viel zu oft nicht da gewesen. Das belastete sie zusätzlich.

Der Drucker warf die Seite aus, und Diane gab sie Ben.

»Das glauben wir über das Skelett zu wissen. Ich habe in meinem Bericht deutlich gemacht, was Tatsachen und was

Vermutungen sind.«

Ben las den Bericht und piffte anerkennend durch die Zähne. »Das nenne ich gründliche Arbeit. Ich hätte nie gedacht, dass Knochen so viel erzählen können.«

»Leider haben wir den Schädel noch nicht gefunden. Der könnte uns noch viel mehr erzählen.«

»Frank sagte, Sie seien forensische Anthropologin. Ich wusste gar nicht, dass man damit in Museen arbeitet.«

»Viele Museen haben forensische Abteilungen, denn sie haben oft Skelettsammlungen, die untersucht werden müssen. Ich möchte gern wissen, welche vermisste Person zu diesen Informationen passt.«

»Ich werde sie in Umlauf geben. Sie werden wahrscheinlich nicht im ganzen Land und vielleicht noch nicht einmal in Georgia sofort beachtet, aber wer weiß. Vielleicht haben wir ja Glück.«

»Das hoffe ich sehr. Ich glaube nämlich, dieser Tote ist der Schlüssel für alles andere.«

»Wir können es nur versuchen.« Ben stand auf. »Ein schönes Museum haben Sie. Vielleicht komme ich mit meiner Frau und den Kindern, wenn es wieder eröffnet wird.«

»Tun Sie das. Wir sind sehr stolz darauf. Besonders Kinder werden ihren Spaß haben. Bei manchen Ausstellungen sind echte Interaktionen möglich.« Diane stand auf, schüttelte Ben die Hand und begleitete ihn durch Andies Büro zur Tür.

»Ich will endlich etwas Arbeit vom Tisch bekommen«, erklärte sie Andie, »ich will nur im äußersten Notfall gestört werden.«

»Klar. Ich habe hier noch einen Brief von Leonard Starns. Er hat gekündigt.« Andie klang, als könne sie nicht verstehen, dass jemand seinen Job hier kündigt.

Diane hätte Andie gern mit einem Lächeln bedacht, wenn sie nicht so wütend auf Leonard gewesen wäre. Sie hätte wetten können, dass die Einbrecher sich mit seinem Schlüssel Zugang

zum Konservierungslabor verschafft hatten. Aber warum? Es musste mit dem Knochen zu tun haben, aber warum waren sie dann nicht ins zoologische Labor eingebrochen? Dort sollte man am ehesten Knochen vermuten – oder auch in ihrem Büro.

»Glauben Sie, er ist krank?«, fragte Andie. »Er konnte schon ein paar Nächte lang nicht zur Arbeit kommen.«

»Bekommt er noch einen Gehaltsscheck?«

»Ja, die Buchhaltung wird ihm einen schicken.«

»Nein. Sagen Sie der Buchhaltung, sie möchten Leonard anrufen und bitten, seinen Scheck abzuholen. Und dann bringen Sie ihn zu mir.«

»Stimmt was nicht?«

»Vielleicht. Es scheint einiges nicht zu stimmen. Ich möchte ihn auf jeden Fall sprechen, bevor er verschwindet. Ach ja, Chanell Napier wird sich melden. Lassen Sie sie zu mir, wenn sie kommt. Ich will sie zur Chefin der Wachmannschaft machen. Finden Sie bitte für mich heraus, zu welchen Kursen der GBI Polizeiakademie wir sie schicken können.«

»Wird gemacht«, sagte Andie und griff zum Telefonbuch.

Diane ging in ihr Büro zurück. »Übrigens wollte sich Dylan Houser um unsere interaktiven Computerprogramme kümmern. Wie kommt er voran?«

»Nun, ich glaube, er war in allen Abteilungen und wollte für die nächste Woche eine Präsentation für alle leitenden Angestellten vorbereiten. Da fällt mir ein, Donald hat Sie gesucht. Er hat sich darüber beschwert, dass Sie nie da sind.«

Diane seufzte. »Wenn er das nächste Mal kommt, lassen Sie ihn zu mir. Hat man inzwischen die Schlange wieder gefunden?«

Andie lachte. »Müssen Sie bei Donald an die Schlange denken? Soviel ich weiß, kriecht die noch frei herum.«

»Sagen Sie bitte dem Herpetologen, dass ich meine Meinung

über lebende Exemplare geändert habe. Mir ist egal, welche Art von Behausung er für sie gebaut hat. Wir sind kein Zoo, und ich hätte meine Zustimmung nicht geben dürfen. Es war eine falsche Entscheidung.«

»Mache ich. Er wird allerdings sehr enttäuscht sein. Er hat das Terrarium um den ganzen Raum herumgebaut.«

»Ich weiß, ich habe es gesehen. Aber ich will keine lebenden Tiere mehr. Die lebenden Menschen machen mir schon Sorgen genug.«

Diane ging zurück an ihren Schreibtisch und schaute auf den neuen Laptop von Kenneth. Er wollte bestimmt bald wissen, wie sie ihn fand. Er hat das Modell ToughLove DLX genannt. Fordernde Liebe! Sie konnte sich nicht vorstellen, wie schuldig Louise und George sich gefühlt und wie sehr sie es bereut haben mussten, Star aus dem Haus geworfen zu haben. In ihren kühnsten Träumen hätte sie Ariel nicht hinauswerfen können. Aber sie musste sich eingestehen, dass sie nie in der Haut der Boones gesteckt hatte. Trotzdem ...

Sie nahm den Computer aus der Tasche und öffnete ihn. Kenneth hatte zu Recht behauptet, er wäre für Außenarbeiten geeignet: 3,2 Gigahertz Prozessor, stoßsichere 120 Gigabyte Festplatte, weltweiter Satellitenempfänger, staub- und wasserdicht, jede Menge Software, in elegantem Schwarz und alles in einem robusten Metallkoffer. Sie schaltete ihn ein. Es gefiel ihr, wie schnell er hochfuhr. Kenneth wusste, wie man einer Frau eine Freude machen konnte. Sie musste ihn Frank zeigen. *Frank*. Sie wollte schon zum Telefon greifen, um zu fragen, wie es ihm ging, hielt sich aber zurück. Linc war im Krankenhaus und würde sie anrufen, wenn es etwas Neues gab.

Sie schaute sich einige Programme an, die Kenneth installiert hatte – Textverarbeitung, Grafikkarten. Es war noch genug freier Speicherplatz für ihre eigene Spezialsoftware.

Draußen hörte sie Andie mit jemandem reden, dessen Stimme sie nicht erkannte und der sich nicht abweisen ließ. Sie stand auf, um zu sehen, wer es war.

Es tut mir Leid, Dr. Fallon«, sagte Andie. »Ich habe ihm gesagt, dass Sie nicht gestört werden wollen.«

Vor Andies Schreibtisch stand Dylan Houser. »Dylan«, sagte Diane. »Ich kann mich jetzt nicht über Computer unterhalten. Es tut mir Leid, wenn ich Sie trösten muss, aber ...«

Mit den Händen in den Hosentaschen, schaute er verlegen drein. »Darum geht es nicht. Es ist persönlich. Es dauert auch nicht lange.«

»Na gut. Kommen Sie herein.« Diane trat zur Seite, ließ ihn eintreten und schloss hinter ihm die Tür. »Worum geht's denn?« Sie wollte nicht kurz angebunden sein, aber ihre Arbeit drängte.

»Es ist wegen Alix und Melissa.«

Diane seufzte. Sie bedauerte zutiefst, da auch noch hineingezogen zu werden. »Das geht mich nichts an. Ich hätte mich von Anfang an nicht einmischen dürfen.«

»Vielleicht«, sagte Dylan. »Vielleicht auch nicht. Ich will nur, dass Sie über Alix Bescheid wissen. Sie würde es Ihnen nie selbst erzählen.«

Diane wartete.

»Ich weiß, das hört sich alles seltsam an.« Er schüttelte den Kopf. »Und ich weiß auch, dass Lacy und Emily Ihnen ihre Version erzählt haben. Vielleicht glauben Sie ja, was sie sagen, vielleicht auch nicht. Ehrlich gesagt, ich kenne sie nicht so gut.«

Diane hoffte, er würde endlich zur Sache kommen, sagte aber nichts, sondern wartete, während sie unbewusst mit ihrem Kugelschreiber spielte.

»Emily und Lacy sind Freunde, so wie Alix und Melissa. Die vier kennen sich seit ewigen Zeiten, aber sie halten Abstand. Emily und Lacy scheinen eifersüchtig zu sein.«

»Eifersüchtig?«

»Wie eben Mädchen – Frauen – manchmal sind. Jedenfalls kann ich mir keinen anderen Grund vorstellen, aus dem sie Ihnen Lügen über Alix erzählt haben. Alix misshandelt Melissa nicht. Das tut Melissa sich selbst an.«

»Was?«

»Haben Sie mal Melissas Eltern kennen gelernt? Die haben seit ihrer Geburt ihr ganzes Leben geplant. Eltern wissen oft gar nicht, was sie für einen unerträglichen Druck auf ihr Kind ausüben. Mein Vater ist prima und stolz auf mich, aber auch dieser Stolz ist manchmal schwer zu ertragen. Melissas Eltern erwarteten von ihr überall und ständig Perfektion. Sie waren sehr dominierend, und Melissa reagierte mit Selbstzerstörung. Sie schlägt sich, sie schneidet sich, und manchmal beißt sie sich sogar. Dann kann man den Abdruck ihrer Zähne sehen. Sie hat sich selbst die Haare abgeschnitten, und Alix hat nur versucht, daraus eine Art Haarschnitt zu machen, damit es nicht so schlimm aussah. Mehr wollte sie nicht. Sie hat Melissa immer beschützt, und sie ist sehr gekränkt, weil Sie jetzt glauben, dass sie Melissa verletzt.«

»Im Augenblick denke ich gar nichts«, sagte Diane. »Das alles ist viel zu verwirrend für mich.«

»Für mich auch.«

»Man hat mir gesagt, dass Alix Sie geschlagen hat.«

»Nein. Haben Lacy und Emily das behauptet?«

Diane antwortete nicht.

»Alix hat es nicht getan, und ich weiß nicht, warum sie so was herumerzählen. Vielleicht dachten sie, sie könnten Mike schützen. Ich weiß, dass Sie geglaubt haben, dass er es war.«

»Er glaubt, es war ihr Vater.«

»Ich weiß. Melissa braucht Hilfe. Ich glaube, sie weiß nicht, wie viele Menschen sie in diese Geschichte verwickelt. Alix hat jedenfalls Angst, Sie könnten ihr kündigen.«

»Solange sie ihre Arbeit tut, habe ich keinen Grund, ihr zu kündigen. Ich habe schon Mike zu Unrecht verdächtigt und will die Sache nicht noch schlimmer machen. Ich will mich da raushalten.«

»Alix wird erleichtert sein. Sie braucht den Job zwar nicht unbedingt, aber sie ist gern hier. Ihre Kindheit war auch kein Zuckerlecken. Ihre Eltern waren nie da und viel zu beschäftigt, um sie zu erziehen. Die Haushälterinnen haben sich um sie gekümmert, oder sie war bei Melissa. Ich nehme an, deswegen stehen die beiden sich so nah.«

»Sag ihr, sie braucht sich keine Sorgen zu machen.«

»Gern. Ich sehe, Sie benutzen den neuen Computer. Wie finden Sie ihn?«

»Bis jetzt gut. Aber ich habe noch nicht viel damit gemacht. Es ist wirklich ein schönes Modell.«

»Finde ich auch. Auch wenn der Name nicht so toll ist, ist es ein super Gerät. Man kann es gefahrlos aus einem Meter Höhe fallen lassen.«

»Das wird bei Außenarbeiten sehr praktisch sein.«

Er stand auf. »Ich habe versprochen, nicht über Computer zu reden, und gehe jetzt lieber. Ich wollte nur ein Wort für Alix einlegen.«

»Danke, dass Sie gekommen sind.«

Diane sah ihm kopfschüttelnd nach. Was war das jetzt? Die dritte Geschichte? Man sollte sich nicht überall einmischen. Das immerhin hatte sie jetzt bei dem ganzen Durcheinander gelernt.

Sie schob den neuen Computer zur Seite und sah sich die Berichte an, die Ben Florian gebracht hatte. Ihre Theorie war richtig. Der Kunststoff stammte von einer Wasserflasche, die offensichtlich als Schalldämpfer benutzt worden war. Daher die Schmauchspuren. Frank würde sich freuen, das zu hören.

Sie verglich die Ergebnisse der Blutanalyse mit denen der

Autopsien. Nur Blut von George und Louise. Schade. Sie hätte gern etwas für eine DNA-Probe gehabt. Sie verglich die Blutflecken an der Wand mit der Anzahl der Schüsse und ordnete sie George und Louise zu, um zu erkennen, welcher Schuss George und welcher Schuss Louise getroffen hatte. Alles stimmte mit dem Szenario überein, das sie für Frank entwickelt hatte.

Sie besaß jetzt jede Menge Informationen, aber immer noch nicht genug, um Star zu entlasten. Man konnte nichts anderes mehr tun als zu hoffen, dass die Suche nach dem Vermissten erfolgreich sein würde.

Diane wollte gerade Mittagspause machen und Frank besuchen, als Andie ihr Chanell Napier ankündigte. Chanell, die ein dunkelgrünes Kostüm trug, kam herein und setzte sich mit gefalteten Händen auf den Stuhl vor Dianas Schreibtisch.

»Danke, dass Sie gekommen sind«, sagte Diane.

Chanell lächelte verlegen, als wüsste sie nicht, was sie sagen sollte.

»Hätten Sie Lust, die Leitung des Wachdienstes im Museum zu übernehmen? Das würde eine beträchtliche Gehaltserhöhung bedeuten, allerdings müssten Sie noch einige Kurse besuchen.«

Chanell schlug die Hände zusammen und strahlte, als hätte sie im Lotto gewonnen.

»Darf ich aus Ihrer Reaktion schließen, dass Sie daran interessiert sind?«, fragte Diane.

»Oh ja. Ich bin sehr interessiert.«

»Gut. Andie wird Ihnen alle Einzelheiten erklären und Sie bitten, ein paar Formulare auszufüllen.« Diane stand auf und reichte ihr die Hand. »Gratuliere.«

Chanell ergriff Dianas Hand und schüttelte sie. »Ich danke

Ihnen, Dr. Fallon. Ich werde gute Arbeit für Sie leisten. Das verspreche ich.«

»Da bin ich mir sicher. Sie können heute schon anfangen.«

Während sie noch mit Chanell sprach, hörte Diane durch die angelehnte Tür die Stimme von Leonard Starns.

»Die Buchhaltung hat mich angerufen und gesagt, ich müsse mir meinen Scheck bei Ihnen abholen.«

»Ja«, erwiderte Andie, »hier entlang bitte«, und sie brachte ihn in Dianas Büro.

»Wie geht es Ihnen, Leonard?«, fragte Chanell.

Er blickte von Diane zu Chanell und wieder zurück. »Was geht hier vor?«

Diane nahm den Umschlag mit seinem Scheck in die Hand. »Ich habe Chanell gerade die Leitung des Wachdienstes übertragen. Eine ihrer Aufgaben wird darin bestehen, herauszufinden, wer meine Unterschrift gefälscht hat, um für über hundertfünfzigtausend Dollar Ware und Ausstellungsstücke zu bestellen.«

Andie und Chanell waren völlig überrascht, nicht so Leonard. Er stand steif und stirnrunzelnd vor Dianas Schreibtisch.

»Wurde irgendetwas gestohlen?«, brachte er nur heraus.

»Es wurde versucht, dem Museum durch betrügerische Einkäufe über hundertfünfzigtausend Dollar zu stehlen. Das hat mit Scherz oder Versehen nichts mehr zu tun. Bei einem dieser Betrugsversuche konnte ich noch rechtzeitig eingreifen und ihn verhindern. Ich nehme an, ich sollte auf diese Weise meinen Job verlieren.«

»Haben Sie meinen Scheck?« Leonard schob beinahe trotzig die Unterlippe vor.

Diane lächelte.

»Finden Sie das etwa lustig?«, fragte er zunehmend aggressiv.

»In Anbetracht der Tatsache, dass ich Sie dafür bezahlt habe, dass so etwas hier nicht passiert, finde ich das fast komisch. Haben Sie auch etwas mit dem Einbruch in das Konservierungslabor zu tun?«

»Sie können mir gar nichts beweisen.«

»Ich habe gerade Fingerabdrücke ins kriminaltechnische Labor geschickt.«

Leonard grinste breit. »Sie können nichts beweisen.«

Für Diane war das ein Schuldeingeständnis, aber leider noch keins, das vor Gericht standhalten würde. Aus einer Schreibtischschublade zog sie ein Paar Einweghandschuhe heraus, zog einen an und hielt ihn hoch.

»Ich glaube, Mr. Starns, dass Sie diese gefälschten Bestellungen getätigt haben, und zwar für Ihren Sohn, der für Mark Grayson arbeitet. Wollten Sie ihm helfen, Pluspunkte zu sammeln?«

Leonard starrte auf die behandschuhte Hand.

»Ich glaube außerdem, dass Sie etwas mit dem Einbruch zu tun haben«, fuhr Diane fort. »Sie haben – wen auch immer – mit dem Hauptschlüssel hereingelassen. Wären Sie allein gewesen, hätten Sie diese Handschuhe nicht tragen müssen. Sie hätten Ihre Fingerabdrücke immer damit erklären können, dass Sie etwas prüfen mussten. War es Ihr Sohn?«

»Sie können nichts beweisen«, wiederholte er wie eine kaputte Schallplatte.

»Wussten Sie, dass diese Art von Handschuhen so eng sitzt, dass man durch den Latex hindurch Fingerabdrücke hinterlässt? Ich habe nach dem Einbruch einige gefunden, nicht wahr Chanel?«

»Schöne deutliche Abdrücke.«

Leonards selbstgefällige Fassade begann zu bröckeln.

»Wenn die Fingerabdrücke Ihres Sohnes aktenkundig sind

und mit den gefundenen übereinstimmen, werde ich gerichtlich gegen ihn vorgehen. Darauf können Sie sich verlassen.«

»Sie glauben, das alles hier ist fürchterlich wichtig. Dabei gibt es andere und wichtigere Dinge, aber Sie sind viel zu stur, um sie zu sehen.«

Das war für Leonards Verhältnisse eine lange Rede – und ein weiteres Schuldeingeständnis.

»Wie zum Beispiel die Belohnung, die Ihr Sohn von Mark Grayson für meinen Kopf bekommt?«

Diane sah, wie Leonard unsicher wurde. Sie konnte seine Gedanken lesen, als sein Blick unstatig hin und her ging. Er wusste nicht, was er tun sollte – seinen Sohn verteidigen oder schweigen, bis er neue Order bekam? Leonard konnte nur jemandem etwas nachplappern, er war nicht in der Lage, eigene Entscheidungen zu treffen. Sie vermutete, dass sein Sohn hinter allem steckte.

»Geben Sie mir nun meinen Scheck?«

»Ja, Leonard, das tue ich. Wir werden sehen, was die Prüfung der Fingerabdrücke ergibt. Und glauben Sie nicht, dass ich das nicht verfolgen werde.«

»Was wollen Sie?«

»Ich will wissen, warum ins Konservierungslabor eingebrochen wurde.«

»Das müssen Sie Mrs. Grayson fragen.«

»Signy Grayson?«

»Sie müssen sie fragen. Ich weiß nichts und mein Sohn auch nicht.«

»Und was ist mit dem versuchten Einbruch ins zoologische Labor gestern Nacht?«, fragte Chanell.

Jetzt war Diane überrascht – und Leonard offensichtlich auch.

»Was? Das können Sie mir nicht anhängen und meinem Sohn auch nicht. Darüber weiß ich nichts, wirklich nicht. Vielleicht

weiß Mrs. Grayson etwas darüber.«

»Würden Sie mir bitte Ihre Hände und Arme zeigen?«, fragte Diane.

»Warum?« Leonard hielt instinktiv seine Hände auf den Rücken und wich zurück.

»Wer auch immer mich vor drei Tagen angegriffen hat, er wurde an den Händen und Armen erheblich verletzt. Darf ich bitte mal sehen?«

Leonard zog seine Hemdsärmel hoch und zeigte ihr seine Hände, die Innen- sowie die Außenflächen. »Ich habe mit keinem Angriff auf Sie zu tun.«

Er hatte weder einen geschwollenen Finger noch blaue Flecken oder Bisswunden auf seinem Arm, die ihr Angreifer haben musste. Diane gab ihm seinen Scheck.

»Chanell, bitte wechseln Sie alle Schlösser im Museum aus«, sagte sie, ohne Leonard Starns aus den Augen zu lassen, der sich abrupt umdrehte und den Raum verließ.

»Ich weiß, das wird eine große Aktion. Aber ich bin mir sicher, er hat Zweitschlüssel machen lassen. Ich möchte, dass Sie von jetzt an die Nachtschichten mit den Aufsehern abstimmen. Aber erledigen Sie erst mal Ihren Papierkram, damit Ihr nächster Scheck zum neuen Job passt.«

»Ich werde sofort alles in Ordnung bringen. Soll ich mich auch um das zoologische Labor kümmern?«

»Erzählen Sie mir, was passiert ist.«

»Jemand hat versucht einzubrechen, doch Bernie hat ihn in die Flucht geschlagen.«

»Bernie?«, fragte Andie erstaunt. »Ich dachte immer, er würde sich vor anderen fürchten.«

»Bernie ist nicht so ängstlich, wie er aussieht. Er fürchtet sich nur vor Skeletten und Schlangen.«

»Haben Sie eine Ahnung, wer es war?«

»Er hat ihn nicht richtig sehen können. Der Einbrecher hat Bernie niedergeschlagen und angefangen zu treten. Dann hat Bernie seine Pistole gezogen. Wer immer es war, er ist davongelaufen. Bernie sagt, er war schwarz gekleidet und trug eine Skimaske.«

»War es ein Weißer oder ein Schwarzer?«

»Bernie sagt, es war ein Weißer.«

»Haben Sie die Polizei gerufen?«

»Natürlich. Die Beamten haben seine Aussage aufgenommen und gesagt, sie würden sich wieder melden. Bernie wollte Sie anrufen, aber ...«, sie zögerte, »es gab ja nichts mehr zu tun, und wir waren vor Ort. Sie haben schon genug am Hals. Ich wollte Ihren Schlaf nicht stören, und heute Morgen wollte ich ja sowieso zu Ihnen.«

»Sieht so aus, als hätten Sie und Bernie alles unter Kontrolle. Rufen Sie mal die Wachdienste an, die stundenweise arbeiten, und stellen Sie für die Nachtschicht Verstärkung ein.«

»Okay.«

»Ich habe Ihnen für Ihren ersten Tag als Sicherheitschefin eine Menge Arbeit aufgehalst.«

»Sie werden nicht enttäuscht sein.« Chanell ging lächelnd hinaus.

Andie stemmte die Hände in die Taille. »Ich habe das Gefühl, in diesem Museum passieren Dinge, von denen ich nichts weiß.«

»Das Gefühl habe ich auch«, sagte Diane. »Aber ich werde es herausfinden. Informieren Sie bitte alle Abteilungen, dass niemand mehr allein hier arbeiten darf. Sollte mich jemand deswegen sprechen wollen, stellen Sie ihn auf mein Handy durch.«

Diane lief nach oben und hielt auf halbem Weg inne, als sie im Rücken einen stechenden Schmerz verspürte. Er war so stark,

dass ihr schwindlig wurde.

»Mist«, sagte sie und versuchte sich zu erinnern, ob sie vielleicht nicht genug – oder zu viel – Flüssigkeit zu sich genommen hatte? Wahrscheinlich war sie nicht ausgeruht genug.

Sie wartete, bis der Schmerz nachließ, und lief dann etwas langsamer weiter ins Labor.

Korey saß in seinem Büro und telefonierte. Barbara, eine seiner Mitarbeiterinnen, kam sofort zu Diane, als sie in der Tür stand.

»Korey bat mich, Ihnen zu helfen, das Skelett zu fotografieren.«

Sie gingen gemeinsam in das Gewölbe, wo die Kamera bereits an einem langen Schwenkarm befestigt war, der weit über die Knochen gezogen werden konnte.

»Ich hörte, jemand hat versucht, ins zoologische Labor einzudringen«, sagte Barbara. »Was ist eigentlich los?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Diane. »Der Wachdienst kümmert sich darum. Ich glaube, das hat alles mit unserem Freund hier zu tun.«

Sie fotografierten den Schultergürtel.

»Glauben Sie, jemand ist hinter ihm her? Sein Mörder vielleicht?«

»Vielleicht. Ich habe übrigens Chanell zur Leiterin des Wachdienstes befördert und werde zusätzliches Wachpersonal einstellen. Bis der Fall gelöst ist, darf hier nachts niemand mehr allein arbeiten.«

Die beiden Frauen machten Fotos vom ganzen Skelett und Nahaufnahmen aller besonderen Merkmale. Währenddessen erzählte Diane ihr die Geschichte des Jungen und welche Schritte sie unternommen hatte, um sie herauszufinden.

»Hochinteressant. Wussten Sie, dass einige Museen

forensische Abteilungen haben?«

»Davon habe ich gehört«, sagte Diane.

Sie packte die Knochen ein und beschriftete den Karton. Zur Sicherheit stellte sie ihn noch in eine große Versandkiste, klebte sie zu, schrieb die Initialen J. D. darauf und stellte sie neben die überflüssigen Lieferungen, die von Leonard Starns bestellt worden waren.

Als sie ging, telefonierte Korey noch immer.

Kaum war sie wieder in ihrem Büro, stürmte Sylvia Mercer herein.

Hey«, sagte sie etwas atemlos. »Gibt es so etwas wie einen forensischen Zoologen?«

»Einen forensischen Zoologen? Sind Sie das geworden?« Diane bat ihre zoologische Kuratorin, Platz zu nehmen. Sylvia setzte sich an den Tisch unter den Escher-Drucken und breitete ihre Papiere aus. Diane zog einen Stuhl heran, setzte sich neben sie und nahm eins der Blätter in die Hand.

»Sieht aus wie eine Kopie der Liste des Präparators Abercrombie.«

»Ist es auch. Ich habe mir die Tiere direkt unter und über dem menschlichen Skelett angesehen. Wir haben einen *Canis lupus* direkt darüber und auf derselben Höhe einen *Vulpes fulva* und vier *Odocoileus virginianus*. Darunter lagen ein *Sus scrofa* und zwei *O. virginianus*.«

»Wolf, Fuchs, Weißwedelhirsch und Schwein?«

»Genau. Da haben wir richtig Glück. Es hätten drüber und drunter nur Hirsche sein können, und das hätte uns überhaupt nicht weitergebracht. Ich bin mit Whit Abercrombie die Berichte seines Vaters durchgegangen. Sie sind ein bisschen schwierig zu lesen.« Sie hielt inne und sah Diane an. »Whit ist ein echter Schatz. Ich mag nur nicht, womit er seinen Lebensunterhalt verdient – Tierpräparator!« Sie zuckte mit den Schultern. »Na ja, dafür sammle ich überfahrene Tiere ein.«

»Er ist auch amtlicher Leichenbeschauer.«

»Das auch noch. Wussten Sie, dass er die Gestelle für seine Tierpräparate selbst aus Holz schnitzt? Er ist ein echter Künstler, wenn er die gesamte Muskulatur nachbildet. Ich habe ihm schon gesagt, dass es eine Schande ist, eine Tierhaut darüberzuziehen.«

»Ich wusste gar nicht, dass er schnitzen kann. Hört sich an, als

hätten Sie sich gut verstanden.«

»Haben wir eigentlich auch.« Sylvia schien selbst überrascht zu sein. »Jedenfalls war der Wolf kein Problem. In den letzten sechs Jahren wurden nur drei Wölfe präpariert, der vorletzte im letzten Winter und der letzte im letzten Frühjahr. Also muss der, den wir gefunden haben, am 6. Juni 1998 für das Museum präpariert worden sein.«

»Dann können die menschlichen Knochen nicht nach diesem Datum dort gelandet sein«, murmelte Diane.

»Genau. Das Wildschwein war etwas problematischer.«

»Inwiefern?«

»Weil der Schädel fehlte.«

»Das Problem kenne ich.«

»Ja, Jonas hat mir erzählt, dass Sie immer noch nach dem Schädel suchen. Ich verstehe schon, dass die Identifizierung ohne ihn verdammt schwierig ist.«

»Es wäre jedenfalls schön, ihn zu haben.«

»Ein weiteres Problem besteht darin, dass in den fraglichen Jahren mehrere Schweine präpariert wurden: einige von Jägern erlegte Wildschweine und einige Haustiere.«

»Schweine als Haustiere? Und dann noch ausgestopft?«

»Ich konnte es auch kaum glauben. Erst in der vergangenen Woche hat ein Paar sein Hängebauchschwein präparieren lassen. Whit hat gesagt, er und sein Dad haben das öfter getan. Einige stammen also aus unserem Zeitrahmen. Leider hat Luther nur Schwein oder Hirsch oder was anderes notiert und dazu den Namen des Kunden, das Datum der Präparierung und den Preis, den er berechnet hat. In seinen Unterlagen sind aber weder Geschlecht noch Unterart der Tiere verzeichnet.« Sylvia schien das für eine unverständliche Nachlässigkeit zu halten. »Und er hat natürlich auch nicht vermerkt, wo er die Kadaver entsorgt hat.«

»Was haben Sie also gemacht?«

»Ich bin mit Whit auf Reisen gegangen.« Sie grinste. »Erst habe ich die Unterart der Wildschweinknochen bestimmt. Dafür musste ich sie in die zoologische Sammlung der Universität bringen. Dort gibt es mehr Vergleichsstücke. In unserem Labor hätte ich übrigens auch gern ein paar Referenzskelette.«

»Das halte ich für eine gute Idee.«

»Jedenfalls konnte ich herausfinden, dass unser Schwein ein Hängebauchschwein war. Also haben wir alle Leute auf der Liste aufgesucht, die ein Hängebauchschwein haben präparieren lassen. Von den Schweinen, die Jäger erlegt hatten, wurden nur die Köpfe präpariert. Die Haustierbesitzer ließen sich das ganze Tier ausstopfen. Wir hatten jedenfalls viel Spaß bei unserer Detektivarbeit. Nur zwei auf der Liste hatten ein ausgestopftes Hängebauchschwein. Das eine war deutlich größer als das unsere. Das andere scheint zu passen: Es stammt vom 1. März 1998.« Triumphierend sah Sylvie von ihren Notizen hoch.

»Ausgezeichnet«, meinte Diane. »Ich bin beeindruckt.«

»Jonas sagt, Ihr Skelett sei jung, so um die zwanzig Jahre alt?« Diane nickte. »Da fällt mir ein, zwischen März und Juni haben viele Schulen Frühjahrsferien. Unsere übrigens auch.«

»Verdammt, Sylvia. Sie haben Recht. Ein guter Gedanke. Sie scheinen die geborene Detektivin zu sein.«

»Vielleicht. Ich kombiniere gern.«

Sylvia gab Diane ihre Notizen und ließ auch einen Beutel mit Beweisstücken zurück, die Jonas ihr mitgegeben hatte. Es waren Querschnitte der Baumwurzeln, die erst durch das Wolfsskelett, dann durch das menschliche Skelett gewachsen waren und sich im weiteren Verlauf um die Schweineknochen gewickelt hatten. Diane nahm sie heraus und betrachtete die Ringe – vier Jahre. Ein weiterer Hinweis. Die Skelette lagen

dort länger als vier Jahre, sonst wären die Wurzeln nicht durch ihre Rippen hindurch gewachsen.

Sie besaß jetzt ein ziemlich genaues Datum. Nachdem sie Franks Partner Ben den Zeitrahmen durchgegeben hatte, brachte sie die Beweisstücke ins Konservierungslabor und legte sie in die Kiste zu den Knochen. In nur wenigen Tagen hatte sie schon so viel über das Skelett herausgefunden, sie zweifelte nicht daran, dass sie bald wissen würde, um wen es sich handelte. Zum ersten Mal hatte sie das Gefühl, kurz vor der Lösung zu stehen.

»Ist Korey da?«, fragte sie seine Mitarbeiter, als sie schon auf dem Weg nach draußen war.

»Ja. Er muss irgendwo sein. Er hat sich den ganzen Tag eigenartig verhalten«, sagte Barbara.

»Er hat den ganzen Tag telefoniert und mit vielen Leuten gesprochen«, sagte ein anderer Assistent.

»Ich hoffe, es ist alles in Ordnung. Sagen Sie ihm bitte, dass ich ihn gesucht habe.«

»Wird gemacht.«

Diane ging ins Erdgeschoss. In der Haupthalle beschloss sie, bei ihrem Herpetologen vorbeizuschauen, um sich nach dem Verbleib der Schlange zu erkundigen. Die Vorstellung, dass sie irgendwann einmal einen Schrank öffnen würde und die Schlange käme ihr entgegen, ließ sie erschauern.

Auf dem Weg zum Westflügel blieb sie kurz am Museumsshop stehen, um die neuen Inhaber zu begrüßen und sich zu vergewissern, dass sie termingerecht öffnen konnten. Die beiden besaßen in der Stadt einen Laden mit Geschenkartikeln und waren damit beschäftigt, ihre Ware in die Regale zu räumen: ein breites Sortiment an Büchern, Dinosaurierfiguren, Museumsartikeln und TShirts sowie Spielzeug. Diane liebte ihr Museum, aber jeder frohe Gedanke wurde durch die Trauer

getrübt, ihn nicht mit Ariel teilen zu können.

Als sie die zweite Vorhalle mit der hohen Decke durchquerte – den Dinosauriersaal, der das Gegenstück zum Pleistozänsaal bildete –, sah sie Korey allein auf einer Bank sitzen. Sie ging an dem acht Meter langen Skelett des *Albertosaurus* entlang, das die Besucher in der Halle mit seinen scharfen Zähnen begrüßen sollte, und setzte sich neben Korey unter einen Flugsaurier. Dieser *Pteranodon* spannte seine Flügel fast über die ganze Breite der Halle.

»Geht es Ihnen gut?«, fragte sie.

»Danke, sehr gut.« Er lächelte.

»Ich habe Sie gesucht. Ich habe Hinweise bekommen, wer vielleicht mit dem Einbruch zu tun hat.«

»Mrs. Grayson«, sagte er.

»Das stimmt. Woher wissen Sie das denn?«

»Schlussfolgerungen.«

»Unter meinem Personal scheint es ja eine Menge Detektive zu geben.«

Er fragte sie nicht, was sie damit meinte, sondern starrte nur weiter die Wand an und sah aus, als hätte er die Quelle allen Glücks gefunden.

»Wollen Sie mich in Ihre Schlussfolgerungen einweihen?«

»Ja – gern!« Er drehte sich grinsend zu ihr um.

»Muss ich Ihnen alles einzeln aus der Nase ziehen?«

»Ich genieße nur den Augenblick. Erinnern Sie sich, dass ich Mrs. Grayson die Papiere gezeigt habe, die wir im Keller gefunden haben?«

»Haben die sich etwa als wertvoll erwiesen?«

»Nein, die sind nicht sonderlich wertvoll. Obwohl – einige vielleicht doch, aber Mrs. Grayson hatte wahrscheinlich Angst, sie könnten wertvolle Informationen enthalten, die wir nicht erfahren sollen. Und Mrs. Grayson hatte Recht. Glücklicherweise

hatte ich die Papiere in das Gewölbe eingeschlossen, und so konnte sie – oder wer auch immer für sie eingebrochen ist – sie nicht finden.«

»Ich glaube, es war Leonard Starns oder sein Sohn. Der arbeitet nämlich für die Immobilienfirma von Grayson.«

Korey nickte. »Das passt. Ich habe den ganzen Tag herumtelefoniert, um eine Bestätigung zu bekommen, dass das, was ich gefunden habe, auch wirklich das ist, wofür ich es halte. Ich habe mir sogar erlaubt, eine Expertin aus New York für morgen einfliegen zu lassen.«

»New York?« Diane schnappte nach Luft. Es sah Korey gar nicht ähnlich, so etwas ohne vorherige Rücksprache mit ihr zu tun.

»Ich weiß jetzt, warum das Museum unbedingt woanders untergebracht werden soll.«

»Wirklich? Sie wissen, warum Mark Grayson dieses Gebäude verkaufen will?«

»Ich weiß, warum er es kaufen will. Deswegen ...« Er deutete mit dem Kopf auf die Wandmalereien. »Offenbar stammen diese Malereien von einem relativ unbekannten Maler namens Robert Camden, der zur Jahrhundertwende im Alter von einundneunzig Jahren gestorben ist. Die winzig kleinen Einhörner auf seinen Malereien waren eines seiner Markenzeichen. Wie bei unserem Freund hier«, und er zeigte auf den Pteranodon über ihnen, »ist der Wert seiner Werke in die Höhe geschneit. Sie werden heute für mehrere Millionen Dollar das Stück gehandelt.« Er drehte sich zu Diane um. »Und wir haben zwölf davon.«

Diane stand auf und ging zu den Wandbildern – ein riesiger Brontosaurus, der hoch erhobenen Hauptes einherging und seinen Schwanz hinter sich herzog. Zwischen seinen Vorderfüßen, fast vom aufgewirbelten Staub verdeckt,

entdeckte sie ein kleines Einhorn. Die Details des Bildes waren bemerkenswert. Die Haut des Brontosaurus war wie die eines Elefanten, gemalt mit all ihren Falten und Grauschattierungen. Die in der Ferne liegenden Berge waren von einer solchen Klarheit, dass man sie wahrscheinlich wieder erkennen würde, wenn man nach ihnen suchte.

Korey gesellte sich zu ihr.

»Sie sind sich ganz sicher, nicht wahr?«, fragte sie.

»Bin ich. Ich habe in den Unterlagen aus dem Keller die ursprünglichen Skizzen und Hinweise auf den Maler gefunden, und ich dachte, es wäre doch schön, wenn wir mehr über den Mann wüssten, dessen Bilder wir ausstellen. Ich habe ein paar Freunde auf dem Kunstkonservatorium angerufen, die mich an einige Experten verwiesen haben, die alle ganz hektisch wurden, als ich ihnen erzählte, was wir hier haben. Die Expertin aus New York kommt übrigens vom Metropolitan Museum of Art.«

»Nur gut, dass wir ein Geländer gebaut haben, damit die Wände nicht betatscht werden«, sagte Diane.

Korey nickte. »Ich denke, wir müssen noch mehr tun. Wir sollten eine Wand aus Plexiglas anbringen, damit niemand unter dem Geländer durchgreifen kann.«

»Ich kann das alles kaum glauben«, sagte Diane. »Hat sich denn niemand nach ihrer Herkunft erkundigt, als die Malereien entdeckt wurden?«

»Nach allem, was ich erfahren konnte, hatte Milo jemanden von der Kunstfakultät der Universität Bartrum gebeten, sie sich anzusehen, und dieser Mensch hielt sie für interessant, mehr nicht.«

»Aber Signy Grayson erkannte sie.« Diane erinnerte sich an den Gesprächsfetzen, den sie aufgeschnappt hatte, als Signy sich mit ihrem Mann unterhielt: »Wenn ich nicht wäre, wüsstest

du nichts über sie.«

»Ja«, sagte Korey. »Ich glaube, ihr Mann wollte das Museumsgebäude von einer seiner Firmen kaufen lassen. Ich denke, wenn man Häuser kauft, sind gewisse Dinge in den Handel eingeschlossen – zum Beispiel Wände und alles, was fest mit ihnen verbunden ist. Aber er hätte den Vertrag sowieso selbst aufgesetzt, um so die Bilder für einen winzigen Bruchteil ihres Wertes zu bekommen. Und wenn das mit dem Golfplatz stimmt ...«

»Sie haben das Gerücht gehört?«

»An einem Ort wie diesem bleibt nichts geheim. Jeder hat Angst um seinen Arbeitsplatz.«

»Das tut mir Leid. Ich habe nie beabsichtigt, das Museum zu verkaufen.«

»Manche befürchten, man würde Sie dazu zwingen.«

»Ich müsste schon gravierende Fehler machen oder goldene Löffel stehlen, damit man mich feuern könnte. Aber sie haben es tatsächlich versucht. Darum ging es wohl bei diesen Extrabestellungen.«

»Aber was konnten sie schon mit einer Extralieferung Büroklammern erreichen?«

»Sie haben Duplikate all dieser Jungs hier bestellt.« Sie zeigte auf die Dinosaurier.

»Das ist eine Menge Geld, aber wenn Bickford anruft ...«

»Genau. Wer immer sie bestellt hat, kannte das Prozedere nicht. Er wusste nicht, dass jemand anrufen würde, um die Einzelheiten zu besprechen.«

»Dieser Schlag ist von Ihren Gegnern aber nicht sehr gut durchdacht gewesen«, sagte Korey.

»Darum glaube ich, dass er von mehreren Leuten ausgeführt wurde. Die Extrabestellungen wurden vermutlich von Grayson oder von jemandem, der für ihn arbeitet, veranlasst. Meiner

Meinung nach haben Grayson und seine Kumpane auch andere Aktionen in Auftrag gegeben, die dasselbe Ziel verfolgten.«

»Zum Beispiel?«

Diane ging zur Bank zurück und setzte sich. Sie schwieg einen Moment. Nachdem sie schon Frank und Andie von Ariel erzählt hatte, war es vielleicht jetzt an der Zeit, auch andere Menschen einzuweihen, doch sie erzählte Korey nur eine Kurzfassung der Geschichte ihrer Tochter und dem, was mit ihr geschah – und von der Musik.

»Das war grausam und sadistisch.«

»Ja, das war es. Und es hat seine Wirkung nicht verfehlt. Das letzte Jahr war ein Alptraum für mich. Ich war zu keiner Arbeit fähig. Ich glaube, sie wollten mich in dieses dunkle Loch zurückschicken, aus dem ich gerade herausgekrochen kam.«

Noch etwas anderes beunruhigte sie. Melissa hatte gesagt, sie hätten das Ganze gegen sie einfach so laufen lassen sollen. Sie erzählte es Korey und erklärte es nur damit, dass Melissa sehr wütend auf sie war, als sie das sagte.

»Eigenartig. Ich frage mich, was sie wohl gemeint hat?«

»Ich weiß es nicht.«

»Wie geht es Frank?«

»Er hat eine Lungenentzündung bekommen, die behandelt wird. War die Polizei noch einmal bei Ihnen?«

»Nein.«

Diane ließ den Blick über die Wandbilder schweifen. »Wie viel sie wohl wert sind?«

»Eine Menge. Für das letzte in Paris verkaufte Gemälde wurden vor einem Jahr 7,4 Millionen Dollar bezahlt.«

»Wenn Grayson also das Museum kauft, könnte er die Malereien herausnehmen, alles etwas umgestalten und das Gebäude weiterverkaufen, um seine Kosten zu decken. Er hätte dann immer noch ... rund neunzig Millionen Dollar? Das

Grundstück noch nicht mitgerechnet, das er an die Japaner verkaufen könnte.«

»Das ist eine Menge Geld«, sagte Korey. »Es wundert mich, dass er noch nicht versucht hat, Sie zu töten.«

Diane starrte Korey an.

»Vielleicht hat er es ja schon versucht? Ich dachte, der Angriff hatte etwas mit dem Skelett zu tun, aber das muss er ja nicht, oder?« Sie schüttelte den Kopf. »Der Mensch, der versucht hat, in das zoologische Labor einzubrechen, war genauso gekleidet wie der, der mich überfallen hat. Es muss also etwas mit dem Skelett zu tun haben.«

»Das zoologische Labor? Davon weiß ich gar nichts.«

»Gestern Nacht. Bernie hat ihn in die Flucht geschlagen.«

»Bernie?« Korey lachte. »Wie schön für ihn.«

»Übrigens habe ich Chanell Napier zur neuen Chefin des Wachdienstes ernannt. Wenn Sie also diesbezüglich Fragen oder Vorschläge haben, wenden Sie sich bitte an sie. Ich hätte ihr den Job längst geben sollen.«

»Lassen Sie sich von all dem nicht unterkriegen, Dr. Fallon. Das hier ist ein phantastisches Museum, und ich sehe, dass es jeden Tag besser wird.«

Diane stand auf. »Jetzt muss ich mir überlegen, was ich mit all dem anfangen werde.«

»Meinen Sie, dass er seinen Komplizen von den Malereien erzählt hat? Oder haben er und seine schillernde Mrs. G. daraus ein Geheimnis gemacht? Ich könnte mir vorstellen, dass sie die anderen nur mit einem Stück vom Kuchen ködern, um sie auf ihre Seite zu bringen.«

Diane betrachtete wieder die Malereien. »Korey, Sie haben meinen Tag gerettet.«

Korey strahlte übers ganze Gesicht. »Gern geschehen.«

»Behalten Sie es für sich«, sagte Diane.

»Klar. Ich hoffe, es ist richtig, die Expertin kommen zu lassen.«

»Natürlich. Sie haben völlig richtig gehandelt.«

Diane entschied, auf den Besuch des Herpetologen zu verzichten. Sie ging in ihr Büro zurück und rief Vanessa Van Ross an. Sie erzählte ihr von den Malereien und ihrem möglichen Wert. Am anderen Ende der Leitung blieb es eine ganze Weile still.

»Erklärt das nicht vieles? Dieser Schuft. Ja, Diane, Sie werden ein paar Entscheidungen treffen müssen.«

»Ja. Wenn ich daran denke, was wir mit dem Geld alles für das Museum tun könnten! Andererseits ist es eine riesige Besucherattraktion. Wir haben plötzlich etwas Einmaliges und unendlich Kostbares zu zeigen. Das wird viele Besucher anziehen.«

»Überlegen Sie es sich genau und lassen Sie sich Zeit damit. Es ist immer gut, wenn man wählen kann. Und Sie sollten herausfinden, was diese Ratte und sein Flittchen von Ehefrau vorhaben. Korey scheint ein aufgeweckter junger Mann zu sein.«

»Das ist er. Ich bin überhaupt mit dem gesamten Museumspersonal sehr zufrieden.«

Diane legte auf und starrte ihre Escher-Drucke an, besonders das Mosaik aus Engeln und Teufeln. Sie musste an den Überfall denken. Wenn Mark Grayson dahintersteckte, warum war dann auf Frank geschossen worden? Wenn es so weiterging, konnte sie bald nicht mehr unterscheiden, welchen Ereignissen welche Motive zugrunde lagen.

War die Geldsumme groß genug, um dafür einen Mord zu begehen? Für manche Menschen sicher. Wenn man sie nicht dazu bringen konnte, freiwillig zu gehen, musste man sie eben verschwinden lassen. Andererseits waren Graysons Versuche, sie in Misskredit zu bringen, mehr als dilettantisch. Die gefälschten Bestellungen waren ein Witz, die Musik war zwar grausam, aber sie konnten doch nicht wirklich glauben, dass sie

deswegen kündigen würde?

Sie dachte an das Skelett und den Einbruch ins zoologische Labor. Nur Eingeweihte wussten, dass sie versuchte, das Skelett zu identifizieren. Eingeweihte? Wie weit eingeweiht? Konnten es Mitarbeiter sein?

Sie suchte im Computer eine Liste der Leute, die in der letzten Woche eingestellt worden waren: ein Wächter, der Ausstellungsdesigner hatte einen Schreiner eingestellt, Donald einen Assistenten, sie selbst Melissa und Alix, zwei der Kuratoren graduierte Assistenten. Das war alles. Im Grunde konnte eigentlich jeder unbemerkt hereinkommen. Bei all den Arbeiten kamen und gingen viele Zeitarbeitskräfte. Diane schloss die Augen und versuchte nachzudenken. Sie wusste weder, wo sie ansetzen sollte, noch wollte sie ihre Angestellten ausspionieren – die Herumschnüffelei in Donalds Büro war keine angenehme Erinnerung. Andererseits hatten Bens Nachforschungen die Verbindung zwischen Leonard und Grayson an den Tag gebracht.

Sie schaltete ihren Computer aus und sagte Andie Bescheid, dass sie nach Hause fahren und sich ausschlafen wolle.

»Tun Sie das. Ich mache mir schon Sorgen um Sie.«

»Wenn meine Nachbarin nicht wieder meine Wohnung durchsuchen will, werde ich schon ausreichend Schlaf bekommen.«

»Was?«

»Habe ich Ihnen das nicht erzählt?« Diane erzählte die Geschichte, und Andie lachte sich kaputt.

»Komische Leute. Dann gehört die Katze also der Hauswirtin?«

»Ja.«

»Nett von Ihnen, dass Sie sie nicht verpiffen haben.«

»Ich glaube, sie wird die Katze weggeben.«

»Wenn sie niemanden findet, nehme ich sie gern.«

»Ernsthaft?«

»Ich liebe Katzen.«

»Das werde ich ihr sagen.«

Auf ihrem Heimweg fuhr Diane noch am Krankenhaus vorbei.

Frank war in ein Einzelzimmer verlegt worden. Linc saß bei ihm und las die Zeitung. Frank schlief. Diane ging auf Zehenspitzen ins Zimmer.

»Wie geht es ihm?«, fragte sie flüsternd.

»Besser«, sagte Linc.

Frank schlug die Augen auf. »Hey, ich habe mich schon gefragt, wann du mich besuchen kommst.«

Diane küsste ihn auf die Wange.

»Das kannst du doch besser. Willst du, dass mein Bruder mich für einen Lügner hält, nachdem ich ihm alles über uns erzählt habe?«

Diane küsste ihn auf den Mund. »Ich wollte dich nur nicht so aufregen.«

»Ich könnte etwas Aufregung gut vertragen. Im Krankenhaus ist es sterbenslangweilig. Was gibt es Neues?«

»Eine ganze Menge. Mein Oberkonservator hat das Rätsel Mark Grayson gelöst.« Sie erzählte ihm von den Wandmalereien.

Linc pfiff durch die Zähne. »Verdammt, Bruder. Wir könnten heute Nacht mit einer Kettensäge rübergehen und ein schönes Sümchen machen.«

»Ich wundere mich, dass Mark noch nicht auf diese Idee gekommen ist. Was hast du vor?«

»Ich weiß es noch nicht.«

»Das ist eine Menge Geld«, sagte Frank. »Glaubst du, Grayson ist für den Überfall auf dich verantwortlich?«

»Das dachte ich, aber wir hatten einen neuen

Einbruchsversuch, diesmal ins zoologische Labor, und der Typ hat offensichtlich denselben Schneider wie der, der mich angegriffen hat – dieselbe Maske und so.«

»Das ist ja interessant. Was hält die Polizei davon?«

»Die wollen sich wieder melden.«

»Ich rede mit Izzy«, sagte Frank.

»Der hat den Anruf entgegengenommen.«

»Ich rede trotzdem mit ihm. Er hat den Zusammenhang vielleicht noch nicht durchschaut.«

Diane sagte nichts. Sie schaute zu Linc hinüber, der sie prüfend ansah.

»Wie fühlen Sie sich?«, fragte er.

»Ich fahre jetzt nach Hause, um mich auszuschlafen.«

»Das halte ich für eine gute Idee.«

»Wie geht es Star?«, fragte Frank.

»Es geht ihr schon besser. Sie vermittelt bereits Jobs für die Wärterinnen.«

»Was?«, fragte Frank.

Sie erzählte ihm, dass Stars Wärterin einen Job für ihren Sohn suchte. »Es ist nichts Besonderes, aber wenn Star dafür besser behandelt wird ...«

Frank nahm ihre Hand. »Du bist ein Schatz, Diane. Fahr nach Hause und pass auf dich auf. Ich habe noch viel mit dir vor, wenn ich aus diesem Laden hier raus bin.«

Diane küsste Frank noch einmal, bevor sie ging. »Dann pass du vor allem auf dich auf. Sonst wird's nichts mit deinen Plänen.«

Sie war todmüde – ein weiches Bett würde ihr gut tun. Sie nahm ihren Autoschlüssel, verabschiedete sich von Frank und Linc und ging hinaus. Sie war froh, den sterilen Geruch des Krankenhauses hinter sich zu lassen.

Als sie zu ihrem Wagen kam, runzelte sie ärgerlich die Stirn.

Jemand hatte seinen Lieferwagen so dicht neben der Fahrerseite ihres Autos geparkt, dass sie kaum einsteigen konnte. Sie quetschte sich zwischen die beiden Fahrzeuge und öffnete gerade ihre Autotür, als jemand sie von hinten packte und ihr eine Kapuze über den Kopf zog. Sie hörte, wie die Tür des Lieferwagens aufgeschoben wurde.

Diane wehrte sich mit aller Kraft, griff nach den Händen, die sie festhielten, und versuchte zu schreien. Ein heftiger Schlag mit etwas Hartem landete auf ihrem Hinterkopf. Ein paar Sekunden lang wurde ihr schwarz vor Augen. Sie war beinahe bis zur Bewusstlosigkeit betäubt und brach zusammen, fiel aber nicht in Ohnmacht. Sie spürte, wie sie in den Lieferwagen gezerrt wurde. Die Tür wurde zugeschlagen. Jemand band ihr die Arme hinter dem Körper und die Füße zusammen, und sie betete, dass irgendjemand auf dem Parkplatz gesehen hatte, was mit ihr geschah.

Der Lieferwagen fuhr los, rückwärts aus der Parklücke und dann vorwärts. Diane registrierte alle Geräusche. Sie fuhren langsam über den Parkplatz und holpten über vier Fahrbahnschwellen, bevor sie links abbogen. Sie wusste, welche Ausfahrt sie genommen hatten. Vielleicht würde das später bei der Suche helfen – wenn sie überlebte.

»Was wollen Sie?«, fragte sie, bekam aber keine Antwort.

Sie sollte wohl ihre Stimmen nicht erkennen.

Links – nach etwa fünf Sekunden wieder links. Über ihnen das Geräusch eines Hubschraubers, wahrscheinlich die Verkehrsüberwachung. Oder jemand wurde ins Krankenhaus gebracht? Das würde sie herausfinden. Wie spät war es wohl? Das Krankenhaus hatte sie etwa um 16 Uhr 15 verlassen – jetzt war es wahrscheinlich 16 Uhr 25.

Der Lieferwagen hielt an. Der Motor lief im Leerlauf, Fahrzeuge brausten vorbei. Eine rote Ampel? Etwa dreißig Sekunden später fuhren sie wieder an. Ja, es war eine rote Ampel. Sie fuhren schneller, dann wieder langsamer. Wieder eine rote Ampel? Sie war vielleicht gerade gelb geworden.

»Vorsichtig«, flüsterte eine männliche Stimme.

Es waren also mindestens zwei, von denen der eine den anderen warnte, damit sie nicht angehalten wurden.

Sie fuhren eine Minute lang geradeaus und hielten wieder an. Noch eine Ampel – die dritte bis jetzt. Diane wusste, welche Strecke sie fuhren. Jetzt bogen sie rechts ab, fuhren also in Richtung Museum. Plötzlich bogen sie links ab und hielten an.

Wo waren sie jetzt? Sie versuchte sich zu erinnern, was hier war. Häuser vielleicht?

Sie fuhren wieder an, bogen rechts ab in eine holprige Straße und hielten wieder an. Sie hörte Türen schlagen. Wollte man sie hier lassen?

Diane lag im Lieferwagen und lauschte. Es kam ihr wie Stunden vor. Aus der Ferne hörte sie Straßengeräusche. Sonst nichts. Mühsam richtete sie sich auf, bis sie sich an die Wand lehnen konnte. Sie wünschte, sie wäre noch zur Toilette gegangen, bevor sie das Krankenhaus verließ.

Wer war das? Grayson? Oder der Killer, dessen erstes Opfer als Skelett in ihrem Gewölbe im Lagerraum lag? Oder vielleicht jemand anderes, den sie gründlich verärgert hatte. Vielleicht waren es die Odells. Sie versuchte zu lächeln, aber auch der Gedanke an die Odells vermochte sie nicht aufzuheitern. Bisher hatte sie sich darauf konzentriert, die Strecke im Kopf zu behalten und zu lauschen. Das hatte sie von ihrer Situation abgelenkt. Jetzt spürte sie die Angst in sich aufsteigen. Worauf warteten diese Leute? Sollte das eine Art Folter sein? Wollte man sie durch das Warten mürrisch machen? Warten, dass die Zeit verging? Warten auf wen?

Sie bearbeitete ihre Fesseln, aber die saßen sehr fest; dennoch zerrte sie weiter an ihnen. Ihr wurde heiß und schlecht von der Kapuze über ihrem Gesicht. Zentimeter für Zentimeter schob sie sich in die Richtung, in der sie die rückwärtige Tür des Lieferwagens vermutete. Sie hob die Beine, ertastete mit

den Füßen den Türgriff und versuchte ihn zu betätigen. Entweder war die Tür abgeschlossen, oder sie war mit ihren Füßen zu ungeschickt. Dann begann sie mit den Füßen so laut wie möglich an die Tür zu schlagen. Nichts rührte sich. Niemand kam, und ihre Beine verkrampften sich.

Okay, sie musste sich etwas anderes einfallen lassen. Sie arbeitete sich in dem Wagen nach vorn bis kurz hinter die Sitze. Sie richtete sich auf, um sich rückwärts zwischen den Sitzen hindurch zum Fahrersitz zu zwängen. Mit den Fingern tastete sie nach dem Zündschloss. Sie fand es, aber der Schlüssel steckte nicht.

Sich windend und drehend versuchte sie, mit dem Kopf die Sonnenblende zu erreichen. Sie fand sie, konnte sie aber nicht greifen. Sie steckte die Nase zwischen Sonnenblende und Wagendecke, konnte die Blende aber nicht bewegen. Sie packte die Kante mit den Zähnen, zog so kräftig sie konnte und wurde mit dem Geräusch herunterfallender Schlüssel belohnt.

Jetzt musste sie die Schlüssel finden. Sie ging in die Hocke und suchte mit dem Gesicht den Sitz ab. Sie sah ihn, aber sie hatte viel zu viel Angst, um sich zu freuen, zumal ihr die ganze Zeit bewusst war, dass man sie durch die Fenster beobachten konnte. Sie richtete sich wieder auf, drehte sich mit dem Rücken zum Fahrersitz, ging in die Hocke und tastete mit den Fingern. Da waren sie ... nein, da war er. Gott sei Dank war es nur ein Schlüssel, und sie musste nicht erst den richtigen herausfinden. Mit viel Mühe schaffte sie es, ihn ins Zündschloss zu stecken.

Sie zögerte. Was sollte sie jetzt am besten tun? Sollte sie hinauslaufen und einfach wegrennen, oder sollte sie versuchen, den Wagen zu fahren? Sie entschied sich dafür, im Wagen zu bleiben, und drehte den Schlüssel. Der Motor sprang an.

Sie ergriff den Schalthebel und versuchte, den Rückwärtsgang

einzulegen. Der Hebel rührte sich aber nicht. Sie zerrte an ihm herum. Nichts. Was machte sie falsch? Sie stellte sich vor, was sie in ihrem eigenen Auto immer tat. Das Bremspedal. Dieser verdammte Sicherheitsmechanismus. Der Schalthebel ließ sich erst aus der Parkposition schieben, wenn sie auf die Bremse trat.

Ihre Füße waren zusammengebunden, und ihre Hände waren auf dem Rücken zusammengebunden. Sie konnte sich nicht setzen und gleichzeitig Bremspedal und Schalthebel bedienen.

Sie schob ihre Zehen nach hinten und drückte sich gegen das Lenkrad, bis sie mit den Fersen das Bremspedal erreichte. Doch in dieser Position konnte sie unmöglich mit den Händen den Schalthebel betätigen. Also ergriff sie ihn mit dem Arm und drückte ihre Schulter nach vorn und nach unten. Sie spürte den leichten Ruck, als er in den Rückwärtsgang rutschte. Jetzt war der Augenblick der Wahrheit gekommen. Sie drehte sich um, setzte sich auf den Fahrersitz und stellte beide Füße auf das Gaspedal. Als der Lieferwagen rückwärts losschoss, zweifelte sie an ihrem Verstand. Aber noch hatte sie nichts angefahren.

Ein plötzlicher Zusammenstoß drückte sie in den Sitz. Ein stechender Schmerz schoss ihr durch beide Arme in die Schultern. »Verdammt«, schimpfte sie.

Sie manövrierte sich so gut es ging auf den Beifahrersitz, öffnete die Tür und sprang in eine Faust, die in ihrer Magengrube landete.

Als sie wieder zu sich kam, stellte sie fest, dass sie sich in die Hose gemacht hatte. Sie verfluchte diese Leute. Da ließ eine Stimme an ihrem Ohr sie zusammenzucken. »Sie haben nur eine Chance.« Es war ein heiseres Flüstern. »Sie tun, was ich Ihnen sage, oder Sie sterben.«

»Was?«, fragte Diane und würgte, als ob sie sich übergeben müsse.

Ihr Peiniger hob die Kapuze nur so weit hoch, dass ihr Mund frei wurde. Während sie noch versuchte, ihren Würgereflex unter Kontrolle zu bringen, flüsterte er: »Wenn es dunkel ist, gehen wir ins Museum, und Sie sagen mir, wo die Knochen sind. Mehr will ich nicht.«

»Knochen? Wir haben Hunderte von Knochen.«

»Sie wissen genau, welche ich meine. Spielen Sie nicht die Naive.«

Er versetzte ihr erneut einen Schlag auf den Kopf. »Ich bin schon erzürnt wegen des Wagens. Machen Sie es nicht noch schlimmer.«

»Ich habe die Knochen nicht.«

Und wieder schlug er sie. »Lügen Sie nicht. Außer dem Schädel haben Sie alle.«

Er zog die Kapuze wieder herunter und band das Seil um ihren Hals wieder zu. Er hob sie hoch und trug sie davon. Ihre Füße schleiften über den Boden. Das nächste Geräusch, das sie hörte, jagte ihr große Angst ein. Ein Kofferraum wurde geöffnet, und sie wurde mit dem Kopf zuerst hineingeschoben.

»Warten Sie«, rief sie, bevor er den Kofferraum zuschlug.

»Warum? Betteln bringt nichts.« Seine Worte waren nur ein raues Flüstern.

»Wenn ich nicht ersticken soll, brauche ich mehr Luft in dieser Kapuze.«

Das darauf folgende Rascheln hörte sich an, als suche er etwas in seinen Hosentaschen. Dann wurde an der Kapuze gezerrt, sie hörte ein reißendes Geräusch und bekam endlich mehr Luft. Der Kofferraum wurde zugeschlagen. Plötzlich war es sehr still um sie herum. Auch ohne sich zu bewegen, um nicht oben oder an den Seiten anzustoßen, wusste sie, dass sie sich in einem kleinen, dunklen, abgeschlossenen Raum befand. Es roch auch nicht gerade nach einem neuen Auto.

Türen schlugen zu. Der Motor wurde angelassen. Der Wagen bewegte sich. Sie waren wieder unterwegs. Sie lag auf der Seite und versuchte, ihre Hände nach unten und um ihre Füße herum zu bewegen, um sie vor sich zu haben. Dabei entstand eine unerträgliche Spannung in ihren Schultern, und sie wurde sich bewusst, dass die Quetschungen noch nicht verheilt waren. Aber sie versuchte, die Schmerzen zu ignorieren, und kämpfte weiter.

Es ging schneller, als sie dachte. Sie konnte die Fesseln an den Beinen erreichen. Es war eine dünne, feste Schnur, wahrscheinlich Nylon. Keine Chance, sie zu zerreißen, und ein Schneideinstrument hatte sie nicht. Sie fand die Knoten und machte sich an ihnen zu schaffen. Der Kerl konnte wirklich Knoten machen. Sie hielten eisern, wenn man an der Schnur zog, waren aber relativ leicht zu lösen. Wahrscheinlich wollten die Typen sie schnell losbinden können, wenn sie am Museum angelangt waren. Nachdem sie ihre Füße befreit hatte, bearbeitete sie mit den Zähnen die Handfesseln. Das ging noch einfacher, weil dieselbe Art von Knoten sie zusammenhielt, die sie jetzt schon kannte. Sie zog an der Schnur um ihren Hals und lockerte die Kapuze, um endlich ihren Kopf zu befreien.

Sie konnte nicht unbedingt mehr sehen, aber zumindest wieder frei atmen. Sie tastete den Kofferraum ab. Er war fast leer, nur ein Ersatzreifen und ein paar Lappen. Sie tastete weiter Kanten und Ecken ab, bis sie etwas Metallenes zwischen Kofferraumboden und Seitenwand erfuhr, das sich bewegte, wenn sie daran zog.

Sie zog, so gut sie konnte, aber es wollte sich nicht lösen. Die Zeit lief ihr davon. Das Auto holperte über eine unebene Straße. Sie hörte, dass die Reifen über Kies fuhren. Panik stieg in ihr auf. Sie hätte heulen können, doch dann hatte sie das Teil endlich in der Hand. Es fühlte sich an wie ein Schraubenzieher

ohne Griff. Sie wickelte den Stoff der Kapuze darum, damit sie ihn besser festhalten konnte, tastete an der Kante des Kofferraumdeckels entlang, bis sie den Haken fand, der ihn festhielt. Sie drückte die Spitze des Schraubenziehers hinein und zog.

Der Schraubenzieher rutschte ab, und sie schlug mit den Knöcheln auf eine scharfe Kante. Es tat höllisch weh. Sie spürte den pochenden Schmerz in den Fingern. Ob sie blutete, wusste sie nicht. Wieder ertastete sie den Schnappriegel, zwängte den Schraubenzieher hinein und zog erneut mit aller Kraft an dem Haken.

Der Kofferraumdeckel sprang auf. Am Abendhimmel sah Diane eine Reihe Bäume vorbeiziehen. Ohne lange nachzudenken, machte sie einen Satz nach draußen, landete auf einer unbefestigten Straße, rollte sich ab, rappelte sich wieder auf und rannte die Böschung hinunter. Das Auto war nicht schnell gefahren, aber sie wäre in jedem Fall gesprungen. Lieber zu eigenen Bedingungen sterben. Ihr war klar, dass diese Leute sie töten würden, sobald sie bekamen, was sie wollten.

Die Reifen knirschten auf dem Kies, als der Wagen plötzlich bremste. Türen schlugen, leises Fluchen. Diane lief weiter. Ihr Adrenalin musste irgendwie die Schmerzen ausschalten, sie fühlte sich eigenartig kräftig – und sie wusste, wo sie war: auf der hinteren Zufahrt zum Museum, die zur Laderampe führte. Sie blieb im Wald, der sich neben der Straße erstreckte.

Ein schrecklicher Gedanke durchfuhr sie: Das Museum war abgeschlossen! Selbst wenn sie es bis dahin schaffte, bevor man sie einholte, hatte sie keinen Schlüssel und vor allem keine Zeit, darauf zu warten, dass die Wachleute sie hörten, wenn sie an die Tür hämmerte. Sie konnten im Erdgeschoss, aber auch im zweiten Stock sein. Sie befand sich in der Nähe des Naturlehrpfads, den sie wie ihre Westentasche kannte. Wenn es ihr gelänge, den Geräteschuppen zu erreichen, könnte sie dort vielleicht eine Waffe finden.

Man würde sie wahrscheinlich in der Nähe der Straße suchen. Darum ging sie tiefer in den Wald hinein und sprintete so schnell es ihr möglich war über eine Lichtung zum gegenüberliegenden Naturlehrpfad. Verdammt. Hinter ihr erklangen Rufe. *Hatten die sie gesehen?* Ihr Herz schlug bis zum Hals.

Sie überquerte einen Pfad. *Um Himmels willen, bleib nicht auf dem Weg.* Sie hielt sich zwischen den Bäumen. Der Schuppen stand in der Nähe des Teichs, der das Kernstück des vierzigtausend Quadratmeter großen Geländes bildete. Gern hätte sie sich einen Augenblick ausgeruht, aber sie lief nur etwas langsamer. Sie kam sich vor wie im Dschungel auf der Suche nach Ariel und auf der Flucht vor Santos' Männern. Hass stieg in ihr hoch, und sie lief wieder schneller. Direkt vor ihr lag der Teich. Die Brücke darüber brachte sie auf eine Idee.

Als sie das Ufer des Teichs erreichte, rutschte sie behutsam ins Wasser, tauchte unter und schwamm weiter. Sie tauchte nur einmal auf, um ihre Lungen mit Luft zu füllen, damit sie unter Wasser die Brückenpfeiler erreichen konnte. Hinter einem Pfeiler stützte sie sich auf einen Querbalken, ruhte sich kurz aus und verhielt sich still. Trotz des heftigen Verlangens ihrer Lungen, nach Luft zu schnappen, zwang sie sich, langsam und lautlos zu atmen. Wasser kann Geräusche weit tragen.

Das Wasser war kühl und tat ihrem schmerzenden Körper gut. Erinnerungsfetzen blitzten aus ihrem Unterbewusstsein auf. Ariel. *Wo war Ariel?*

»Nein«, flüsterte sie laut, wobei sie Wasser in den Mund bekam und sich verschluckte. *Scheiße. Bloß nicht husten! Und lass dich nicht von Erinnerungen einholen. Nicht jetzt. Sonst finden sie dich.*

Ganz ruhig. Nur ruhig bleiben. Du kannst notfalls bis morgen früh hier bleiben. So lange werden sie hier nicht nach dir suchen. Jemand wird den verunglückten Lieferwagen finden, wenn sie ihn nicht weggeschafft haben. Jemand wird den Wagen auf der Zufahrt zum Museum finden; den müssen sie auf jeden Fall wegfahren. Bleib ganz still und warte ab.

Plötzlich hörte sie den Widerhall von Schritten auf der

Holzbrücke. Vor Schreck hätte sie fast geschrien, blieb aber ruhig und tauchte hinter ihrem Pfeiler auf und ab. Die Schritte bewegten sich stampfend über sie hinweg und bogen zum Fütterungssteg ab, der rechtwinklig zur Brücke verlief und von dem aus man die Schwäne beobachten konnte.

Es war zu dunkel, um mehr als nur Umrisse erkennen zu können. Scheinwerfer suchten wie schweigende Jagdhunde nach ihr. Lichtkegel flitzten über das Wasser, und sie tauchte unter, als sie unter die Brücke leuchteten. Sie hielt die Luft an, solange sie konnte, und das war lange. Früher hielt sie diese Fähigkeit für genauso nutzlos wie die, einen Liter Bier in einem Zug trinken zu können, womit sie am College ihre Freunde beeindrucken konnte, aber jetzt rettete diese Fähigkeit ihr das Leben. Unter Wasser zählte sie bis hundertzwanzig. Zwei Minuten. Sie schaute hoch, bevor sie langsam nach oben kam ... Nur gut, dass sie Höhlenforscherin war. Das gab ihr Kraft, und Kraft brauchte sie jetzt. Viel schwerer fiel es ihr, psychisch stark zu sein.

Ihre Verfolger gingen immer wieder die Brücke auf und ab. Sie fanden den Geräteschuppen und brachen dessen Tür auf. Sie wartete. Das Wasser war kühl und verführerisch. Sie verstand, wie leicht man ertrinken konnte. *Lass dich treiben und atme, lass das Wasser in deine Lungen fließen und dich an einen Ort bringen, wo es keine Schmerzen und keine Trauer gibt. Aber nicht mich.*

Nie hatte Diane sterben wollen, auch nicht in ihrer größten Trauer um Ariel, als sie Gott und die Welt verflucht und sich so lange übergeben hatte, bis ihr die Rippen schmerzten und ihre Augen vom Weinen zuschwollen. Aber nie hatte sie sterben wollen. Sie wollte auch jetzt nicht sterben, und sie würde auch nicht sterben. Sie würde töten, um nicht zu sterben. Und sie konnte warten.

Sie hatte Geduld. Jemand, der wochenlang ein Massengrab voller ermordeter Menschen ausgraben, viele Meilen unerforschter Höhlen kartografieren und acht Stunden lang eine Felswand erklettern konnte, der hatte Geduld. Sie konnte warten.

Der mit der heiseren Stimme wusste von dem fehlenden Schädel. Sie hatte sich schon gewundert, als er ihn erwähnte, aber erst jetzt hatte sie Zeit, darüber nachzudenken. Wieso wusste er davon? Es war kein Geheimnis, aber er musste schon mit ihrer Untersuchung zu tun haben, um es zu wissen. Wer war der heimliche Feind in ihrem Lager?

Das kühle, schmerzlindernde Wasser wurde kälter, aber sie fürchtete keine Unterkühlung. Sie stellte sich einfach vor, in einer Höhle zu sein. Schließlich hatte sie schon viele Wasserläufe durchquert, die kälter waren als dieser Teich. Es gab kaum etwas Schöneres als einen unterirdischen See. Das Berufsethos der Höhlenforscher verlangte, sich darin auszuziehen und die Kleidung in einem wasserdichten Behälter aufzubewahren, um das reine Wasser unterirdischer Seen und Bäche so wenig wie möglich zu verschmutzen. Sie erinnerte sich, wie sich kühles Höhlenwasser auf der Haut anfühlte, wie sie sich für ein Wesen der Unterwelt hielt, als sie durch das Wasser einer tiefen, dunklen Kammer schwamm. Sie tat so, als sei der Brückenfeiler ein Stalagmit, den sie berühren durfte, denn auch das war ein ungeschriebenes Gesetz der Höhlenforscher: nichts berühren, was Äonen von Jahren gebraucht hatte, um eine Form anzunehmen, die man durch eine einzige unvorsichtige Bewegung zerstören konnte. Aber diese Form konnte sie berühren. Diese Form hielt sie am Leben.

Sie sollte im Museum eine Höhlenausstellung einrichten, Besucher in ein unterirdisches Abenteuer entführen, ihnen eine

neue Sicht der Natur ermöglichen. Sie könnte im Keller eine Höhlenlandschaft bauen und fragte sich, ob Mike Seger, der Geologiestudent, vielleicht über Höhlen Bescheid wusste. Sie plante in Gedanken das gesamte Projekt, während sie wartete und lauschte und jedes aufkommende Gefühl von Furcht sofort wieder verbannte.

Keine suchenden Scheinwerfer mehr, aber konnte sie dem trauen? Die Jagdhunde konnten sich in der Dunkelheit versteckt haben und auf eine Bewegung von ihr warten. Sie wollte die ganze Nacht warten, bis ihre Leute, bis die Gärtner eintrafen. Die Wartezeit wollte sie nutzen, um weitere Ausstellungen zu planen und sich zu überlegen, wer sie machen sollte.

Korey hatte vermutet, dass Franks Angreifer Rassist sein könnte, aber sie glaubte es eigentlich nicht. Korey suchte nur das Gegenteil von dem, was er war. Die Leute sehen die Rastafrisur, das dunkle Gesicht und denken Schwarzamerikaner. Sie würden niemals Weißer denken. Aber brachte sie das weiter? Sie hatte das bereits vermutet.

Sie wollte lieber wieder Ausstellungen planen. Sie konnte Konzepte entwickeln, aber ihr Gehirn musste großen Versuchungen widerstehen. Eigentlich wollte sie am liebsten schlafen. Vielleicht war sie außer Gefahr und konnte sich bewegen, vielleicht sogar das Wasser verlassen. Ganz vorsichtig bewegte sie sich vom Brückenpfeiler weg und suchte mit den Augen das Ufer ab. Kein Licht, alles war ruhig.

Irgendetwas, vielleicht die Angst, sagte ihr, sie solle ihren ursprünglichen Plan lieber nicht aufgeben. Also schwamm sie zu ihrem Pfeiler zurück, gerade noch rechtzeitig, bevor Lichter zwischen den Bäumen aufblitzten. Ihre Jäger waren noch da.

Jetzt dachte sie an das Schachspiel mit Jonas, zwang sich, die nächsten Züge und Gegenzüge zu planen. Als die Sonne endlich aufging und durch die Bäume schien, hatte sie einen

Angriff auf den schwarzen König geplant und eine unterirdische Abenteuerausstellung für das Museum entworfen. Um wirklich gute Arbeit für das Museum zu leisten, schien sie eine Nacht im Schwanenteich zu brauchen – natürlich mit Mördern am Ufer, die nach ihr suchten.

Als der Straßenlärm einsetzte und sie die ersten Gärtner sah, schwamm sie ans Ufer und kletterte an Land. Sie erschreckte einen Gärtner, einen jungen Spanier, der auf dem Weg zum Geräteschuppen war. Sie musste wie eine Sumpfkreatur aussehen.

»Lady, was machen Sie da im See? Haben Sie sich verletzt?«

»Wie heißen Sie?« Diane konnte nur heiser flüstern.

»Hector Torres, Madam.«

»Hector Torres, es freut mich, Sie kennen zu lernen. Ich habe Sie eingestellt. Ich bin Dr. Diane Fallon, die Leiterin dieses Museums. Ich weiß, es klingt verrückt, aber können Sie mir hier raus helfen?«

»Hector? Was ist los?« Luiz Polaski, der Obergärtner, kam mit einem Golf-Caddy den Weg herunter.

»Diese Dame behauptet, sie sei die Leiterin des Museums. Sie kam aus dem Teich.«

»Dr. Fallon, was ist passiert? Mein Gott, setzen Sie sich.«

Diane ließ sich bereitwillig zum Golf-Caddy führen.

»Man hat mich überfallen.« Mehr Einzelheiten wollte sie nicht erzählen. Sie musste erst eine Nacht darüber schlafen.

»Schon wieder?«

»Ja, schon wieder. Würden Sie mich bitte ins Museum bringen?«

»Selbstverständlich.«

»Dr. Fallon, vielen Dank für den Job«, rief Hector Torres ihnen nach, als sie losfuhren.

»Wie macht er sich?«

»Da er Sie gefunden hat, macht er sich gut. Er sagt, seine Mutter sei Gefängniswärterin?«

»Ja. Sie sagte mir, dass ihr Sohn einen Job suche.«

»Ich weiß, es sind einige spannende Geschichten im Umlauf«, sagte er, als sie am Hintereingang des Museums ankamen.

»Soll ich Sie reinbringen?«

»Gern, wenn es Ihnen nichts ausmacht. Ich war die ganze Nacht im Wasser.«

»Die ganze Nacht?«

»Ich weiß, das hört sich sehr unwahrscheinlich an. Bei nächster Gelegenheit werde ich Ihnen alles erzählen.«

Sie gingen gemeinsam den Flur entlang am Restaurant vorbei zur Säugetierausstellung und nahmen die Abkürzung durch den Pleistozänsaal in die Vorhalle. Dort trafen sie auf Andie, Korey und Mike Seger, die gerade durch die großen Doppeltüren hereinkamen.

Dr. Fallon. Oh mein Gott, was ist passiert?« Andie eilte herbei und umfasste ihre Taille genau in dem Moment, in dem ihre Knie den Dienst versagten.

Diane konnte sich vorstellen, wie sie aussah, ganz zu schweigen davon, wie sie riechen musste. Sie fühlte sich wie eine dreckige, nasse Katze, sie stand barfuß auf dem Marmorfußboden, und überall an ihr tropfte Wasser herunter. Die anfängliche Erleichterung, ihrem nassen Versteck entkommen zu sein, ließ nach. Unfähig, sich länger auf den Beinen zu halten, ließ sie sich in Andies Arme sinken. Mehrere Mitarbeiter versammelten sich um sie und halfen Andie, sie zu halten. Manche tuschelten und stellten Fragen. Diane fühlte sich erdrückt – und bekam Angst.

Donald bahnte sich einen Weg durch die Menge der Mitarbeiter, seine Gesichtszüge waren angespannt, und sein Gesicht war bleich. »Diane? Was ist passiert?«

»Sie müssen sofort ins Krankenhaus«, sagte Korey. »Ich bringe Sie hin.«

»Nein, Sie müssen sich um unseren Gast aus New York kümmern. Andie, Sie übernehmen in meiner Abwesenheit die Verantwortung – und ich brauche ein anderes Handy.«

»Ich bringe Sie ins Krankenhaus«, sagte Mike.

»Ich kann selbst fahren.«

»Nein. Das können Sie nicht«, erklang es einstimmig aus aller Munde.

»Sie haben Recht. Mein Auto steht noch auf dem Krankenhausparkplatz«, sagte sie.

Mike hob sie hoch. »Mein Auto steht vor der Tür.«

Diane konnte sich nicht erinnern, jemals von einem Mann getragen worden zu sein. Nicht einmal als Kind hatte ihr Vater

sie getragen. Es war ein eigenartiges Gefühl, ein Gefühl, wirklich verwundbar zu sein.

»Ich sage im Krankenhaus Bescheid, dass Sie unterwegs sind«, rief Andie ihnen nach.

Mike setzte sie auf den Beifahrersitz, stieg selbst ein und fuhr sie zum Krankenhaus.

»Danke«, sagte Diane nur.

»Ich bin Ihnen noch einiges schuldig.«

»Wofür? Dafür, dass ich Sie nicht ungerechtfertigterweise gefeuert habe?«

»Nein. Melissa hat mir vor einiger Zeit etwas erzählt. Danach schien aber alles in Ordnung, und ich schaltete auf meinen üblichen Geht-mich-nichts-an-Modus. Deshalb habe ich es nicht erwähnt. Jetzt denke ich, ich hätte es tun sollen.«

Diane war schon beinahe eingedöst, nach diesen Worten aber wieder hellwach. »Was war es?«

»Es passierte auf Ihrem Empfang.«

»Dem Empfang für die Sponsoren?«

»Nehme ich an. Als das Quartett spielte. Sie sahen, wie eine Frau in einem hautengen, roten Kleid Ihren Drink tauschte.«

»Was? Signy Grayson? Sie hat was getan?«

»Alix hat es gesehen, und sie und Melissa haben die Drinks wieder zurückgetauscht – nicht etwa, weil Alix ein gutes Werk tun wollte, sondern weil dieselbe Frau Dylan angemacht hat und Alix sich darüber geärgert hatte. Melissa sagte, sie hätten eine Show daraus gemacht, und keiner von Ihnen beiden hätte es gemerkt.«

Diane erinnerte sich, auf dem Empfang mit Signy gesprochen zu haben, als diese ihren Drink erst beinahe verschüttete, dann aber den Rest rettete. Diane hatte sich umgedreht, um das Verschüttete aufzuwischen, als Alix und Melissa zu ihnen herüberkamen, mit ihnen sprachen und – sie ablenkten.

Raffiniert. Und am nächsten Tag hatte man Signy völlig desorientiert gefunden, nachdem sie die Nacht auf dem Sofa im Sitzungssaal verbracht hatte. Also hatte Signy versucht, sie auszuschalten. Sie musste schnell gemerkt haben, dass sie den falschen Drink erwischt hatte, und hatte sich dann einen Platz gesucht, an dem sie nicht entdeckt werden würde. Aber warum das alles? Warum hatte sie bewusstlos werden sollen? Was hätte Signy davon gehabt?

Oder sollte sie lächerlich gemacht werden? Sie wollten ihr vielleicht so etwas wie Rohypnol verabreichen – geruchlos, geschmacklos und in achtundvierzig Stunden wieder abgebaut. Eine kleine Dosis im Wein, und Diane hätte sich wie eine völlig Betrunkene verhalten oder vielleicht noch schlimmer. Sie hätte sich absolut lächerlich gemacht und sich später an nichts mehr erinnern können. Und das vor allen Mitarbeitern und einflussreichen Leuten. Ihre Glaubwürdigkeit wäre ruiniert gewesen. Diese Hundesöhne!

»Danke, dass Sie mir das erzählt haben, Mike.«

»Das hätte ich eigentlich sofort tun sollen. Es tut mir Leid. Ich habe wirklich gedacht, dass es nicht so schlimm sei.«

»Dylan hat mir neulich erzählt, dass Melissa sich selbst verletzt und dass Alix versucht, sie vor sich selbst zu schützen.«

»Das ist nur ein Teil der Wahrheit. Melissa kann sehr selbstzerstörerisch sein, aber ich habe auch schon erlebt, dass Alix sie geschlagen hat.«

»Eigenartig. Warum ist Melissa dann mit ihr befreundet?«

Mike zuckte die Schultern.

Sie erreichten das Krankenhaus. Mike parkte, ging um den Wagen herum und hob Diane heraus.

»Ich kann allein laufen«, sagte sie.

»Und ich kann Sie tragen. Sie sehen wirklich nicht gut aus, Dr. Fallon.«

»Ich fürchte, Sie haben Recht. Kennen Sie sich mit Höhlen aus?«

»Höhlen? In der Tat, ich bin ein erfahrener Höhlenforscher.«

»Das bin ich auch. Ich habe eine Idee für eine Ausstellung.«

»Das können Sie mir erzählen, wenn Sie wieder auf den Beinen sind.«

Er trug sie in die Notaufnahme, wo man sie sofort in einen Untersuchungsraum brachte. Diane fragte, ob Dr. Linc Duncan im Krankenhaus sei. Sie musste erklären, dass er zwar ein Besucher von Frank, aber auch Arzt sei, und dass sie ihn sehen wolle.

Nachdem man ihr eines dieser schrecklichen Krankenhausnachthemden verabreicht hatte, legte sie sich auf das Bett und schlief sofort ein. Sie wurde wach, als jemand ihre Hand nahm.

Sie schnellte hoch und versuchte, aus dem Bett zu springen.

»Hey, ich bin's.«

»Entschuldigung, Linc. Danke, dass Sie runtergekommen sind. Wie geht es Frank?«

»Im Augenblick besser als Ihnen. Müssen Henry und ich jetzt Sie bewachen?«

»Sieht so aus, als bräuchten wir wirklich so was wie Bodyguards. Jemand hat mich auf dem Krankenhausparkplatz überfallen, als ich in mein Auto steigen wollte.«

»Gestern Abend? Wo waren Sie die ganze Zeit? Man sagte mir, Ihre Kleidung sei nass gewesen.«

»Im Teich hinter dem Museum.«

»Du warst die ganze Nacht im Wasser? Sie haben dich in den Teich geworfen? Entschuldige, das Du ist mir so rausgerutscht.«

»Ist schon okay, lass uns dabei bleiben. Nein, sie haben mich nicht hineingeworfen. Ich bin ihnen entkommen und habe mich

dort versteckt.«

»Hast du Schmerzen?«

»Ja. Mein Kopf tut weh und mein Rücken und mein Unterleib.«

»Bist du auf den Kopf geschlagen worden?« Er sah auf ihr Krankenblatt, in das die Krankenschwester ihren Blutdruck und Puls eingetragen hatte.

»Ja.«

»Warst du bewusstlos?«

»Nur kurz – ich bin mir nicht sicher. Wenn ich bewusstlos war, dann nur für ein paar Sekunden.«

»Übelkeit?«

»Ein wenig.«

»Hast du dich übergeben?«

»Nein.«

»Sag mir, ob das wehtut.« Linc zog ihr Nachthemd hoch. Diane stöhnte auf und legte den Arm über die Stirn. »Hast du Schmerzen?«, fragte Linc.

»Nein. Es ist mir nur peinlich. Ich hätte daran denken sollen, bevor ich dich rufen ließ.«

»Ist es das erste Mal, dass du von einem Arzt untersucht wirst?«

»Von einem, den ich kenne, ja.«

»Wie bitte? Du wechselst jedes Mal deinen Arzt, wenn du einmal bei ihm warst? Das muss ja ganz schön anstrengend sein.«

»Du weißt, was ich meine.«

Er lächelte. »Sag mir, ob das wehtut.« Er tastete ihren Unterleib ab. »Irgendwelche empfindlichen Stellen?«

»Nein. Doch. Da.«

»Und wenn ich den Druck wegnehme?«

»Ein bisschen.«

»Und deine Schultern?«

»Nein, mir tut zwar alles weh, ich habe aber keine bestimmten Schmerzen. Warum?«

»Organverletzungen verursachen manchmal bestimmte Schmerzen in anderen Körperbereichen. Okay. Ich werde ein paar Untersuchungen veranlassen, und ich möchte, dass du mir jetzt gut zuhörst, nicht wie das letzte Mal, als du meinen Rat nicht befolgt hast.«

»Einverstanden.«

»Deine Milz oder deine Leber könnten verletzt worden sein, oder auch wieder eine Niere. Das Tückische bei Organverletzungen ist, dass sie nur langsam bluten oder sogar aufhören zu bluten – nur um einige Tage oder Wochen später wieder anzufangen. Das muss man ernst nehmen. Du brauchst jetzt Ruhe.«

»Wie geht es Frank?«

»Das habe ich dir schon gesagt. Lenk nicht ab.«

»Tu ich nicht. Ich dachte nur, du solltest ihm vielleicht nicht von mir erzählen.«

»Das erfährt er sowieso.«

Sie rollten Diane zum Röntgen und zum CT. Der Radiologieassistent erkannte sie wieder und ermahnte sie, vorsichtiger zu sein. Als sie herauskam, wartete Linc auf sie.

»Kann ich jetzt nach Hause?«, fragte sie.

»Nein. Du wirst wenigstens heute Nacht zur Beobachtung hier bleiben müssen.«

»Mir geht es schon viel besser, und ich habe so viel zu tun.«

»Dachtest du, wenn du mich rufst, hast du einen Komplizen, der dich nach Hause schickt?«

»Nein, überhaupt nicht. Ich ...«

»Dann ist es ja gut. Ich habe dir ein Zimmer gegenüber von Frank besorgt. So können Henry und ich euch beide im Auge behalten.«

»Ich hätte nicht gedacht, dass du so hart sein kannst.«

»Das kannst du doch auch, oder?«

Dianes erster Besucher war Frank. Er trug einen dunkelgrün-blau karierten Bademantel, roch nach Rasierwasser und stand auf seinen eigenen Beinen. Er war noch sehr blass, sah aber viel besser aus als in den letzten Tagen. Diane war so erleichtert, ihn auf den Beinen zu sehen, dass sie fast geheult hätte.

Er beugte sich zu ihr herunter und küsste sie sanft auf den Mund.

»Du riechst gut. Extra für mich?«

»Ja. Ist hier gar nicht so leicht, aber wie du siehst, versuche ich, einen guten Eindruck zu machen.«

»Das hast du bereits getan.«

»Es tut mir Leid, dass ich dich da hineingezogen habe.«

Es schmerzte Diane, ihn so besorgt zu sehen.

»Mir nicht. Du bist nicht schuld, sondern der, der uns das antut. Wir müssen ihnen verdammt dicht auf den Fersen sein, dass sie solche Risiken auf sich nehmen.«

»Was genau ist passiert? Linc wusste nur, dass du überfallen wurdest.« Er zog einen Stuhl an ihr Bett und setzte sich mit schmerzverzerrtem Gesicht.

»Ich hasse es, im Bett zu liegen«, sagte sie. »Ich fühle mich dann so schwach.« Sie fand die Fernbedienung für ihr Bett und stellte es auf Sitzposition.

»Ich weiß, was du meinst. Ich will auch nach Hause.«

Er hielt ihre Hand, während sie ihm die ganze Geschichte erzählte, von dem Augenblick, in dem sie vor dem Krankenhaus in den Lieferwagen verfrachtet wurde, bis zu Hector Torres' überraschtem Gesicht, als vor seinen Augen eine Frau aus dem Teich kletterte. Als sie fertig war, saß Frank mit offenem Mund

da.

»Diane. Verdammt. Ich hatte keine Ahnung. Ich dachte, es wäre wie neulich Abend gewesen – aber das hier ist ein starkes Stück. Du hast die ganze Nacht im Wasser verbracht? Du musst ja schreckliche Angst gehabt haben.«

»Die Angst hat mein Herz am Schlagen gehalten.«

Frank schüttelte verwundert den Kopf.

»Ich wollte einfach nicht getötet werden.«

Er streichelte mit dem Daumen ihre Hand. »Dann ging es also um die Knochen.«

»Zweifellos. Sie wollen sie unbedingt haben.«

»Hast du schon mit der Polizei darüber gesprochen?«

Diane verdrehte die Augen. »Tut mir Leid, Frank, aber ich bin es leid, mir anzuhören, dass sie nichts tun können.«

»Du musst ihnen von diesem Vorfall erzählen. Hier geht es um tätlichen Angriff und Entführung.«

»Ich glaube, das Krankenhaus hat sie informiert. In ein paar Stunden oder auch Tagen wird irgendjemand meine Aussage aufnehmen – und das war es dann.«

»Nein. Ich werde dafür sorgen, dass es nicht so ist. Hast du deine Familie benachrichtigt?«

»Nein.«

»Soll ich das für dich tun?«

»Nein. Meine Familie ist nicht wie deine. Wir reden im Moment nicht miteinander.«

»Das tut mir Leid, aber es geht dir bestimmt besser, wenn sie wissen, dass du verletzt im Krankenhaus liegst.«

»Das glaube ich nicht. Mein Vater würde so was sagen wie ›Was konnte man schon anderes erwarten‹, und meine Mutter ist wie Crystal McFarland.«

»Ich kann mir kaum vorstellen, dass es zwei von dieser Sorte gibt.«

»Mutter ist etwas rücksichtsvoller, aber sie fühlt und denkt genauso. Als ich ihr erzählte, dass ich Ariel adoptieren wollte, war ihr einziger Kommentar: »Meinst du, das ist vernünftig?« Als ich später erzählte, dass Ariel gestorben war, meinte meine Schwester Susan, das sei vielleicht besser so. Sie konnte nicht verstehen, dass ich Ariel liebte. Für Susan war sie eine streunende Katze, die ich am Straßenrand aufgelesen hatte und die nur Schwierigkeiten machen würde. Also meine Familie ist mir keine Hilfe. Sie würde nicht für mich da sein wie deine Brüder für dich.«

»Das tut mir Leid.«

»Mir auch. Ich finde nämlich die Familienidee nicht schlecht.«

Frank lachte, aber sie konnte sehen, dass es ihm wehtat. »Meine Brüder sind toll – aber gewöhnlich sind sie auch nicht so aufmerksam.«

Diane sagte nichts. Er würde sie wahrscheinlich nach Hause schicken, wenn er wüsste, dass sie die beiden gebeten hatte, zu bleiben und auf ihn aufzupassen. Andererseits konnte sie sich kaum vorstellen, dass sie dann einfach abhauen würden. Sie beneidete Frank um seine Familie.

»Wie geht es dir? Ich meine, wie geht es dir wirklich?«, fragte sie.

»Ich habe Glück gehabt. Es hätte schlimmer kommen können, denn beide Kugeln haben wichtige Nerven und Organe nur knapp verfehlt – nur leider meine Lunge nicht. Die Ärzte haben sie zwar zusammengeflickt, aber es wird eine Weile dauern, bis alles verheilt ist. Trotzdem wäre ich schneller draußen, wenn diese Lungenentzündung nicht wäre. Aber auch die ist jetzt unter Kontrolle.«

Frank blieb bei ihr sitzen, bis eine Krankenschwester ihn in sein Bett zurückscheuchte.

»Ich besuche dich nachher noch«, rief Diane hinter ihm her.

»Ruhe dich erst mal aus«, erwiderte er.

Diane hatte etwa eine Stunde geschlafen, als Andie mit Einkaufstüten beladen hereinkam. Sie brachte Schlafanzüge und einen Bademantel, Kleidung zum Wechseln, Kosmetika und ein paar andere Kleinigkeiten, ihren neuen Laptop, ein neues Handy und Blumen.

»Ach Andie, Sie sind jeden Cent wert, der Ihnen gezahlt wird, und vermutlich noch viel mehr.«

Andie räumte alles in Schränke und Schubladen, während Diane duschte und dann Nachthemd und Bademantel anzog. Das neue pfirsichfarbene Nachthemd war schicker als ihre sonstigen, weich und vor allem hinten geschlossen.

»Ich fühle mich schon wesentlich wohler. Jetzt kann ich wenigstens rumlaufen, ohne dass mein Hintern hervorguckt.«

»Wie geht es Frank?«

»Es geht ihm gut. Er liegt im Zimmer gegenüber. Sie können ja bei ihm vorbeischaun.«

»Das ist echt bequem. Da können Sie ja mitternächtliche Dates verabreden.«

»Seine Brüder lassen ihn nicht aus den Augen.«

»Er hat Brüder? Haben sie seine Augen? Sind sie verheiratet?«

»Ja, ja und ja. Und Kinder haben sie auch.«

»Zu schade.«

»Wie läuft es im Museum?«

»Sie sind das Thema des Tages. Donald ist völlig aufgebracht. Seltsam. So habe ich ihn noch nie erlebt. Glauben Sie, er hat etwas damit zu tun?«

»Ich wüsste nicht, was. Es ging um das Skelett.«

Andie erschrak. »Oh.«

»Und die Museumsgeschäfte?«

»Korey ist zum Flughafen gefahren, um einen geheimnisvollen

Gast abzuholen. Ich habe Jonas beim Ausgraben angerufen und ihm erzählt, was passiert ist. Er ist sehr betroffen.«

»Ich fürchte, wir spielen unsere Schachpartie nie zu Ende. Er hat nicht zufällig den Schädel erwähnt?«

»Nein. Immer noch keine Spur von ihm. Glauben Sie, der Mörder hat ihn abgetrennt?«

»Nein. Ich glaube, er wurde von irgendeinem Tier davongetragen. Er kann irgendwo in den Wäldern liegen.«

Andie schüttelte sich. »Wie gruselig.«

»Korey soll mich anrufen, wenn er was weiß.«

»Was genau soll er wissen?«

Diane lächelte. »Das wird für alle eine große Überraschung sein. Eine, die uns die Graysons vom Halse schafft.«

»Okay. Jetzt bin ich wirklich neugierig.«

»Miss Fallon, ich muss mit Ihnen über Ihre Entführung reden.«

In der Tür stand Janice Warrick. Sie hatte ihr Haar auf dieselbe Art zusammengebunden wie bei ihrem letzten Treffen, sah aber in ihrer weißer Bluse, dem blauen Blazer und dem blauen Rock etwas weniger streng aus. Ihre Gesichtszüge erschienen weicher und drückten weniger Ärger aus. Dennoch merkte man ihr an, dass sie nur ungern mit Diane reden wollte, genauso ungern, wie Diane sie bat hereinzukommen.

Diane stellte sich innerlich auf ein weiteres unerfreuliches Gespräch ein.

»Könnten wir bitte unter vier Augen reden?«, fragte Detective Warrick mit Blick auf Andie.

»Dies ist Andie Layne, meine Assistentin. Sie haben Sie bereits in meinem Büro kennen gelernt. Ich vertraue ihr im Museum die wichtigsten Angelegenheiten an. Ich vertraue ihr auch hier.«

Andie machte nicht die geringsten Anstalten zu gehen. Diane wusste, dass sie nicht gehen würde. Andie konnte genauso stur sein wie sie selbst, und nach dem vorgeschobenen Kinn zu urteilen, hatte sie soeben auf vollkommen stur geschaltet.

»Nun gut. Wir kümmern uns natürlich um die Überfälle auf Sie. Aber Ihre Hartnäckigkeit, die Angriffe mit den Boone-Morden in Verbindung zu bringen, hilft uns bei unseren Ermittlungen überhaupt nicht. Dadurch entsteht bei den Leuten ein falscher Eindruck, und wer auch immer die Schläger sind, die Sie angreifen, sie machen Ihre Theorien nicht glaubwürdiger.«

Diane beobachtete Detective Warrick, wie sie beim Sprechen mal sie, dann Andie, dann wieder sie ansah, bevor sie auf ihre teuren italienischen Schuhe hinunterblickte. Sie war unsicher. Sie untersuchte ihren ersten Mordfall, und das war gleich einer von der Sorte, über die ganze Bücher geschrieben werden. Sie konnte sich mit diesem Fall für immer als Stümperin ins Abseits stellen oder als Heldin daraus hervorgehen.

Diane hörte Lachen über den Flur schallen. Jake Houser besuchte Frank, und es tat ihr gut, Frank lachen zu hören.

»Ist Jake Houser mit seinen Ermittlungen weitergekommen? Weiß er, wer auf Frank Duncan geschossen hat?«

»Ich bespreche keine laufenden Ermittlungen mit

Außenstehenden.«

Also nicht, dachte Diane. »Dann waren die Angriffe auf mich für Sie auch reiner Zufall?«

»Ja. Es sieht so aus.«

»Dann ist es aber seltsam, dass die Entführer von mir das Skelett verlangten, das wir auf der Abercrombie-Farm gefunden haben. Sie haben mich entführt, um es mit mir aus dem Museum zu holen.«

Erwischt. Diane beobachtete, wie Janice Warrick vergeblich versuchte, ihren desinteressierten Gesichtsausdruck beizubehalten, um erst ihre Überraschung und dann ihr Unbehagen zu verbergen.

Bevor Detective Warrick sich äußern konnte, kam Jake aus Franks Zimmer zu Diane herüber.

»Dr. Fallon«, sagte er. »Das tut mir wirklich Leid. Ich habe ein so schlechtes Gewissen. Wenn ich im Museum gewesen wäre, dann wäre das vielleicht nicht passiert.« Er zog sich einen Stuhl heran und setzte sich neben Dianas Bett.

»Es ist nicht Ihre Schuld«, sagte sie. »Es fing hier auf dem Parkplatz an, nicht am Museum.«

»Hier? Und Sie landeten im Museum? Heißt das, Sie wurden ergriffen und woanders hingeschafft?«

»Genau das heißt es.«

Jake runzelte die Stirn. »Das ist ernster zu nehmen, als Sie dachten, nicht wahr, Janice?«, sagte er.

»Ja. Das sehe ich auch so. Wir können nicht untätig zusehen, wie Leute auf Parkplätzen entführt werden. Erzählen Sie uns bitte, was passiert ist. Ich verspreche, wir werden uns darum kümmern«, sagte Warrick. Auch sie zog sich jetzt einen Stuhl heran, um sich neben Jake zu setzen.

Diane erzählte die ganze Geschichte ohne Unterbrechung von Anfang bis Ende. Kaum war sie damit fertig, klingelte ihr

Telefon. Es lag für sie außer Reichweite, und Andie gab es ihr. Ein Reporter vom *Rosewood Herald* wollte sie zum Skelett und zu dem Überfall befragen.

»Ich möchte nichts zum Überfall sagen, solange die Polizei ermittelt«, sagte Diane. Die beiden Detectives nickten.

Während sie den Fragen des Reporters zu dem Skelett lauschte, kam ihr eine Idee, wie sie die Aufmerksamkeit von sich ablenken konnte. Sie überlegte, wie sie das Ganze formulieren sollte. Jake würde sie danach fragen, und sie konnte die Polizei nicht anlügen.

»Das Skelett fällt in die Zuständigkeit von Sheriff Canfield«, erzählte sie dem Reporter. »Ja, ich glaube die Einbrüche ins Museum stehen in Verbindung mit dem Skelett, aber wer auch immer es dort sucht, wird nichts finden. Ich habe meine Untersuchungen abgeschlossen und es an einen landesweit bekannten forensischen Anthropologen geschickt, um eine zweite Meinung einzuholen.« Sie hörte einen Moment schweigend zu. »Nein, ich kann Ihnen nicht sagen, wer oder wo das ist.« Sie beendete das Gespräch und legte auf.

Ihr war der schreckliche Gedanke gekommen, dass die, die das Skelett haben wollten, anrufen und Frank, Kevin, Andie oder sonst jemanden bedrohen könnten. Die Knochen brachten alle in Gefahr. Aber wenn die Täter dachten, das Skelett sei verschwunden, könnte auch die Bedrohung für die Menschen, die ihr wichtig waren, aufhören. Sie hoffte, die Schurken lasen Zeitung oder hörten Radio.

Gregory sagte immer, ein Geheimnis ist nur dann ein Geheimnis, wenn man als Einziger davon weiß. Das würde schwierig werden. Wenn sie es für sich behielt, würde sie den Detectives und sogar Frank und jedem anderen gegenüber die Umstände falsch oder ungenau darstellen müssen.

»Ich vermute, das ist erst der Anfang«, sagte sie und schloss

die Augen, um Jake und Janice Warrick nicht ansehen zu müssen, bis sie die Lüge ein wenig verinnerlichen konnte.

»Reporter sind Gauner«, sagte Jake.

»Nur weil jemand hinter den Gebeinen her ist«, sagte Warrick, »müssen sie nicht unbedingt etwas mit den Boone-Morden zu tun haben.«

Diane öffnete die Augen und sah sie durchdringend an. Diese Frau wollte tatsächlich bis zum bitteren Ende an ihrer Theorie festhalten. »Das stimmt«, sagte Diane. »Dann ist die Tatsache, dass George Boone kurz vor seinem Tod einen der Knochen besaß, auch nur ein merkwürdiger Zufall.«

»Star Boone und ihr Freund könnten mit dem Skelett zu tun haben und nicht wollen, dass man es findet«, sagte Warrick.

Jake, Andie und Diane starrten sie einen Augenblick lang an.

»Ja«, räumte Diane ein. »Star und Dean könnten das Opfer getötet und seinen Körper auf der Abercrombie-Farm entsorgt haben. An Ihrer Stelle würde ich dann herausfinden wollen, ob einer von beiden im Alter von elf Jahren schon Auto fahren konnte.«

»Elf? Wollen Sie behaupten, dass die Knochen vor fünf Jahren da draußen begraben wurden?« Warrick sah betreten aus. »Sheriff Canfield hat uns diese Information bislang vorenthalten. Das wusste ich nicht. Wer immer das war, den kriegen wir.« Mit diesen Worten verschwand sie, und Diane atmete erleichtert auf.

»Es tut mir Leid, Diane«, sagte Jake. »Wir sind zurzeit alle ein bisschen überdreht. Die Kriminalitätsrate sollte sinken, stattdessen schoss sie in die Höhe. Ich sitze irgendwie zwischen zwei Stühlen. Vielleicht muss ich meinen Nachtjob im Museum an den Nagel hängen.«

»Ich verstehe.«

»Können Sie mir noch irgendwelche Hinweise auf die Identität

der Täter geben?«

Diane schüttelte den Kopf. »Sie waren sehr vorsichtig und haben dafür gesorgt, dass ich nichts sehen konnte.«

»Sind Sie sicher, es war nicht nur ein Täter?«

»Ganz sicher. Es tut mir Leid, dass es nur ein einfacher, weißer, unauffälliger Lieferwagen war. Er war mir nicht aufgefallen, bevor es passierte.«

Jake nickte und klappte sein Notizbuch zu. »Okay, meine Damen, von heute an halten Sie sich bitte von allen neben Ihrem Auto geparkten Lieferwagen fern. Bitten Sie immer jemanden, Sie zu Ihrem Auto zu begleiten, und steigen Sie notfalls auf der Beifahrerseite ein, wenn das nächste Auto auffällig dicht neben dem Ihren parkt.«

»Das weiß ich alles«, sagte Diane, »ich habe nur nicht mit so was gerechnet.«

»Das kann passieren, erst recht, wenn Sie nicht daran denken. Ich verabschiede mich noch schnell von Frank und mache mich dann an die Arbeit. Ich werde herausfinden, was da los ist. Keine Sorge.«

Als Jake gegangen war, schickte Diane auch Andie zurück ins Museum. Das sterile Krankenzimmer war so deprimierend wie ihre Gedanken. Auch wenn sie all die kleinen Wortgefechte mit ihren Gegnern gewann, der endgültige Sieg lag noch in weiter Ferne. Sie wollte nichts mehr hören und sehen, schloss die Augen und schlief ein.

Das Telefon klingelte nicht wie ihres, und einen Augenblick lang wusste sie nicht einmal, wo sie sich befand. Langsam wurde sie wach und fühlte sich immer noch wie gerädert. Sie griff nach dem Telefon.

»Diane. Es tut mir Leid, wenn ich Sie im Krankenhaus belästige.«

»Was ist los, Andie?«

»Mark Grayson. Er hat für heute Nachmittag den Vorstand zusammengerufen. Er sagt, er habe jetzt alle Zahlen. Donald sagte, sie seien sehr überzeugend. Ich habe Mrs. Van Ross angerufen. Sie kommt auch zu dem Treffen. Was soll ich tun?«

»Für wann ist die Sitzung angesetzt?«

»Fünfzehn Uhr.«

»Ich werde da sein. Sagen Sie das aber niemandem.«

»Sind Sie sicher, Sie schaffen das? Ich meine, Sie sahen heute Morgen gar nicht gut aus.«

»Sagen Sie bitte Mike Bescheid, er möchte mich abholen.«

»Wird gemacht.«

Diane stand auf, legte etwas Make-up auf und packte ihre Sachen zusammen. Ihren Laptop brachte sie in Franks Zimmer.

»Ich habe hier ein Spielzeug für dich. Kenneth Meyers hat ihn mir gegeben. Es ist sein neuer Computer für Außeneinsätze. Man kann ihn sogar aus anderthalb Metern Höhe fallen lassen, ohne dass er kaputtgeht. Ich glaube, du solltest ihn dir näher ansehen und ihn der Polizei empfehlen.«

Die drei Duncan-Brüder betrachteten verwundert, wie sie angezogen und mit einem kleinen Koffer in der Hand vor Franks Bett stand. Sie stellte fest, dass sie mit demselben erstaunten Gesichtsausdruck wie Drillinge aussahen. Linc fand als Erster die Sprache wieder.

»Was machst du da?«

»Ich muss ins Museum.«

»Ganz bestimmt nicht. Ich habe es dir doch erklärt. Es ist nicht mit einer Schmerztablette und Rufen-Sie-mich-morgen-wieder-an getan. Du könntest innere Blutungen bekommen, wenn du nicht liegen bleibst.«

»Diane«, sagte Frank, »hör bitte auf ihn.«

»Das musst ausgerechnet du sagen«, meinte Henry. »Du würdest sogar mit ihr gehen, wenn du könntest.«

»Bitte, Frank«, sagte sie, »ich würde nicht gehen, wenn Andie nicht gerade angerufen hätte. Mark hat den Vorstand zusammengetrommelt, um Zahlen vorzulegen. Er glaubt, gewonnenes Spiel zu haben, und nur ich kann ihn zu Fall bringen.«

»Diane, du hast mir erzählt, du hast uneingeschränkte Befugnisse.«

»Habe ich, aber wenn er nach allem, was passiert ist, belastendes Zahlenmaterial vorlegt ...« *Auf jeden Fall will ich sein Gesicht sehen.* »Ich muss das tun. Danach ist alles vorbei. Dann komme ich zurück und ruhe mich aus.«

Linc sah sehr verärgert aus. »Du bist mit Abstand der schlimmste Patient, den ich je hatte. Sogar Sportler bleiben nach meiner Einweisung im Krankenhaus, bis ich sie wieder entlasse.«

»Es tut mir Leid. Aber es geht nicht anders.«

»Komm bitte anschließend wieder hierher. Ich ...« Er schüttelte seinen Kopf. »Ich werde das mit dem Krankenhaus regeln.«

»Danke.« Sie küsste Frank. »Dir geht es so weit gut?«

»Klar doch.«

»Er hat nur Alpträume«, sagte Henry.

»Ich erlebe die Schießerei immer wieder«, sagte Frank. »Das ist normal. Tu bitte, was Linc sagt. Er ist wirklich ein guter Arzt.«

»Ich weiß.«

»Ich bringe dich nach unten«, sagte Linc und stand auf.

Diane wagte nicht zu widersprechen und hörte sich auf dem Weg ins Erdgeschoss schweigend seine Vorwürfe an. Sie war erleichtert, als sie unten waren.

»Wenn du nach deiner Rückkehr nicht vernünftig bist, lasse ich dich in Gewahrsam nehmen«, sagte er lächelnd. »Aber ich fürchte, das hat schon jemand anderes getan.«

Vor dem Krankenhaus musste Diane noch einige Minuten warten und beobachtete das Kommen und Gehen der Menschen. Ein Krankenwagen fuhr zur Notaufnahme, und auf dem Besucherparkplatz wechselte jemand einen Reifen. Wie viele Dramen und Schicksale, dachte sie, als Mike vorfuhr und ausstieg.

»Was ist los?«, fragte er, als er ihr beim Einsteigen half.

»Vorstandssitzung.«

»Können Sie nicht mal eine ausfallen lassen?«

»Diese nicht.«

»Ich hätte nie gedacht, dass Ihr Job so anstrengend ist.«

Diane lachte, was ihr Schmerzen verursachte.

Als er kurz danach vor dem Museum hielt, stieg sie rasch aus.

»Langsam, Doc«, sagte Mike.

»Mir geht es gut. Danke fürs Abholen.«

Sie ging direkt in ihr Büro. Dort stand Jonas bei Andie und schrieb ihr etwas auf.

»Was machen Sie denn hier?«, fragte er.

»Das ist eine lange Geschichte.« Sie wandte sich an Andie.

»Ich wette, Donald hat eine Kopie von Graysons Zahlen. Die möchte ich sehen. Gehen Sie bitte in sein Büro und sagen Sie ihm, Sie hätten eine Nachricht von mir, sagen ihm aber nicht, dass ich hier im Museum bin.«

»Klar.«

»Sagen Sie ihm, er müsse sich entscheiden, auf wessen Seite er steht.«

Dann wandte sich Diane Jonas zu. »Neuigkeiten?«

»Ja. Ich muss Ihnen unbedingt etwas zeigen. Ich bin mir nicht ganz sicher, aber ich glaube, dass es wichtig ist.«

»Dann lassen Sie uns in Ihr Büro gehen. Ich möchte noch eine Weile in Deckung bleiben.«

»Dahinter muss nicht nur eine lange, sondern eine ziemlich

ungewöhnliche Geschichte stecken.«

»Andie, haben Sie was von Korey gehört?«, fragte Diane im Hinausgehen.

»Nein. Soll ich ihn für Sie suchen?«

»Wenn Sie ihn finden, schicken Sie ihn bitte in Jonas' Büro.«

Diane ging mit Jonas von Andies Büro aus durch eine private Tür direkt in den Pleistozänsaal, dann durch die Säugetierausstellung zu den Aufzügen im Mittelteil des Museums und fuhr nach oben in Jonas' Büro. Es gelang ihr, auf dem Weg von niemandem gesehen zu werden.

»Ich hätte nicht gedacht, dass dieser Job mit so vielen Geheimnissen verbunden ist«, meinte Jonas.

»Ich weiß, ich muss einen seltsamen Eindruck machen.«

»Allerdings. Warum verstecken Sie sich vor Ihrem Personal?« Jonas zog für Diane einen bequemen gepolsterten Stuhl an den Schachtisch heran und setzte sich selbst auf den anderen. »Allerdings kenne ich ein oder zwei Fachbereichsleiter, die sich vor ihrer Fakultät versteckten.«

»Wir haben eine Vorstandssitzung.«

»Aha. Also eine Art Fakultätsversammlung.«

Diane lachte. »Hierbei geht es auch um den Mann, der versucht, das Museum zu verlegen. Ich möchte nicht, dass er schon vor der Besprechung weiß, dass ich im Haus bin. Er glaubt, ich sei noch im Krankenhaus. Wir sind im Endspiel.«

»Ich verstehe. Wer gewinnt?«

»Abwarten. Was wollten Sie mir zeigen?«

Er gab ihr eine Pfeilspitze. »Erinnern Sie sich? Rick hat sie gefunden.«

»In der Grube?« Diane dachte eine Minute nach. »Richtig, ich erinnere mich. Alle hielten sie für einen Anachronismus.«

»Es war ihm erst nicht aufgefallen, aber nachdem er sie gereinigt hatte, fand er eine Nummer darauf.«

Diane sah ihn fragend an. Sie verstand die Bedeutung dieser Entdeckung nicht.

»Die Pfeilspitze ist schon einmal katalogisiert worden. Ihre

Herkunft ist bekannt«, sagte er.

»Das müssen Sie mir jetzt erklären.« Sie überlegte einen Augenblick. »Wir kennen also ihre Herkunft. Oder meinen Sie, sie könnte dem Täter gehört haben und wir könnten herausfinden, woher er sie hatte?«

»Das glauben wir. Rick hat die Nummer erst nicht gesehen. Jemand hat versucht, sie abzukratzen, was bedeuten könnte, dass die Pfeilspitze gestohlen wurde. Sie ist eine schöne gestielte Spitze. Ich würde sagen laurentisch, aus der Gegend von New York. Ich bin mir aber nicht ganz sicher. Ich dachte, wir können die Nummer vielleicht unter dem Mikroskop erkennen.«

Sie trugen die Pfeilspitze in den Arbeitsraum, in dem in einer Ecke Jonas' Mikroskop stand. Diane schaute sich den Tisch an, der mit Topfscherben übersät war, und merkte, wie wenig Platz Jonas hatte.

»Sie brauchen ein besseres Labor, meinen Sie nicht auch?«

»Das hier reicht vollkommen für meine Bedürfnisse. Soviel ich weiß, ist es schon der größte Büroraum im ganzen Gebäude.«

»Trotzdem, wenn Sie mal mehr Platz brauchen ...« Sie legte die dunkelgraue Feuersteinspitze auf den Objektträger und sah einen stark verkratzten Streifen weißer Farbe über einer dünnen Schrift in schwarzer Tinte. »Ich sehe eine Eins und eine Neun – und etwas, das ein B oder E sein könnte.«

»Neunzehn. Das ist Massachusetts.« Er ging in sein Büro und kam mit einem Buch in der Hand zurück. »Es kann sich also um Barnstable, Essex, Berkshire oder Bristol handeln.«

»Wo haben Sie das gefunden?«, fragte Diane.

»Auf der Karte von Massachusetts – diese Landkreise fangen mit B oder E an. Können Sie den zweiten Buchstaben entziffern? Die Buchstabenkennung für die Landkreise funktionieren nach demselben Prinzip wie die postalische für die Staaten – GA für Georgia, TN für Tennessee. Der zweite

Buchstabe kann uns genau sagen, um welchen Kreis in Massachusetts es geht.«

»Er ist aber abgekratzt.«

»Nach den Buchstaben müsste eine Zahlenkombination kommen, die sich auf die Fundstelle innerhalb eines Staates bezieht.«

»Vielleicht könnte die erste Ziffer ... eine Null sein, oder vielleicht eine Neun oder eine Acht. Vielleicht aber auch eine Zwei oder Drei. Es sind nur noch die obere Linie und der Schrägstrich zu erkennen.«

»Was sagt uns das?«, fragte er.

»Der untere Teil der Zahl fehlt. Die zweite Ziffer ist eine Vier, glaube ich, und mehr Ziffern gibt es in dieser Reihe nicht.«

»Sie meinen, es gibt noch eine zweite Reihe?«, fragte Jonas.

»Das könnte die Artefaktnummer sein. Können Sie sie lesen?«

»Nein. Nur weiße Farbe. Sie wurde erfolgreich abgekratzt.«

»Ich denke, die erste Ziffer ist eine Null oder eine Drei. Ich glaube nicht, dass es in Massachusetts so viele Fundstellen gibt, aber ich kann mich da natürlich irren. Ich telefoniere ein wenig rum, wenn Sie wollen.«

»Das ist eine gute Idee. Machen Sie das bitte.«

»Wenn die Fundstelle in Massachusetts liegt, heißt das noch lange nicht, dass unsere Person die Spitze auch dort herhat. Die Universität von Arizona könnte zum Beispiel den Fundort ausgegraben und die Artefakte katalogisiert haben. Ich fange am besten beim staatlichen Archäologen von Massachusetts an. Vielleicht kann er mir eine Liste seiner Fundorte und Fundortnummern faxen.«

Jonas ging in sein Büro, um die Anrufe zu tätigen. Diane blieb in seinem Arbeitsraum und rief mit ihrem Handy Franks Partner Ben Florian an. Er antwortete sofort.

»Hallo«, sagte er. »Ich habe Ihre Nachricht über die vermisste

Person erhalten und die Suchmeldung sofort an die Polizei von Rosewood weitergeleitet.«

»Was soll das heißen?« Diane sah ihre Hoffnungen schwinden.

»Mein Chef meinte, es wäre besser, wenn Rosewood die Suchmeldung herausgibt, weil wir ja offiziell nicht zuständig sind. Er legt großen Wert auf ein gutes Verhältnis zu den umliegenden Bezirken.«

»Die werden nichts unternehmen.«

»Natürlich werden sie ...« Er zögerte.

»Nein, das werden sie nicht. Sie werden es liegen lassen. Deshalb wollte Frank sich selbst darum kümmern. Die Polizei in Rosewood hat ihre eigene Theorie über das Verbrechen, und davon rückt sie nicht ab. Außerdem wurde das Skelett nicht in Rosewood, sondern im Bezirk von Bruce Canfield gefunden, und den mögen sie auch nicht. Also haben sie die Anfrage irgendeiner Sekretärin gegeben, wahrscheinlich mit der Anweisung, sie ganz unten auf ihre Liste zu setzen. Der Sheriff bekommt sie also frühestens in ein paar Monaten.«

Am anderen Ende der Verbindung blieb es lange still. »Das tut mir Leid. Das habe ich nicht gewusst.«

Diane hatte plötzlich das dringende Bedürfnis zu heulen. Sie biss sich auf die Unterlippe und gab sich größte Mühe, damit ihre Stimme nicht zitterte.

»Wir haben nur ein paar Tage verloren«, sagte sie, ihn und sich selbst beruhigend. Sie erzählte ihm von der Artefaktnummer, die sie und Jonas zu lesen versucht hatten, und wollte ihm klar machen, was diese Nummer bedeutete. »Ich werde bei einigen Universitäten von Massachusetts telefonisch nachfragen, ob irgendeiner ihrer Studenten in den letzten fünf Jahren vermisst wurde. Diese Information reiche ich an Sheriff Canfield weiter, damit er eine Suchmeldung herausgibt.« Diane

fragte sich, ob ihre Stimme verärgert klang. Sie erinnerte sie nämlich an die Stimme ihrer Mutter, wenn sie sagte: »Wenn du es nicht schaffst, dann muss ich es eben selbst tun.«

»Ich rufe ein paar Leute an und versuche, die Sache zu beschleunigen«, sagte Ben. »Wie geht es Frank?«

»Immer besser. Unsere Zimmer liegen gegenüber.«

»Sie sind auch im Krankenhaus?«

»Ich war es.« Sie erzählte ihm von ihrer Entführung und dem Versuch der Kidnapper, an die Knochen zu kommen. »Ich muss zu einer Vorstandssitzung, aber ich habe dem Arzt versprochen, ins Krankenhaus zurückzukommen.«

»Das klingt gar nicht gut«, sagte er. Sie hörte echtes Bedauern in seiner Stimme. »Hören Sie, das Missverständnis tut mir wirklich Leid.« Er klang auch so. Trotzdem lag ihr die Wut schwer im Magen. Sie tat alles, was sie konnte, um diesen Fall zu lösen, und die eigentlich zuständigen Leute – sogar die netten – legten ihr nur Steine in den Weg. Nach dem Gespräch hätte sie sich am liebsten versteckt und geheult. Sie war müde und hatte Schmerzen im ganzen Körper.

Stattdessen rief sie den Sheriff an. Zu ihrer Überraschung und Erleichterung hatte er die Suchmeldung sofort herausgegeben und mit den neuen Informationen aktualisiert, als er vom stabilen Isotopentest erfahren hatte. Diane dankte ihm überschwänglich, was ihn zu verwirren schien.

»Ich mache nur meine Arbeit. Ich habe gehört, Ihnen ist noch mehr passiert.«

Diane gab ihm eine Kurzversion der Vorfälle.

»Wer immer es getan hat, muss sehr verzweifelt sein. Sie müssen äußerst vorsichtig sein. Versprechen Sie mir das?«

»Tue ich.«

»Ich gebe die Information über Massachusetts sofort weiter. Wer weiß. Vielleicht hören wir schon bald etwas.«

Diane dankte ihm noch einmal und trennte die Verbindung.

»Sie werden mir eine Liste der Fundorte faxen«, rief Jonas aus seinem Büro. Diane ging zu ihm, sank auf den bequemen Sessel und schloss die Augen. Sie war dankbar, dass wenigstens der Sheriff seine Arbeit tat. »Sie müssen sich irgendwo ausruhen.«

»Ich ...« Ein Klopfen an der Tür unterbrach sie. »Ich hoffe, das ist Korey.«

Jonas öffnete die Tür nur einen Spaltbreit, um sich erst zu vergewissern, dass kein Unbefugter eintreten wollte. Es war Korey, und in seiner Begleitung befand sich eine kleine Frau mit dunkelblondem, graumeliertem Haar, deren Gesicht jünger aussah, als es die grauen Strähnen vermuten ließen.

»Das ist Dr. Allison Onfroi, Kunsthistorikerin vom Metropolitan Museum of Art.«

Diane stand auf und begrüßte sie. »Wir freuen uns, dass Sie sich unsere Wandgemälde angesehen haben.«

»Ich bin noch ganz fasziniert davon.«

»Also sind es echte Gemälde von Robert Camden?«

»Daran besteht kein Zweifel.«

Diane und Korey lächelten sich an.

»Sprechen wir von den herrlichen Dinosaurier- und Pleistozänmalereien?«, fragte Jonas. »Ich gehe manchmal in die Räume, nur um mich davorzusetzen und sie zu bewundern.«

Dr. Onfroi nickte. »Im Gegensatz zu den meisten meiner Kollegen finde ich, seine Gemälde ähneln denen von William Trost Richards. Sie waren beide amerikanische Präraffaeliten. Richards hat mit seinem Realismus große Stimmungen geschaffen. Camden tut für mich dasselbe. Viele Menschen kennen seine Werke kaum, denn zu Lebzeiten fand er nur wenig Beachtung.«

»Hat er hauptsächlich Wände bemalt?«, fragte Diane.

»Zum Schluss ja. Er musste von seinen Illustrationen und seinen Wandmalereien in Gebäuden leben. Die meisten haben nicht überlebt. Von seinen anderen Arbeiten gibt es auch nicht mehr viele. Ihre Gemälde hier sind mit Abstand die schönsten, die ich je gesehen habe. Ich würde sie gern mit Korey zusammen für Sie konservieren und schützen.«

»Allison hat noch eine gute Nachricht für Sie«, sagte Korey. »Vor ein paar Monaten wurde jemand vom Heron Museum of Art gebeten, für ein Museum ein Gutachten über eine Sammlung von Camdens Wandgemälden zu erstellen.«

»Ja«, sagte Allison. »Das war alles sehr geheim, wie so oft, wenn wir gerufen werden.«

»Grayson«, sagte Diane.

»Da bin ich mir sicher«, meinte Korey. »Ich habe Allison von seinen geheimen Plänen erzählt, dieses Gebäude zu kaufen und uns in ein anderes umziehen zu lassen.«

»So etwas schockiert mich heute nicht mehr«, sagte Allison Onfrois. »In der Welt der Kunst habe ich schon so viele Betrügereien erlebt. Ich bin mir aber sicher, dass die Leute aus Heron es für ein ehrliches Geschäft hielten. Ich habe viel mit den Kollegen dort zu tun. Sie werden schockiert sein, wenn sie erfahren, wofür sie eingespannt wurden.«

»Ich habe für Allison ein Zimmer im Sudwith's reservieren lassen«, sagte Korey.

»Dort wird es Ihnen gefallen«, sagte Diane. »Vielen Dank, dass Sie gekommen sind. Ich freue mich auf unsere Zusammenarbeit bei diesem Projekt.«

Bevor sie gingen, gab Korey ihr noch ein Dokument. Es war Dr. Onfrois vorläufige Schätzung des Wertes der Wandbilder. Diane starrte die Zahlen eine Weile an, bevor sie das Blatt Papier in ihre Tasche steckte.

Gleich darauf kam Andie mit einer Mappe herein. »Donald hat sich entschieden«, sagte sie, indem sie Diane die Akte reichte. »Zum Vergleich habe ich Ihnen auch den ursprünglichen Haushaltsplan mitgebracht.«

»Danke, Andie. Wie geht es Donald?«

»Er war sogar für seine Verhältnisse seltsam. Als ich ihm die Nachricht von Ihnen ausrichtete, strich er lange schweigend über seinen Tisch. Ich dachte, vielleicht ist er schon die ganze Zeit irre und jetzt im Endstadium seiner Krankheit angelangt.« Andie schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht. Der Überfall auf Sie hat ihn hart getroffen, so hart, dass ich schon misstrauisch wurde – aber wenn es um das Skelett geht, ergibt das keinen Sinn.«

»Vielleicht doch, wenn er denkt, dass die Graysons dahinterstecken.« Diane erzählte Andie, was Mike ihr über die vertauschten Drinks gesagt hatte.

»Diese billige aufgetakelte Schnepfe«, sagte Andie. »Kann man sie dafür nicht einsperren lassen?«

»Wofür? Schließlich hat sie ja die Droge selbst genommen.«

»Geschieht ihr recht. Weshalb greifen die zu solchen Mitteln?«

»Deshalb.« Diane reichte Andie das Papier, das Korey ihr gegeben hatte. Jonas sah ihr über die Schulter, und beide bekamen kugelförmige Augen. Mit ihrem extrem lockigen Haar sah Andie jetzt aus wie die kleine Waise Annie.

Mit dem Sheriff und Korey hinter sich, konnte Diane seit langer Zeit zum ersten Mal ein wenig optimistisch in die Zukunft blicken. Die Vorstandssitzung sollte erst in einigen Stunden stattfinden. Sie setzte sich zur Entspannung mit Jonas an das Schachbrett. Es machte viel mehr Spaß, vor dem Brett zu sitzen, als die Züge per E-Mail anzusagen.

Korey klopfte an die Tür und kam herein, als Jonas gerade mit seinem Turm Dianes Dame schlug.

»Sieht aus, als seien Sie in Schwierigkeiten, Dr. Fallon«, sagte er nach einem Blick auf das Schachbrett.

»Das Spiel ist noch nicht zu Ende«, bemerkte Diane.

»Andie schickt mich. Ich soll Ihnen Geleitschutz geben.«

»Geleitschutz?«

»Sie sollten doch eigentlich im Krankenhaus sein.«

»Okay. Dann wollen wir mal.« Sie drehte sich noch einmal zu Jonas um. »Das Endspiel beginnt.«

»Reden Sie vom Schach oder vom Museum?«

»Von beiden.«

Jonas kicherte. »Unsere Partie können Sie gleich aufgeben.«

Diane lächelte und ging mit Korey hinaus. In der Vorhalle trafen sie Mark und Signy Grayson, die beide einigermaßen überrascht und auch enttäuscht zu sein schienen, sie zu sehen.

»Es scheint Ihnen ja doch nicht so schlecht zu gehen, wie es hieß«, sagte Mark.

»Es tut mir Leid, wenn ich Sie enttäusche. Ich bin zwar verletzt, aber nicht tot. Und wie geht es Ihrer Erkältung, Signy? Nach den merkwürdigen Vorgängen auf dem Empfang habe ich mir doch ernsthafte Sorgen um Sie gemacht. Ich hoffe, Sie nehmen inzwischen andere Medikamente.«

»Mir geht es gut, danke.« Sie lächelte verkniffen, und Diane merkte, wie Mark und Signy sie kritisch musterten.

»Ich gehe schon mal in den Sitzungssaal«, sagte Mark. »Ich sehe Sie dann dort. Es freut mich, dass Sie kommen konnten, Diane.«

Diane sah ihm nach, wie er erhobenen Hauptes und voller Zuversicht vorausging. Sie wollte ihm schon folgen, als sich die Aufzugtür öffnete und Vanessa Van Ross die Halle betrat.

»Mrs. Van Ross«, säuselte Signy. »Sie sehen blendend aus.

Ich habe Ihren Wagen ein paar Mal vor dem Krankenhaus stehen sehen und befürchtete schon, Sie seien krank.«

»Nein, es gibt dort ein Zentrum für Altersforschung, das mich interessiert.«

»Sie suchen nach den neuesten Erkenntnissen für ein langes Leben?« Signy lächelte süffisant.

»Meine Liebe, hoffen Sie vielleicht, ich würde bald den Löffel abgeben, damit der Weg für Sie und Ihren Mann frei ist?«

»Warum sollten wir das wollen?«

»Weil Sie vielleicht glauben, ohne mich hätten Sie leichteres Spiel bei Diane – und natürlich auch bei Marks anderen Immobilienabenteuern. Bei all den Umgestaltungen, die er vorhat, bin ich ihm schon lange ein Dorn im Auge.«

»Ich glaube, Sie reagieren ein wenig überempfindlich. Wir wünschen Ihnen bestimmt nichts Böses.«

»Gut. Dann freut es Sie sicher zu erfahren, dass nicht nur meine Mutter, sondern auch meine Großmutter sich bester Gesundheit erfreut.«

»Ihre Großmutter? Das ist doch nicht möglich«, sagte Signy.

»Doch, meine Liebe. Wenn Sie und Mark nicht so sehr mit sich selbst beschäftigt wären, dann wüssten Sie, dass meine Großmutter der zweitälteste Mensch in den Vereinigten Staaten von Amerika ist. Wenn Sie mein Alter erreicht haben, werde ich immer noch leben und auf den Gemeindeversammlungen gegen Mark und seine selbstsüchtigen Projekte stimmen.«

Diane und Vanessa ließen Signy mit offenem Mund in der Vorhalle stehen. »Der Herpetologe hat eine interessante Ausstellung vorbereitet«, hörten sie Korey zu Signy sagen.

Fast alle waren versammelt, als Diane den Sitzungssaal betrat, und begrüßten sie überrascht und voller Anteilnahme. Ihr Stuhl war noch frei. Craig und Mark hatten zu beiden Seiten von ihr Platz genommen. Sie saß an einem Ende des Tisches,

Vanessa am anderen. Wie beim Schach, dachte Diane, Vanessa ist die Dame, die sich schützend vor den König – das Museum – stellt. Sie war auf Dianas Seite der größte Machtfaktor. Diane war sich nur nicht sicher, welche Rolle sie selbst spielte. War sie – vielleicht ein Bauer? Nein, sie war ein Springer, ein guter Verteidiger mit vielseitigen Bewegungsmöglichkeiten.

Sie sah in die Gesichter der Vorstandsmitglieder, während sie Marks Zahlen studierten.

»Schön, Sie zu sehen«, sagte Kenneth. »Sind Sie mit dem Computer zufrieden?«

»Sehr«, sagte Diane. »Zurzeit habe ich ihn Frank geliehen. Ich habe ihm vorgeschlagen, auch solche für seine Einheit zu besorgen.«

»Das ist mein Baby«, sagte Kenneth, »und ein Goldstück von Computer.«

Laura betrat außer Atem den Raum. »Diane, ich komme gerade aus dem Krankenhaus, wo ich Sie besuchen wollte. Man hat mir gesagt, man hätte Sie vorübergehend entlassen. Geht es Ihnen gut?«

»Den Umständen entsprechend. Mein Arzt will mich vor allem nachts zur Beobachtung dahaben, für den Fall, dass ich innere Verletzungen habe.«

»Ist es dann nicht leichtsinnig, hier zu sein?«, fragte Harvey Phelps. »Sie sehen sehr blass aus.«

»Es wird ja nicht lange dauern«, sagte sie.

Ihr Blick traf den von Gordon Atwell. Er hielt ihrem einen Moment stand und sah dann wieder auf die Zahlen, die Mark verteilt hatte.

Diane fragte sich, ob er beim Empfang »In der Halle des Bergkönigs« hatte spielen lassen oder ob er jemanden damit beauftragt hatte.

»Sind wir vollzählig?«, fragte sie. »Mark, ich vermute, Sie haben eine Präsentation vorbereitet.«

Mark stand auf und räusperte sich. »Ich habe die Zahlen mitgebracht, um die Laura beim letzten Mal gebeten hatte. Sie sprechen für sich, und es würde dem Museum in der Tat besser gehen, wenn es in das Vista-Gebäude umziehen würde. Ich beantworte diesbezüglich gern alle Fragen.«

»Stimmen diese Zahlen?«, fragte Harvey Phelps. »Wie hoch belaufen sich die Kosten für die ursprünglichen Renovierungsarbeiten?« Er sah Diane fragend an.

Laura runzelte die Stirn, ebenso Kenneth. Seine Zahlen sahen gut aus, aber Diane bezweifelte keine Sekunde, dass einige von ihnen frisiert waren. Nur Vanessas Augen funkelten vergnügt, als sie sich mit den Unterlagen Luft zufächelte.

»Ich habe eine Frage«, sagte Diane.

»Bitte sehr«, antwortete Mark.

»Ich sehe in diesen Zahlen nirgendwo die hundert Millionen Dollar auftauchen, die das Museum in Form von Gemälden besitzt. Ich sehe auch keine Vorschläge, wie sie in dem neuen Gebäude untergebracht werden sollen. Ich würde natürlich darauf bestehen, dass sie entfernt werden, bevor Ihre Investoren dieses Gebäude kaufen.«

Alle – außer Vanessa und Mark – sahen Diane verblüfft an. Vanessa fächelte sich immer noch Luft zu, und Marks Gesicht wechselte mehrmals hintereinander die Farbe.

»Wovon spricht sie, Mark?« Craig Amberson sah ihn stirnrunzelnd quer über den Tisch an.

»Hundert Millionen Dollar?«, fragte Gordon Atwell. »Mark, weißt du, was sie meint?«

»Ich weiß es jedenfalls nicht«, verkündeten Kenneth Myers und Harvey Phelps einstimmig.

Madge Stewart durchblätterte den vor ihr liegenden

Haushaltsplan. »Ich verstehe das nicht. Hier steht nichts von Gemälden. Ist das nicht sehr viel Geld für Bilder?«

Donald, der am Ende des langen Tisches neben Madge saß, sah erleichtert aus – vermutlich hatte er sich für die richtige Seite entschieden, dachte Diane.

»Sie haben sie nicht erwähnt, Mark?«, fragte Diane und spielte gekonnt die Erstaunte. »Wollten Sie etwa den Gewinn nicht teilen?«

»Halten Sie doch den Mund, Sie blöde Gans«, explodierte Mark und stand auf. Mit hochrotem Kopf baute er sich vor Diane auf, als wolle er sie erwürgen.

Madge holte für alle hörbar Luft.

»Sieh mal an, Mark«, sagte Kenneth. »Ich finde, Sie schulden uns eine Erklärung.«

Diane ließ Mark nicht aus den Augen. »Glauben Sie wirklich, Signy habe bei dem Empfang versagt? Hat sie nicht. Sie hat mir sehr geschickt das Glas mit dem – war es Rohypnol? – zugespielt, aber jemand hat die Gläser noch mal vertauscht.«

Sie sah sich in der Runde um. »Darum gab es vor der letzten Vorstandssitzung diese eigenartigen Vorkommnisse. Signy sollte dafür sorgen, dass ich vor aller Welt wie eine betrunkene Idiotin dastehe.«

»Damit habe ich nichts zu tun«, sagte Craig Amberson und sah Mark vorwurfsvoll an.

Gordon Atwell trommelte nervös mit den Fingern auf die Tischplatte.

Mark starrte Diane an. In seinen grauen Augen sah sie, dass sie sich einen Todfeind gemacht hatte, und sie fragte sich, ob er auch hinter den Überfällen auf sie steckte – vielleicht, um alle Aufmerksamkeit auf das Skelett zu lenken, um eine falsche Fährte zu legen.

»Haben Sie Ihrem Bericht noch etwas hinzuzufügen, bevor wir

abstimmen?«, fragte sie, seinem Blick immer noch standhaltend.

Er drehte sich um und verließ den Raum.

»Ich glaube, das heißt ›Nein‹«, sagte Diane, nachdem die Tür krachend hinter ihm zufiel.

Die zurückgebliebenen Vorstandsmitglieder saßen wie gelähmt am Tisch.

Diane wandte sich den anderen Verschwörern zu. »Was mich noch interessieren würde, Mr. Atwell, waren Sie es oder jemand anderes, der sich beim Empfang ›In der Halle des Bergkönigs‹ gewünscht hat?«

Er sagte nichts. Diane registrierte aber, wie er plötzlich schwer atmete.

»Sie haben doch Enkelkinder, und Sie auch, Craig. Wissen Sie, wie grausam das war? Was für ein Mensch sind Sie nur? Ich erwarte Ihren Rücktritt aus dem Vorstand.«

»Ich habe Mark gesagt, dass es wahrscheinlich unklug war«, gab Atwell schließlich zu.

»Unklug. In der Tat. Das war es.«

»Kann mir mal jemand erklären, worum es hier geht?«, fragte Harvey Phelps.

»Die Wandmalereien im Pleistozänsaal und im Dinosauriersaal sind äußerst wertvoll. Wir hatten heute eine Expertin vom Metropolitan Museum of Art hier, um sie zu schätzen.«

»Die mit den Einhörnern?«, fragte Madge.

»Ja. Dabei haben wir auch erfahren, dass Mark sie bereits vor ein paar Monaten vom Heron Museum of Art hat schätzen lassen. Er kennt ihren Wert und will seitdem dieses Gebäude mit den Gemälden unbedingt kaufen und uns in das zweitklassige Vista-Gebäude verfrachten.«

Sie hoffte, sie hatte Craig und Gordon genug unter die Nase

gerieben.

»Korey und Dr. Allison Onfro von Metropolitan Museum of Art arbeiten jetzt daran, die Gemälde zu schützen«, fügte sie noch hinzu.

Craig Amberson und Gordon Atwell sahen aus, als gäben sie sich geschlagen. Offensichtlich hatte Mark Grayson ihnen nichts von den Gemälden erzählt.

»Ich denke, wir beschließen diese Sitzung. Das Museum wird nicht verkauft, und bei unserer nächsten Vorstandssitzung haben wir es hoffentlich nur noch mit Museumsangelegenheiten zu tun.«

Diane lehnte sich erschöpft in ihrem Stuhl zurück. Sie wollte nur noch mal kurz mit Jonas über die Herkunft der Pfeilspitze sprechen und dann zurück ins Krankenhaus fahren. Vanessa Van Ross lächelte ihr zu, während sie sich immer noch mit dem Haushaltsplan Luft zufächelte.

Diane bekam wieder das Zimmer gegenüber von Frank. Sie hätte nie geglaubt, dass sie mal froh sein würde, im Krankenhaus zu sein, doch das Bett fühlte sich gut an, und sie wollte nur noch schlafen. Jonas hatte zwar noch kein Fax mit den Fundorten bekommen, von denen die Spitze stammen könnte, aber sie blieb optimistisch. Noch bevor sie Laura gebeten hatte, sie ins Krankenhaus zu fahren, hatte sie dem Sheriff alle Informationen über das Skelett gefaxt. Bei der Beschreibung würde sich sicher irgendjemand irgendwo erinnern.

Zu ihrer großen Erleichterung hatte sie Grayson nicht mehr im Nacken sitzen und war auch die Schlangen aus dem Vorstand losgeworden. Und auch wenn Jonas es noch nicht wusste, sie würde nach ihrem Damenopfer sogar die Schachpartie gewinnen. Hinzu kam, dass es Frank viel besser ging – und es

war erst 17 Uhr 30. Jetzt brauchte sie nur noch auf die Wirkung des Schlafmittels zu warten ...

Sie träumte von Schlangen, von schwarzen Schlangen, die über den Tisch im Konferenzraum krochen, auf dessen Boden sie knöcheltief in Schlangen stand. Diane schreckte hoch. Sie hasste Schlangen.

Im Krankenhaus war alles ruhig. Sie sah auf die Uhr neben ihrem Bett. Halb vier Uhr morgens. Sie hatte lange geschlafen, und ihre Blase war voll. Als sie von der Toilette zurückkam, hatte sie das Bedürfnis, sich ein wenig zu bewegen. Sie zog ihren Bademantel über und ging auf den schwach beleuchteten Flur hinaus. Am Ende des Korridors unterhielten sich zwei Krankenschwestern im Schwesternzimmer. Leise schlich sie sich in Franks Zimmer.

Henry saß dösend in seinem Sessel, und Frank schlief. Durch ihre Gegenwart schreckte Henry auf und ging mit ihr nach draußen.

»Wie fühlst du dich?«, fragte er.

»Besser. Ruhelos. Ich glaube du und dein Bruder, ihr seid auch ziemlich ruhelos.«

»Ach, uns geht es gut. Nur Linc fällt es schwer abzuschalten. Er ist der Workaholic. Jetzt hat er Zwangspause. Seine Frau hat mich schon gebeten, ihn so lange wie möglich hier zu behalten.« Sie lachten beide.

»Ich habe eure Schwester neulich nicht gesehen.«

»Sie ist nach Hause gefahren, um Mom und Dad zu besuchen.«

Diane schüttelte den Kopf. »Das alles hier muss doch für dich und Linc eine fremde Welt sein.«

»Nun ja. Irgendwie schon. Ich komme mir manchmal vor wie im Sam-Spade-Film.«

Diane und Henry unterhielten sich eine Weile. Es gefiel ihr,

Franks Familie besser kennen zu lernen. Schade, dass sie seine Schwester verpasst hatte.

»Du siehst aus, als solltest du wieder ins Bett gehen«, sagte Henry schließlich.

»Du hast Recht. Danke, dass du mir Gesellschaft geleistet hast.« Sie ging zurück in ihr Zimmer und kletterte wieder ins Bett. Beim Einschlafen konnte sie Henry vor Franks Tür stehen sehen. Zum ersten Mal seit langer Zeit fühlte sie sich sicher.

Sie döste eine Weile, schreckte aber bald wieder auf. Sie wünschte sich, sie hätte noch eine Schlaftablette genommen. Jedes Mal, wenn sie in den Schlaf hinüberglitt, hatte sie das ungute Gefühl, sie müsse noch etwas in Erfahrung bringen. Sie schreckte hoch, um wieder in unruhigen Schlaf zu fallen.

Die Uhr in ihrem Zimmer zeigte fünf Uhr zwanzig. Sie versuchte wieder einzuschlafen, konnte aber nicht. Sie stand auf und ging wieder in Franks Zimmer. Henry und auch Frank schliefen fest.

Sie nahm den Laptop, der neben Henrys Stuhl stand, und schlich in ihr Zimmer zurück. Sie baute sich aus zwei Stühlen in der Ecke neben dem Telefonanschluss einen Arbeitsplatz, stöpselte den Computer ein und fuhr ihn hoch. Sie erinnerte sich, dass jeder Staat seine vermisst gemeldeten Personen ins Internet stellte. Warum hatte sie nicht schon vorher daran gedacht? Sie konnte ja selbst nachschauen. Sie ging jedoch zuerst auf die Seite von Google und gab die Suchwörter vermisst, männlich, Eishockey, Frühjahrsferien, 1998 ein.

Ihr fiel ein, dass Angehörige oft eine Website ins Netz stellen, um einen geliebten, vermissten Menschen zu suchen, so als hängten sie in der ganzen Welt Steckbriefe auf.

Ihre erste Suche ergab 1.753 Treffer. Das waren zu viele. Sie sah, dass einer ein männliches Haustier suchte, dessen Besitzer Eishockey spielte. Sie musste ihre Suche

einschränken. Es war erstaunlich, wie viele Treffer man mit Stichworten bekam, die in einem völlig anderen Zusammenhang standen. Es waren Bücher und jede Menge Eishockeyclubs dabei. Nach fast einer Stunde wollte sie aufgeben und sich doch lieber die Listen der vermissten Personen in den einzelnen Staaten ansehen. Das würde zwar eine Weile dauern, erschien ihr aber weniger aussichtslos als ihre bisherigen Versuche.

Ein letztes Mal gab sie als zusätzliche Suchkriterien Vegetarier und Archäologie ein. Nur vier Treffer! Die Überschrift des ersten lautete: »Helfen Sie mir bitte, meinen Sohn zu finden!«

Dianes Hände zitterten, als sie auf den Link für die Seite klickte. Von einem Foto lächelte ein junger Mann sie an. Er trug ein blaues Oxford-Hemd, hatte dunkles Haar und dunkle Augen, ein strahlendes Lächeln und ebenmäßige, weiße Zähne. Er war vielleicht neunzehn Jahre alt. Sein Name war Aidan Kavanagh.

Es brach ihr fast das Herz, als sie die Seite las, die seine Eltern ins Netz gestellt hatten. Sie beschrieben seine physische Erscheinung, Größe und Gewicht. Sie erzählten von seinen Interessen, dass er ein guter Eishockeyspieler war, wie er sich das Schienbein gebrochen hatte und trotzdem noch das Siegestor geschossen hatte. Er kam aus dem Staat Washington und hatte viele Freunde. Ein weiteres Foto zeigte ihn mit seiner Freundin. Im Hauptfach studierte er Betriebswirtschaft, interessierte sich aber auch für Archäologie.

Besonders traurig machte sie die Passage, in der sein Vater, für den Fall, dass sein Sohn dies lese, ihn anflehte, nach Hause zu kommen, weil seine Eltern ihn liebten. Es klang für sie so, als habe es zwischen ihnen Streit gegeben.

Er verschwand nach dem 28. März 1998. Seine Freundin hatte an dem Abend noch mit ihm telefoniert. Er wollte während der Frühjahrsferien in der Schule bleiben und lernen. Nach diesem Telefonat hatte man nie wieder von ihm gehört. Sein Wagen, eines dieser geländegängigen Allradfahrzeuge, stand in der Einfahrt des Hauses, das er mit drei anderen Studenten teilte, die ihre Ferien in Ford Lauderdale verbrachten. Er war allein im Haus gewesen. Niemand hatte gesehen, wie er das Haus verlassen hatte, niemand hatte jemand Fremdes bemerkt. Er war einfach verschwunden, ohne eine Spur hinterlassen zu haben.

Bis George und Jay Boone sein Schlüsselbein fanden.

Für den Fall, dass irgendjemand etwas wusste, war eine Telefonnummer angegeben. Es hieß, der Anrufbeantworter würde darum bitten, eine Nachricht und die Telefonnummer zu hinterlassen, unter der man erreichbar sei.

Diane konnte sich gut vorstellen, dass man eigens dafür einen Anschluss eingerichtet hatte. Wahrscheinlich bekamen die Eltern jeden Monat viele Anrufe von irgendwelchen Spinnern.

Sie sah auf die Uhr. Es war kurz nach sechs Uhr. Das Krankenhaus war seit einer knappen halben Stunde erwacht. Im Flur wurden die Geräusche lauter, als der Frühstückswagen den Korridor entlanggeschoben wurde.

Sie wählte die Nummer. Nach nur einem Klingelton schaltete sich der Anrufbeantworter ein. Eine Stimme sprach den angekündigten Text.

Diane zögerte für den Bruchteil einer Sekunde, bevor sie sich dem Gerät vorstellte.

»Mein Name ist Dr. Diane Fallon. Ich bin forensische Anthropologin und Leiterin ...«

Es klickte, und am anderen Ende meldete sich eine Männerstimme. »Sagten Sie, Sie seien forensische Anthropologin?«

»Ja. Ich fand diese Nummer auf Ihrer Website.«

»Geht es um Aidan?«

»Wahrscheinlich.«

»Ich bin sein Vater, Declan Kavanagh. Haben Sie meinen Sohn gefunden?«

»Ich bin mir nicht sicher. Am besten erzähle ich Ihnen kurz, was ich gefunden habe.«

Diane erklärte, dass sie auf dem Gelände einer abgelegenen Farm die Knochen eines menschlichen Skeletts gefunden hätten und die Analyse ergeben habe, dass es die Knochen eines jungen, etwa ein Meter achtundachtzig großen jungen

Mannes seien, der wohl in einem kühlen Klima aufgewachsen und wahrscheinlich Vegetarier sei, aber Fisch gegessen habe. Sie schilderte ihre Ermittlungsergebnisse so kurz und klar, als müsste sie einen Bericht abgeben. Als sie fertig war, hörte sie ein dumpfes Aufstöhnen am anderen Ende der Leitung, das in einen verzweiferten Klagelaut überging. Sie verstand, dass sie dem Vater gerade die letzte Hoffnung genommen hatte, seinen Sohn eines Tages lebend wieder sehen zu können. Am liebsten hätte sie mit ihm geheult.

Als er wieder sprach, klang seine Stimme ruhig und kühl. »Sie haben gerade meinen Sohn beschrieben. Wo sind Sie? Ich habe Röntgenaufnahmen von ihm und seine Zahnunterlagen.«

Diane wollte ihm nicht auch noch erzählen, dass der Schädel fehlte. Sie dachte, das wäre am Telefon zu grausam. Sie gab ihm ihre Adresse.

»Wie starb er?«, fragte er.

»Die Todesursache habe ich noch nicht genau bestimmen können. Es könnte eine schwere Verletzung an der Schulter gewesen sein, aber genau wissen wir es nicht. Ich weiß auch nichts über die Todesart.«

»Für mich hört es sich nach Mord an. Sucht der Sheriff nach dem Täter?«

»Erst mussten die Überreste identifiziert werden. Wir hoffen, dass wir dann auch in Erfahrung bringen werden, was passiert ist und wer der Mörder ist – wenn es wirklich Mord war.«

»Sie hören sich an wie eine Katze, die um den heißen Brei schleicht.«

»Nein. Ich kann nur nicht mehr sagen, als ich mit Sicherheit weiß.«

»Klar. Tut mir Leid. Sie haben offensichtlich alles Erdenkliche getan, um herauszufinden, woher mein Sohn stammt, und ich danke Ihnen. Ich mache mich auf den Weg, sobald ich hier die

nötigen Dinge geregelt habe.«

Diane gab ihm Namen und Telefonnummer des Sheriffs, bevor sie das Gespräch beendete.

Kurz darauf kam Linc herein und betrachtete ihr Krankenblatt. »Du bist auf und arbeitest? Und ich dachte immer, ich sei ein Workaholic. Wie fühlst du dich?«

»Viel besser. Ich habe lange geschlafen.«

»Gut. Leg dich bitte wieder ins Bett, damit ich dich auf Schwellungen untersuchen kann. Dein Krankenblatt sieht gut aus. Schmerzen?«

»Keine bestimmten. Es tut überall ein bisschen weh.«

»Damit wirst du noch eine Zeit lang leben müssen.«

Diane klettert zurück ins Bett, damit Linc sie abtasten konnte, ob irgendwelche inneren Organe geschwollen waren.

»Wie geht es Frank?«

»Es geht ihm gut. Ich bin mit seinen Fortschritten zufrieden. Es sieht so aus, als ob ihr beide durchkommt.«

»Ich nehme an, du und Henry könnt es kaum erwarten, nach Hause zu fahren.«

Frank, der plötzlich im Türrahmen stand, lachte lauthals. »Die Hälfte der Krankenschwestern hält ihn schon für den neuen Arzt hier.« Er kam herein und setzte sich neben Dianas Bett. »Wie geht es ihr?«, wandte er sich an seinen Bruder.

»Ich denke, du brauchst dir keine Sorgen mehr zu machen. Jedenfalls was die letzten Ereignisse angeht.«

»Ich habe dir mehr aufgehalst, als ich eigentlich wollte«, sagte Diane zu Linc.

»Es hat mir gut getan. Es war schön, mit Frank zu reden, und ich konnte sogar etwas Zeit mit Kevin verbringen. Ich wünschte nur, die Begleitumstände wären schöner gewesen.«

»Du siehst gut aus, Frank«, sagte Diane. »Du hast wieder Farbe im Gesicht.« Sie strich ihm über die Wange. »Willst du

dir den Bart wachsen lassen oder machst du auf Junger Wilder?«

»Ich fühle mich jeden Tag besser. Ich glaube, in ein paar Tagen darf ich nach Hause.«

Diane sah zu Linc auf. »Darf ich nach Hause gehen?«

»Glaubst du, mit einer einzigen ruhigen Nacht ist es getan? Du darfst nach Hause, aber nicht ins Museum. Schaffst du das?«

Linc sah sie prüfend an. »Ich kann in deinen Augen lesen. Du hast nicht vor, zu Hause zu bleiben.«

»Ich habe ihn identifiziert«, sagte sie.

»Wen?« Linc zögerte einen Augenblick. »Die Überreste? Du weißt, wer er ist?« Er zog sich einen Stuhl heran. »Wie? Wann?«

»Gerade.«

»Vom Krankenhaus aus?« Frank nahm ihre Hand und hielt sie fest. Es tat ihr gut, dass sein Griff wieder kräftig und fest war.

»Von dem Stuhl dort drüben. Ich habe im Internet nach vermissten Personen gesucht.«

»Gute Idee. Wie bist du denn darauf gekommen?«, fragte Linc.

»Wenn ich hier liege, habe ich nichts anderes zu tun als nachzudenken. Ich muss natürlich noch die Röntgenaufnahmen sehen, aber es passt alles zusammen. Er hat sich sogar vorübergehend mit Archäologie beschäftigt.«

»Archäologie?«, fragte Linc. »Wie konntest du das von den Knochen herleiten?«

Diane erzählte ihm von der Pfeilspitze mit der Artefaktnummer. »Ich habe seinen Vater angerufen. Er kommt aus Washington geflogen und bringt die Röntgenaufnahmen mit. Er kommt übrigens ins Museum. Also kann ich bitte gehen?«

»Du bist wirklich unmöglich. Glaubst du denn, du kannst weiteren Schwierigkeiten aus dem Weg gehen?«

»Sicher. Wir stehen kurz vor dem Ziel. Wenn wir den Fall gelöst haben, kann ich wieder zur Tagesordnung übergehen.«

»Na gut. Aber denk bitte daran: nicht rennen, springen, heben oder gar kämpfen und früh ins Bett! Du brauchst deinen Nachtschlaf und in den nächsten Wochen regelmäßige Kontrollbesuche bei deinem Arzt. Wir müssen immer noch darauf achten, dass es nicht zu inneren Blutungen kommt.«

»Das kann ich alles versprechen.«

»Dann werde ich um deine Entlassung ersuchen, aber bitte, lass es mich nicht bereuen!« Linc ging hinaus, und Diane wandte sich Frank zu.

»Ich dachte, du könntest ein paar Tage bei mir wohnen, wenn sie dich entlassen. Wir könnten gemeinsam langsam wieder anfangen.«

»Oder du kommst zu mir. Ich bin mir nicht sicher, ob ich mit den Odells auf einer Etage wohnen möchte.«

»Linc hat dir von ihnen erzählt?«

Frank lachte und hielt sich den Bauch. »Lachen tut immer noch weh. Ja. Verrückte Leute. Mein Partner Ben hat übrigens angerufen. Er hat sich lang und breit entschuldigt, dass er die Informationen an die Polizei von Rosewood geschickt hat.«

»Ist schon gut. Ich glaube, wir haben den Jungen gefunden, und er wird uns zu seinem Mörder und damit auch zu dem Mörder deiner Freunde führen.«

Diane parkte ihr Auto vor dem Museum. Es war fast ihr Zuhause geworden, und sie liebte es jeden Tag mehr. Jetzt, da die Probleme mit den Graysons gelöst waren, würde sie es nur noch mit normalen Museumsangelegenheiten zu tun haben.

Mike wechselte ein Rad an seinem Wagen. Er hatte den platten Reifen bereits abgenommen und wollte gerade den Ersatzreifen anbringen.

»Ich muss über einen Nagel gefahren sein«, sagte er, als sie näher kam. »Sie sehen besser aus als bei unserer letzten Begegnung.«

»Mir geht es auch besser. Danke übrigens für Ihre Informationen. Sie waren eine große Hilfe.« Diane schaute auf die Bremsscheibe, die durch das fehlende Rad sichtbar war. Ihr Blick wanderte über das geländegängige Allradfahrzeug. »Das ist ein schweres Fahrzeug.«

»Das ist es.«

»Wenn die Bremsscheibe auf jemanden fällt, würde er eine schwere Verletzung davontragen, besonders wenn er auf festem Untergrund liegt.«

Er sah zu ihr hoch. »Soll das eine Drohung sein?«

Diane sah in sein verdutztes Gesicht und merkte, dass sie laut gedacht hatte und er natürlich nicht wissen konnte, was ihr durch den Kopf ging.

Sie hockte sich lachend neben ihn und legte die Hand auf die Bremsscheibe. »Das war es. So wurde er verletzt.«

»Mein Explorer? Welche Verletzung?«

»Nein, nicht Ihrer, aber einer wie dieser.« Diane dachte an die Verletzung des Schulterblatts bei dem Skelett. »Könnten Sie mir bitte einen Abdruck vom unteren Teil der Bremsscheibe machen, bevor Sie den Reifen montieren?«

»Klar kann ich das. Klingt zwar verrückt, aber ich wundere mich hier über gar nichts mehr.«

»Im Museum müsste es ein schnell trocknendes Zeug dafür geben.«

»Ich habe sogar selbst welches in meinem Labor. Ich hole es schnell.«

Sie gingen zusammen hinein, Diane in ihr Büro und Mike in den ersten Stock.

»Diane, Sie sehen blendend aus!« Andie umarmte sie. »Wie

fühlen Sie sich?«

»Gut. Ich muss es nur langsam angehen lassen.«

»Falls Sie irgendetwas brauchen, lassen Sie es mich bitte wissen. Donald war übrigens sehr erleichtert, dass Sie wegen der Knochen überfallen wurden. Er dachte schon, Mark Grayson steckt dahinter. Jetzt gibt er sich große Mühe, und ich hoffe, das bleibt so.«

»Wird schon – jedenfalls für eine Weile.«

»Ich kann immer noch nicht fassen, was Signy Grayson versucht hat, Ihnen anzutun. Stellen Sie sich vor, sie hätte es geschafft.«

»Hat sie aber nicht.«

Im Museum schien alles wieder normal zu laufen, und das war angenehm. Andie und die Belegschaft hatten gute Arbeit geleistet.

Diane rief Jonas in seinem Büro an.

»Hey. Wir haben den Schädel gefunden«, rief er, als er hörte, wen er in der Leitung hatte. »Ich habe ihn hier. Er war durch die Hohlräume hinuntergerutscht, wie Sie vermutet hatten. Das Team hat alles geborgen. Ach ja, und die richtige Fundstellennummer habe ich auch.«

»Bin schon unterwegs.«

Der Schädel lag auf Jonas' Schreibtisch auf einem Gummiring. Der Unterkieferknochen lag daneben. Diane nahm ihn in die Hand. Es war ein typisch männlicher Schädel mit hervorstehenden Brauenknochenrändern, einem großen Hinterhauptbein, um die schweren männlichen Nackenmuskeln zu halten, und einem kantigen Kinn. Was nicht heißen soll, dass nicht auch weibliche Schädel manchmal so aussehen, genau wie männliche Schädel zuweilen weibliche Merkmale aufweisen. Der Schädel zeigte auch typisch kaukasoide Eigenschaften. Es war schön, wie alles zusammenpasste.

Am wichtigsten allerdings war der winklige Bruch des Knochens über der rechten Augenhöhle und ein ähnlicher weiter oben auf dem Scheitelbein. Jetzt kannte sie die Todesursache und die Todesart: stumpfer Schlag auf den Kopf – Mord!

Sie erzählte Jonas, wer das Opfer war.

»Verdammt gute Arbeit. Jetzt können Sie alles dem Sheriff übergeben und haben nichts mehr damit zu tun. Es gibt keinen Grund mehr, Sie zu jagen.«

Bei diesen Worten merkte Diane, dass sie den Fall selbst abschließen wollte. Sie wollte sicher sein, dass der Täter gefasst wurde. »Wo war die Fundstelle der Pfeilspitze?«, fragte sie.

»In Massachusetts, wofür ja die neunzehn steht, nahe der Grenze zu New York. Die Spitze wurde vor etwa zwanzig Jahren von der archäologischen Fakultät von Harvard ausgegraben.«

»Zwanzig Jahre? Das ist zu lange her. Vielleicht hat sie gar nichts mit Aidan Kavanagh zu tun?«

»Zwanzig Jahre ändern gar nichts. Wahrscheinlich lag sie irgendwo in einem Institut, wo er sie leicht mitnehmen konnte.«

»Er hat sich vorübergehend mit Archäologie beschäftigt.«

»Also passt das auch.«

»Ja. Er studierte zuletzt in Harvard.« Als sie es aussprach, fiel es ihr wie Schuppen von den Augen. »Oh mein Gott«, sagte sie. »Das ist nicht möglich.«

»Was?« Jonas sah sie besorgt an. »Setzen Sie sich. Sie sind ja ganz bleich.«

»Jakes Sohn, Dylan Houser, war ebenfalls dort, und zwar zur selben Zeit.«

Diane griff zum Telefon, wählte die Nummer des Gefängnisses und bat, mit Star Boone sprechen zu dürfen. Es handele sich um einen Notfall, sagte sie, im Bewusstsein, dass Star, wenn sie das hörte, einen Riesenschreck bekommen würde, aber sie wollte schnell handeln. Nach etwa zehn Minuten kam Star ans Telefon.

»Ist was mit Onkel Frank?«

»Es ist alles in Ordnung, Star. Hier ist Diane Fallon. Es geht ihm gut. Es tut mir Leid, wenn ich dir einen Schreck eingejagt habe, aber ich muss dich unbedingt etwas fragen. Das ist sehr wichtig. Kannte Jay Dylan Houser?«

»Natürlich. Sie sind gemeinsam zur Jagd und zum Angeln gegangen, zusammen mit Dad und Mr. Houser. Jay hat ihn vergöttert.«

»Wie hast du ihn gefunden?«

»Ich hielt ihn für einen arroganten Schnösel. Mom und Dad fanden ihn jedoch toll. Was ist denn los?«

»Das ist im Moment vertraulich. Sag also niemandem, worüber wir gesprochen haben. Und das meine ich ernst.«

»Okay. Geheimnisse sind bei mir gut aufgehoben. Sie glauben doch nicht etwa ...«

»Denk bloß nicht über meine Frage nach. Vergiss es einfach. Hast du mich verstanden?«

»Werden Sie es mir später erklären?«

»Ganz bestimmt. Ich erzähle dir später alles. Mit Frank habe ich noch heute Morgen gesprochen. Er ist wieder auf den Beinen und sieht gut aus.«

»Als sie mich zum Telefon gerufen haben und sagten, es sei ein Notfall, da hatte ich Angst, dass ...«

»Ich weiß. Es ist ja auch ein Notfall, nur nicht mit Frank. Es tut

mir Leid, dass ich dir Angst gemacht habe.«

»Sie sagten mir, Sie wären ebenfalls im Krankenhaus.«

»Euer Nachrichtensystem scheint gut zu funktionieren.«

»Wenn es um etwas geht, was mich quält, erzählen sie mir alles. Doch Mrs. Torres berichtete mir, ihr Sohn hätte Sie im Teich gefunden und Ihnen wäre nichts passiert.«

»Ich war im Krankenhaus. Das stimmt. Aber ich bin wieder im Museum, und mir geht es gut.«

»Wird alles gut werden?«

»Ja, Star. Ich glaube, du musst nicht mehr lange dort bleiben.«

Diane hatte das Gespräch gerade beendet, als Jonas die Tür für Mike Seger öffnete, der mit einem halbrunden Abdruck hereinkam. »Okay. Sagen Sie mir jetzt, was ich hiermit tun soll?«

Diane nahm ihm den Abdruck aus der Hand. »Das ist prima. Danke. Würde es Ihnen etwas ausmachen, Ihren Hebel für den Wagenheber aus dem Auto zu holen und ins Konservierungslabor zu kommen? Wir gehen schon vor.«

Mike sah Jonas fragend an, der nur mit den Schultern zuckte.

»Na gut, ich bin gleich zurück, aber ich muss schon sagen, Sie sind der eigenartigste Boss, für den ich je gearbeitet habe.«

»Danke, Mike.« Diane strahlte ihn an.

Mike zog los, und Diane und Jonas machten sich mit dem Schädel und dem Abguss auf ins Konservierungslabor. Annie sowie mehrere von Koreys Mitarbeitern folgen Diane und Jonas in das Gewölbe. Dort holte sie das rechte Schulterblatt mit der tiefen Verletzung aus der Kiste heraus und hielt den Abdruck der Bremsscheibe in die Kerbe des gebrochenen Knochens.

»Nicht ganz genau«, sagte sie, »aber doch beinah – so kann es passiert sein.«

Mike kam mit dem schweren Hebel herein und legte ihn auf den Tisch. »Darum wollten Sie den Abdruck haben. Sie

glauben, der Wagenheber rutschte weg?«

»Er selbst muss auch gerutscht sein«, sagte Diane, »und irgendwie mit der rechten Schulter unter die Bremsscheibe gekommen sein.«

»Die Vorstellung allein tut schon weh«, meinte Mike und rieb sich die Schulter.

Diane legte das Schulterblatt zurück und nahm vorsichtig den Schädel und Hebel für den Wagenheber in die Hand. Sie hielt dessen gebogenes Ende in die Bruchstelle. Es passte.

»Wie ist es passiert?«, fragte Mike. »Dem Jungen ist ein Auto auf die Schulter gefallen, und jemand hat ihm mit dem Hebel des Wagenhebers den Kopf eingeschlagen? Wenn das kein schlechter Tag für ihn war.«

»Vielleicht hat jemand den Wagen erst hinterher auf ihn fallen lassen, damit der Mord wie ein Unfall aussah«, sagte Diane. »Aber dann hätte er den Körper nicht woanders entsorgen müssen. Ich weiß nicht. Ich muss noch mal darüber nachdenken.«

Diane legte alles in die Kiste zurück. »Hört bitte alle gut zu, Leute. Keiner darf jemand anderem gegenüber erwähnen, dass die Knochen hier sind. Kein Sterbenswort, bitte! Noch ist der Mörder nicht gefasst.«

»Klar.« Alle versprachen zu schweigen, gingen an ihre Arbeit zurück und murmelten, es sei eben Pech, unter ein Auto zu geraten.

»Und kann ich jetzt meinen Reifen montieren?«, fragte Mike.

»Aber ja doch. Sie waren eine große Hilfe, Mike. Ich weiß das zu schätzen.«

»Jederzeit. Wenn Sie mal wieder etwas Verrücktes erledigt haben wollen, rufen Sie mich ruhig.«

Diane packte auch den Schädel in die Kiste und klebte sie wieder zu. Dann wandte sie sich an Jonas. »Ich will nur noch

den Sheriff anrufen, dann gewinne ich unsere Schachpartie.«

»Das wird Sie aber noch ein hartes Stück Arbeit kosten. Im Moment steht es nicht gut um Sie.«

»Das macht es ja so spannend.«

Der Sheriff war nicht leicht davon zu überzeugen, dass er über Dylan Houser Erkundigungen einholen sollte.

»Ich weiß, es hört sich weit hergeholt an, Sheriff. Aber glauben Sie mir. Dylan und das Opfer waren gemeinsam auf Harvard. Sie können sich sehr wohl gekannt haben.«

»So wie viele andere auch. Harvard ist so groß, dass sie sich womöglich nie begegnet sind.«

»Ich weiß. Ich kann es nicht beweisen, aber können Sie nicht wenigstens nachforschen, ob er diesen Jungen kannte?«

»Na gut. Haben Sie sonst noch etwas?«

»Nicht viel. Ich glaube, wer immer die Boone-Familie getötet hat, fürchtete, dass die Knochen gefunden werden könnten und die Identität des Opfers uns zu ihm führen würde. Diese Gefahr besteht aber nur, wenn wir beweisen können, dass Opfer und Täter sich kannten oder miteinander zu tun hatten. Die Tatsache, dass die Knochen in Ihrem Bezirk und also weit weg von Massachusetts lagen, lässt darauf schließen, dass das Opfer hier jemanden besucht hat. Denn wenn der Mörder nicht von hier ist, warum sollte er dann Angst haben, dass die Knochen identifiziert werden könnten?«

»Ich will mich nicht mit Ihnen streiten, aber es ist trotzdem ziemlich abwegig, dass der Houser-Junge damit zu tun hat.«

»Ich weiß. Aber nach Stars Aussage war Dylan Jays Idol. Dylan könnte also Jay aus dem Haus gelockt und ihn vielleicht sogar gebeten haben, die Pistole mitzubringen. Die Person, die Jay getötet hat, war größer als Star und größer als ihr Freund Dean. Sie hatte etwa Dylans Größe.«

»Viele junge Leute sind heute hoch gewachsen, auch solche, die in Harvard waren«, sagte er.

»Ich weiß. George Boone kann seinen Angreifer mit einem Baseballschläger getroffen haben. Dylan hat eine solche Prellung.«

»Woher wissen Sie das denn?«

»Das hat mir jemand gesagt, der ihn kennt«, sagte Diane.

»Das besagt aber nicht viel. Er ist ein sehr aktiver junger Mann.«

»Mein Entführer wusste, dass der Schädel fehlte. Das war kein Geheimnis, aber außer meinen Leuten wusste es eigentlich niemand. Einer jedoch konnte es leicht in Erfahrung bringen: Dylans Vater.«

»Nun halten Sie mal die Luft an.«

»Ich weiß, Sheriff, aber jetzt hören Sie mir mal zu. Anschließend können Sie immer noch behaupten, ich wisse nicht, wovon ich rede.«

»Das werde ich tun.«

»Jake Houser wusste auch, dass die Knochen mehrere Jahre hier gelegen haben, und das wusste damals noch keiner. Und bevor Sie das für eine dürftige Erklärung halten, sollten Sie wissen, wie er reagiert hat.«

Diane erzählte, dass Janice Warrick nicht wusste, wie lange die Knochen vergraben waren, Jake aber sehr wohl.

»Ich weiß, es ist nicht viel, aber warum wusste Detective Warrick das nicht? Sie hat den Fall bearbeitet, und Franks Partner hatte ihr den Bericht über die Knochen geschickt. Entweder hat sie ihn nicht gelesen oder gar nicht erst bekommen, weil ihn jemand abgefangen hat, damit keine Suchmeldung rausgeht.«

»Sie glauben also, Jakes Sohn Dylan hat aus irgendeinem Grund den Kavanagh-Jungen getötet und ihn vergraben.

George findet ein Beweisstück und er und seine ganze Familie mussten sterben, weil jeder von ihnen gewusst hätte, woher der Knochen kam. Eins kam zum anderen, und Dylan musste hinter Ihnen und Frank her, damit sein Geheimnis nicht auffliegt. Jake fand das heraus und hilft nun seinem Sohn, alles zu vertuschen. Ist das alles?«

»Ich weiß, diese Schlussfolgerungen lassen noch viele Fragen offen.«

»Ihre Argumente sind zwar schwach, aber ich gebe zu, sie klingen einleuchtend. Nur, warum tötet er gleich alle Boones, statt einfach abzustreiten, Kavanagh überhaupt gekannt zu haben?«

»Ich weiß es nicht. Aber die Frage ist gut. Vielleicht will er jede Art von Skandal vermeiden. Werden Sie mit Dylan reden?«

»Werde ich tun. Aber erst will ich die Bestätigung haben, dass die beiden zur selben Zeit dieselben Fächer belegt hatten. Danach sehen wir weiter.«

»Eine letzte Sache noch, Sheriff. Als ich das erste Mal überfallen wurde, habe ich einen Finger meines Angreifers stark verrenkt und auf dem Arm bestimmt Spuren hinterlassen, als ich ihn gebissen habe. Außerdem habe ich ihm ein halbes Dutzend Mal vors Schienbein getreten.«

»Das wird leicht festzustellen sein«, bemerkte er. »Sie sind eine verdammt hartnäckige Frau.«

Als Diane anschließend mit Jonas vor ihrer Schachpartie saß, erklärte sie ihm erneut ihre Theorie. Jonas sah genauso skeptisch aus, wie der Sheriff geklungen hatte.

»Ich weiß, es ist schlimm, jemandem etwas vorzuwerfen, das er nicht getan hat, vor allem nicht so etwas Schreckliches wie Mord.«

»Ich sage ja nicht, dass Ihre Logik beim jetzigen

Wissensstand unschlüssig ist. Aber eben nur beim jetzigen Wissensstand. Sie haben Recht. Es ist alles ziemlich dürftig.«

»Ich weiß. Der letzte Beweis fehlt noch. Wollen Sie die Partie aufgeben?«

Jonas sah verblüfft auf. »Was?«

»Diese Partie können Sie nicht mehr gewinnen. In fünf Zügen sind Sie schachmatt.«

»Sie enttäuschen mich. Ich hätte gedacht, Sie würden mit Meinungsverschiedenheiten besser umgehen können.«

Belustigt musterte er das Schachbrett. »Ich fasse es nicht. Sie haben Recht. Sie haben mich überall festgenagelt. Wie konnte das passieren?«

»Sie sind auf mein Damenopfer hereingefallen.«

Jonas sah ihr in die Augen. »Sie sind ganz schön durchtrieben.«

»In der Nacht, die ich im Teich verbracht habe, hatte ich nichts Besseres zu tun, als mir eine Strategie auszudenken. Schade, dass ich diese Technik nicht in unserem Mordfall anwenden kann.« Sie dachte einen Moment nach. »Vielleicht kann ich das doch. Ich muss noch mal den Sheriff anrufen und fragen, ob er schon mit den Housers gesprochen hat.«

Diane saß in ihrem Büro und sah sich Angebote für Ausstellungsstücke an. Sie hatte Andie um einen Botengang gebeten und ihr danach frei gegeben.

Ihre Hand zitterte, als sie an ihrem heißen Tee nippte, und sie sprang vor Schreck beinahe auf, als es endlich an der Tür klopfte.

»Ja bitte?«

Jake Houser stand im Türrahmen. Sie trank noch einen Schluck Tee, während sie versuchte, ruhig zu bleiben.

»Jake. Kommen Sie in Franks Fall weiter?«

»Sackgasse«, sagte er.

»Sie erwähnten, dass Sie nicht mehr im Museum arbeiten wollen. Sind Sie hier, um zu kündigen?«

»Auch. Es rechnet sich für mich nicht.«

»Tut mir Leid«, sagte Diane.

Jake seufzte. »Dabei war ich gern hier.« Er machte eine Pause. »Ich hörte, Sie hatten eine Tochter.«

»Ja. Sie wurde ermordet.«

»Schrecklich. Unsere Kinder sind unser Ein und Alles. Es gibt nichts, was wir nicht für sie tun würden, nicht wahr?« Er fingerte an der Geode auf ihrem Schreibtisch herum.

»Fast nichts«, stimmte Diane zu. »Brauchen Sie noch ein Empfehlungsschreiben?«

Wieder klopfte es an der Tür. Diane blickte auf ihre Armbanduhr. »Etwas spät für Besucher«, murmelte sie und laut sagte sie »Herein.«

Vanessa Van Ross kam in einem weißen Jerseyhosenanzug, der farblich zu ihrem Haar passte, in Begleitung ihres Fahrers hereingerauscht. »Da sind Sie ja. Ich habe nicht damit gerechnet, Sie bei der Arbeit anzutreffen. Die letzten drei Male,

die ich versucht habe, mit Ihnen zu sprechen, waren Sie nicht da.«

Diane stand auf. »Mrs. Van Ross. Das tut mir Leid, aber ich ...«

»Keine Entschuldigungen bitte.« Sie wandte sich an Jake. »Junger Mann, warten Sie bitte in dem anderen Büro.«

Jake war ein wenig verwirrt, zögerte, ging dann aber schulterzuckend in Andies Büro. Er sah nicht gut aus, was Diane beunruhigte.

»Diane, Milo meinte, Sie hätten großes Potenzial, und ich dachte das ehrlich gesagt auch. Aber die Geschichte mit den Knochen und der Staub, den das Fiasko mit den Graysons aufgewirbelt hat – der Vorstand kann Sie nicht entlassen, aber ich schon. Ich tue es nicht gern, denn ich mag Sie, aber ...« Sie schüttelte den Kopf. »Sie haben noch eine Woche. Donald wird Ihren Platz übernehmen, bis wir Ersatz für Sie gefunden haben.«

»Mrs. Van Ross, ich verstehe Sie nicht. Sie können mich doch nicht ohne einen gewichtigen Grund ...«

»Doch, das kann ich. Lesen Sie Ihren Vertrag.«

»Ich weiß, dass es in letzter Zeit etwas drunter und drüber ging, aber wenn Sie sich ansehen, was ich bereits alles erreicht habe, dann werden Sie sehen, dass es dem Museum gut geht. Warum tun Sie das?«

»Haben Sie die Zeitungen gelesen? Das Museum braucht diese Art von Publicity nicht. Wir haben noch nicht einmal eröffnet, und ich bekomme bereits Anrufe von Sponsoren, was hier eigentlich los ist. Und dem Museum geht es nicht gut. Sie hätten es fast verloren. Nein, tut mir Leid. Ich werde Ihnen eine gute Abfindung zahlen, aber ich will, dass Sie gehen.«

Vanessa Van Ross machte auf dem Absatz kehrt und rauschte hinaus. Noch bevor sie Andies Büro verlassen hatte, kam Jake wieder herein. Diane stand wie angewurzelt hinter

ihrem Schreibtisch und starrte in die Luft. »Das verstehe ich nicht«, murmelte sie. »Schauen Sie, Jake, ich habe jetzt keine Zeit für Sie. Sie werden sich an Donald wenden müssen. Tut mir Leid.«

»Ich will nichts von Donald. Es geht um Sie. Zwingen Sie mich nicht, meine Pistole zu ziehen. Es sind noch viele Menschen im Museum, und ich will niemanden verletzen. Ich will nur die Knochen.«

Diane sah ihn erschrocken an. »Jake! Sind Sie verrückt geworden? Was ist mit Ihnen los?«

»Tun Sie nicht so, als wüssten Sie nicht Bescheid. Ich will Sie wirklich nicht verletzen, Gott ist mein Zeuge. Wir können das hier ganz schnell hinter uns bringen oder auf die harte Tour. Sie sind eine tapfere Frau. Das muss man Ihnen lassen. Aber Sie müssen jetzt nicht mehr tapfer sein. Ihre einzigen Beweise sind die Knochen, und die will ich haben. Und jetzt gehen wir gemeinsam in das Lager, wo Sie sie versteckt haben.«

»Sie sind nicht mehr da. Ich habe sie nach ...«

»Stimmt nicht, das weiß ich vom Sheriff. Ihre kleine List war nicht schlecht, aber jetzt gehen wir. Wenn ich mit den Knochen weg bin, können Sie erzählen, was Sie wollen, aber niemand wird Ihnen glauben. Außerdem steht Ihr Wort gegen meins, und hinter mir stehen der Bürgermeister und die gesamte Polizei.«

Diane stand auf. Als sie an Jake vorbei zur Tür ging, packte er ihren Oberarm. »Und keine Dummheiten«, sagte er. »Wir gehen ganz ruhig durch die Säugetierausstellung zum Aufzug. Auf diesem Weg werden wir auch Chanell nicht begegnen.«

Sie gingen durch die Ausstellungsräume und fuhren mit dem Aufzug in den ersten Stock.

»Es wird bestimmt jemand im Labor sein«, sagte Diane.

»Da ist niemand. Das habe ich überprüft, bevor ich zu Ihnen kam. Also los.«

Diane führte ihn durch das Labor in den Lagerraum.

»Tun Sie das nicht, Jake.«

»Ich will nur meinen Sohn retten. Das verstehen Sie doch.«

Diane zog die Kiste hervor und stellte sie auf den Tisch. »Ich verstehe ja, dass Sie Ihren Sohn retten wollen, aber mein Gott, Jake, sehen Sie nicht, was er getan hat? Sie kannten George und seine Familie. Frank ist einer Ihrer besten Freunde.«

Der Gedanke an Frank schien ihm Kummer zu bereiten. »Öffnen Sie«, sagte er. Sie begann das Klebeband zu entfernen. »Dylan ist in Panik geraten und hatte die Situation nicht mehr unter Kontrolle. Ich weiß, er hat Schreckliches getan, aber ich drehe die Uhr zurück, damit er mit einer weißen Weste noch einmal von vorn anfangen kann. Ohne diese Knochen kann man ihn mit keinem Toten in Verbindung bringen, und außer Ihnen wird es keiner je erfahren.«

»Wenn Sie mich töten, wird ermittelt.«

»Ich töte Sie nicht. Ich sagte weiße Weste. Mit Anschuldigungen werden wir fertig. Wir leben Gott sei Dank in einem Rechtsstaat, in dem man Beweise braucht, und außer diesen Knochen haben Sie keine. Sie wissen noch nicht einmal, zu wem sie gehören, und werden das auch nie herausfinden. Sie haben nur Ihre Theorien und verlieren gerade enorm an Glaubwürdigkeit. Der Bürgermeister hasst Sie wie die Pest, genauso wie der Polizeichef, und der Sheriff hält Sie für verrückt. Janice Warrick wird Sie wegen Einmischung in die Ermittlungen belangen. Am besten, Sie verschwinden von hier.«

»Es gibt immer noch Frank.«

»Der weiß auch nur, was Sie ihm erzählt haben.«

Er griff in die Kiste und wickelte ein paar Knochen aus, während Diane zur Tür blickte. »Das sind die linken Handknochen«, erklärte Diane. »Die rechte Hand ist gesondert verpackt«

»Alles sehr ordentlich sortiert.«

»Dieser Mensch hat irgendwo eine Familie, die wissen möchte, wo er ist.«

»Natürlich hat er die, und das belastet mich auch. Aber sie werden sich eben weitere Fragen stellen müssen. Dylan dafür einzusperren bringt ihnen den Jungen auch nicht zurück.«

»Warum hat er diesen jungen Mann getötet?«

»Er wollte es nicht – er ist einfach durchgedreht. Je weniger Sie wissen, desto besser. Dylan hat noch eine große Zukunft vor sich, und ich will nur, dass er neu anfangen kann. Jetzt begleiten Sie mich ganz unauffällig nach draußen.«

»Dylan scheint ja oft durchzudrehen. Sehen Sie, Jake. Ich habe den Tatort untersucht. Wollen Sie wissen, was ich gefunden habe?«

»Was soll das bringen?«

»Er war völlig von Sinnen, als er tötete.«

»Sagen Sie jetzt nichts mehr.«

»Ich meine, er hat eine böse Seite, die immer schlimmer wird, vor allem, wenn er sich jemandem anschließt, der ebenfalls bösartig ist.«

»Wovon reden Sie denn da?«

»Von seiner Freundin.«

»Alix? Sie ist ein nettes Mädchen.«

»Wirklich? Ich habe von mehr als einer zuverlässigen Quelle gehört, dass sie sehr gemein sein kann, genau wie Dylan.«

»Dylan hat keinen schlechten Charakter. Er ist nicht so, wie Sie ihn darstellen. Er hat nur manchmal Angst. Wenn George den Knochen nicht gefunden hätte, wäre gar nichts passiert. Ich mache aber auch George keinen Vorwurf. Es war ein Unglück. Dylan hat nur sich selbst schützen wollen.«

»Glauben Sie wirklich, was Sie sich da einreden?«

»Los jetzt. Gehen wir.«

»Hören Sie mir zu, Jake. Dylan wird auch in Zukunft solche Fehler machen. Er hatte keinen Grund, die Boones zu töten. Ich will Ihnen etwas zeigen. Nun stellen Sie die Kiste schon hin. Es tut nicht weh, wenn Sie mir zuhören.«

Jake stellte die Kiste wieder auf den Tisch. Diane holte das Schulterblatt heraus und zeigte es ihm. »Dieser ganze Bereich ist eingedrückt, genauso wie der Oberarmknochen und ein paar Rippen. Meiner Meinung nach kann kein einzelner Mensch jemandem eine so große Verletzung zufügen. Sehen Sie diese gerade Linie? Ich glaube, die Bremsscheibe eines aufgebockten Autos ist auf ihn gefallen. Es sieht für mich wie die Folge eines Unfalls aus. Warum um alles in der Welt hat Dylan die Leiche entsorgt und die ganze Boone-Familie getötet? Er braucht professionelle Hilfe, keine frisch gewaschene weiße Weste.«

»Sag es ihr nicht, Dad.«

»Was machst du denn hier, mein Sohn? Ich habe dir doch gesagt, ich regle das allein.«

»Du willst sie laufen lassen.«

»Ja, mein Sohn. Es gibt keinen Grund, sie zu töten.«

Der Dylan, der in der Tür stand, sah aus wie das bösartige Gegenstück zu dem netten Jungen, den Diane bislang kannte. Er hatte dieselben Gesichtszüge, aber seine Augen waren eiskalt. Er war ein bösartiger, geisteskranker junger Mann. Nur Jake wollte das nicht sehen.

»Dylan, hörst du. Ich habe das hier alles unter Kontrolle.«

»Nein, Dad. Das hast du nicht. Sie wird mich immer verfolgen, wenn ihr nichts geschieht. Sie vermutet wahrscheinlich schon lange, dass sie von uns beiden entführt wurde. Habe ich Recht?«

Diane schwieg eine Weile, dann sagte sie: »Dylan. Das war alles so unnötig.«

»Unnötig? Sie kennen seinen alten Herrn nicht.« Dabei zeigte er auf die Kiste mit den Knochen. »Als er fünf Jahre alt war, hat ein anderes Kind ihn aus Versehen mit dem Fahrrad angefahren. Er war nicht einmal ernsthaft verletzt, nur ein paar Kratzer. Sein alter Herr aber hat dafür gesorgt, dass der Vater des anderen Jungen entlassen wurde. Diese Leute leben seither von der Sozialhilfe.«

Diane war ein wenig verblüfft.

»Verstehen Sie nicht? Sein Vater war ein rachsüchtiges Monster, und er war auch noch stolz auf seinen Vater. Ich habe ihn gefragt, ob er in den Frühjahrsferien mit zu mir kommen will.«

Diane achtete nicht mehr auf Jake, sondern konzentrierte sich auf seinen Sohn. »Sein Vater war rachsüchtig? Ist das deine Entschuldigung für diese Mordserie? Ich glaube eher, es hat dir Spaß gemacht zu töten.«

»Sag nichts mehr, Dylan. Gib ihr keine Informationen, mit denen sie diese Person identifizieren kann!«

»Warum nicht? Ich will, dass diese Schlampe mich versteht. Sie hält mich für einen Wahnsinnigen. Mein Wagen hatte einen Platten, es regnete, und er wollte nicht aussteigen, um mir zu helfen. Während ich den Wagen aufbockte, sprang er darin herum, schikanierte mich und lachte mich aus. Da habe ich den Mistkerl aus dem Auto gezogen, wir haben gekämpft, er fiel unter den Wagen und stieß den Wagenheber um. Er hat geschrien wie am Spieß. Ich habe den Wagenheber hervorgeholt, das Auto wieder aufgebockt und ihn herausgezogen. Aber war er dankbar? Nein. Der Jammerlappen schrie weiter und verfluchte mich. Ich sollte nur abwarten. Sein alter Herr würde es mir schon zeigen, mir, dem Sohn eines Polizisten, der es bis nach Harvard geschafft hatte!«

»Dylan!«

»Sei still Dad. Lass mich nur machen. Ich will, dass sie begreift, dass es nicht meine Schuld war. Wenn sein Vater schon den Jungen auf dem Fahrrad fertig gemacht hatte, dann würde er auch mich fertig machen.« Dylan legte die Hand auf die Kiste mit den Knochen. »Es ging ihm richtig beschissen – er konnte seinen Arm nicht bewegen und wurde laufend ohnmächtig. Ich wusste nicht, was ich tun sollte. Jedes Mal, wenn er zu sich kam, fing er wieder an zu schreien. Da habe ich ihn geschlagen, und er war still. Wir waren nicht weit von der alten Abercrombie-Farm entfernt. Also habe ich den Ersatzreifen montiert und den verdammten Kerl in den Wagen bugsiiert. Mann, war der schwer. Ich habe ihn zu Luthers Kadavern geschmissen, ich dachte, das wäre das passende Grab für ihn. Nur seine Sachen habe ich mitgenommen, damit man ihn nicht so leicht identifizieren konnte. Er wäre immer noch da, wenn George nicht diesen verdammten Knochen gefunden und mitgenommen hätte.«

»Ich verstehe, dass Sie in Schwierigkeiten steckten«, sagte Diane.

»Sie verstehen immer noch nichts. Es war mein erstes Jahr in Harvard. Sein Vater hätte für meinen Rausschmiss gesorgt. Meine ganze Karriere wäre ruiniert gewesen – nur wegen dieses dummen, besoffenen Schweins. Es war seine Schuld. Warum sollte ich dafür bezahlen?«

»Die Knochen zu beseitigen wird dir nicht helfen. Sie sind nicht der einzige Beweis.«

»Was soll das heißen?«

»Deine Fingerabdrücke sind auf dem Schalldämpfer, den du benutzt hast, als du Jay erschossen hast.«

»Sie lügen. Dad sagt, Sie haben nur einen Teilabdruck, mit dem es keine Übereinstimmungen gibt.«

»Sie haben die Berichte nicht gründlich genug gelesen, Jake. Dieser eine Experte meinte, er könne wegen der jüngsten Gerichtsentscheide keine Übereinstimmungen finden. Aber für jeden anderen Experten gibt es genügend Vergleichsmerkmale.«

»Verdammt, das kann doch nicht sein.« Dylan schlug mit der Faust auf den Tisch. »Das kann doch nicht sein.«

»Das ist auch nicht so, mein Sohn. Ich regle das. Ich kann alles für dich regeln. Ich hole dich da raus, und für den Rest deines Lebens ist alles wieder in Ordnung. Das verspreche ich dir.«

»Ist Ihnen bewusst, was Sie da sagen, Jake?«, fragte Diane. »Sie sind Polizist, und Sie haben schon Mörder erlebt. Er ist ein Mörder.«

»Nein. Er musste sich verteidigen. Er hat alles nur wegen dieses einen Unfalls getan. Er hatte Pech. Es wird nicht wieder passieren.«

»Jake ...«

»Verdammt, er ist mein Sohn.«

Diane sah Dylan an. Er hörte nicht mehr auf seinen Vater. Nach einem Ausweg suchend, sah er sich im Raum um.

Diane fragte sich, ob es klug war, über die Fingerabdrücke zu reden. Es lief nicht alles wie geplant. Sie rechnete aber nicht damit, dass Dylan schnell abdrücken würde. *Aber warum eigentlich nicht? Er hat bereits vier Menschen getötet. Wenn Frank gestorben wäre, sogar fünf.*

Der Plan hatte so einfach ausgesehen. Alles wurde von einem Mikrofon in diesem Raum überwacht und aufgezeichnet. Der Sheriff und seine Leute saßen keine dreihundert Meter weit entfernt in der Museumsgarage in ihren Autos und hörten zu. Sobald alle belastenden Äußerungen aufgezeichnet waren, sollten sie hereinkommen und die beiden festnehmen. Ein

einfacher Plan. Jedenfalls hatte Vanessa ihn dafür gehalten. Es war Dianas Version eines Damenopfers, in dem sie selbst die Dame war. Es hatte sich alles so einfach angehört, dass sie sogar den Sheriff hatte überzeugen können mitzumachen.

Bei Schwierigkeiten, die sie nicht mehr würde kontrollieren können und die sich jetzt ankündigten, konnte sie mit einem vereinbarten Stichwort Hilfe herbeirufen. Notfalls sollte sie sich im Gewölbe einschließen, bis der Sheriff alle festgenommen hatte. Sie brauchte nur die Tür zu schließen, aber es lief nicht alles wie geplant. Sie wusste nicht, wie sie alle beide herauslocken konnte.

Sie zweifelte keineswegs am erfolgreichen Ausgang des Plans, was die Verhaftung betraf. Aber sie hatte Angst, sie könnten sie vorher noch töten. So wörtlich wollte sie ihr Damenopfer doch nicht verstanden haben.

»Mein Sohn, glaub mir. Sie können mit dem Fingerabdruck gar nichts beweisen. Notfalls kann ich ihn problemlos aus der Akte entfernen. Lass uns jetzt mit den Knochen verschwinden. Sie wird nichts sagen. Sie ist gerade erst gefeuert worden – es wird ihr keiner glauben.«

»Wer hat sie gefeuert?«

»Die alte Mrs. Van Ross.«

»Die mag sie doch. Warum sollte sie ihr kündigen?«

»Sie mag den Staub nicht, den sie in der Öffentlichkeit aufgewirbelt hat. Schlechte Werbung.«

»Die alte Dame hat sie gefeuert? Das glaube ich nicht, Dad. Sie ist ganz verrückt nach ihr ... Verdammt. Du hast doch gesagt, dass Sheriff Canfield dir die Fotos von den Knochen gezeigt und gesagt hat, dass das Skelett immer noch hier im Gewölbe ist und dass sie der Presse gegenüber gelogen hat.«

»Ja. Canfield sagte, Janice Warrick wollte die Fotos sehen.«

»Scheiße, Dad. Die haben uns reingelegt.«

Scheiße ist richtig, dachte Diane. Sie steckte in der Klemme.

Jake zog seine Pistole und richtete sie auf Diane. »Der Junge hat Recht. Das habe ich nicht durchschaut. Bestimmt nehmen Sie hier irgendwo alles auf. Geben Sie mir das Band.«

»Um Himmels willen, Jake. Stecken Sie die Pistole ein. Sie wollen sich doch nicht mit einem Mord belasten. Alles andere kann geregelt werden – nur nicht, wenn Sie mich töten. Um Himmels willen, sehen Sie nicht, wohin Sie das führt?«

So. Jetzt hatte sie das Stichwort zweimal gesagt. Hilfe musste jeden Augenblick eintreffen.

Dylan trat plötzlich auf Diane zu und riss ihr die Bluse auf.

»Ich trage es nicht am Körper«, sagte sie, die zerrissene Bluse zuhaltend. »Es ist zu spät. Sie wissen, dass alles bereits übertragen wird.«

»Du Hexe.«

»Du Mörder.« Diane schaffte es, hinter den Tisch zu springen, als Dylan zum Schlag ausholte. Sie sah, dass einer seiner Finger bandagiert war. Also hatte er sie vor ihrer Wohnung überfallen. »Gebt auf, Jungs. Aidan Kavanaghs Vater ist bereits auf dem Weg hierher.«

Dylan erstarrte. Diane nutzte diesen Bruchteil einer Sekunde und schob den schweren Tisch auf sie zu. Lincs Worte schossen ihr durch den Kopf: Nicht heben, nicht kämpfen. Er würde bestimmt schimpfen.

Dylan und Jake verloren das Gleichgewicht, gingen aber nicht zu Boden. Jake schoss. Wie ein Springteufel tauchte Korey mit einem Messer in der Hand aus einer der großen Lieferkisten auf, warf sich auf Dylan, umklammerte ihn von hinten mit einem Würgegriff und hielt ihm das Messer an die Kehle. Diane war genauso erschrocken wie Dylan und sein Vater.

»Lass die Pistole fallen, oder ich schneide ihm die Kehle durch. Mich zu verhören, obwohl du genau wusstest, dass dein

Sohn auf Frank geschossen hat!«

Dylan begann, sich heftig zu wehren und sich aus Koreys Griff zu befreien. Nichts lief so, wie Diane es geplant hatte. Korey würde Dylan nicht töten, das wusste sie. Aber Jake wusste es nicht und richtete seine Pistole auf Korey.

»Nein, Jake, nicht!«, schrie Diane, stürzte sich auf ihn. Dann dieser ohrenbetäubende Knall. »Mein Gott, Korey«, rief sie.

Aber nicht Korey, sondern Jake sackte zusammen, und aus seiner Brust floss Blut.

»Dad!«, schrie Dylan. Er stieß Korey von sich und rannte zu seinem Vater.

Entsetzt blickte Diane hoch. In der offenen Tür stand Frank mit der Pistole in der Hand. Hinter ihm kam einer der Polizisten hereingerannt, zerrte Dylan von seinem Vater weg und legte ihm Handschellen an.

»Frank? Was machst du denn hier?« Sie lief zu ihm und nahm ihn in die Arme, um ihn zu beruhigen.

»Der Sheriff rief mich an und erzählte mir von deinem Plan. Welcher Teufel hat dich denn geritten?«

»Wie bist du an Linc vorbeigekommen?«

»Ich musste nur an Henry vorbeikommen«, sagte Frank, indem er zu Jake hinüberging und sich neben ihn kniete. Er fühlte ihm den Puls am Hals. »Verdammt, Jake«, flüsterte er.

Korey rappelte sich auf und kam zu Diane.

»Alles in Ordnung?«, fragte Diane ihn.

»Ja. Geht so. Ich hatte nur Scheißangst. So etwas tue ich nie wieder.«

»Wie ...?«

»Jonas hatte Bedenken. Er hielt nicht besonders viel von Ihrem Plan.«

»Sie hätten getötet werden können.«

»Als wenn ich das nicht wüsste. Wir sollten alle mal unsere

Zurechnungsfähigkeit überprüfen lassen.«

Diane stand in ihrem neuen forensischen Labor im zweiten Stock des Westflügels. Laura und Vanessa Van Ross hatten darauf bestanden, dass sie sich wieder mit forensischen Dingen beschäftigte, und sie hatten keine großen Überredungskünste gebraucht. Diane hatte die Rechtsmedizin im letzten Jahr ehrlich vermisst. Die Ausgrabungen der Tiergrube und natürlich die Tatsache, dass sie den Kavanaghs ihren Sohn zurückgeben und Star aus dem Gefängnis holen konnte, hatten sie wieder dahin zurückgebracht.

Der Vorschlag, das Museum um eine forensische Abteilung zu erweitern, war schnell auf Zustimmung gestoßen. Aidan Kavanaghs Vater hatte eine große Summe gespendet, Vanessa auch. Das Labor hatte die modernste Ausstattung bekommen, Diane hatte ihre Zulassung als Gerichtsmedizinerin und ihr Abonnement von diversen Fachzeitschriften erneuert.

Wie gern hätte sie Ariel an allem teilhaben lassen, doch der Schmerz über ihren Verlust hatte nachgelassen. Sie konnte mittlerweile lächelnd an sie denken, bevor sie weinen musste, und sie war froh über diese Entwicklung.

Sie setzte sich an ihren Schreibtisch und las erneut den Brief, den Frank und Star ihr aus Hawaii geschrieben hatten. Diese Reise war Franks Geschenk für Star gewesen, bevor sie wieder zur Schule gehen musste. Frank hatte ein Foto von Star und Kevin am Strand beigelegt. Diane fragte sich, ob Star jemals den Verlust ihrer Familie verwinden würde. Frank gab sich alle Mühe, ihr ein neues Leben zu ermöglichen.

Das Telefon auf ihrem Schreibtisch klingelte, und sie sah es staunend an. Soweit sie wusste, hatte bisher niemand ihre Nummer.

»Diane Fallon«, meldete sie sich und dachte, die

Telefongesellschaft würde sicher nur den Anschluss prüfen.

»Dr. Fallon. Hier ist Sheriff Tucker aus Cherokee County. Wir haben ein paar Knochen gefunden und brauchen Ihre Hilfe.«

Zufrieden lächelnd griff Diane nach Papier und Bleistift.

Danksagung

Mein besonderer Dank gilt dem Tatortexperten des Georgia Bureau of Investigation (GBI) für seine Hilfe – und seinen Sinn für Humor. Außerdem möchte ich Genny Ostertag für die großartige Bearbeitung meines Manuskripts danken.

Über Beverly Connor

Beverly Connor ist in Tennessee geboren. Sie arbeitet als Archäologin in Georgia und South Carolina. Um ihre erfolgreichen Bücher zu schreiben, hat sie sich die Erlebnisse und Kenntnisse ihres Berufs zunutze gemacht. Sie lebt in Georgia.

Über dieses Buch

Sie ist traumatisiert, nachdem sie durch ein Verbrechen ihre Adoptivtochter verloren hat. Da kommt Diane Fallon, der jungen forensischen Anthropologin, das unverhoffte Angebot, ein kleines Naturkundemuseum zu leiten, gerade recht. Denn mit Forensik will sie erst einmal nichts mehr zu tun haben.

Doch die Vergangenheit holt sie wieder ein, als in einem Waldstück in der Nähe des Museums ein Knochenstück gefunden wird. Dianas alter Freund, der Polizist Frank Duncan, befürchtet, dass es sich um die Überreste eines vor kurzem verschwundenen Mädchens handeln könnte. Als die Verschwundene plötzlich wieder auftaucht, gehen die Ermittler von einem Irrtum aus. Nur Diane mag nicht glauben, dass das Fundstück ein Tierknochen war. Sie hat genug Erfahrung, um zu wissen, dass es ein menschliches Schlüsselbein ist ...

Impressum

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2003 unter dem Titel »One Grave Too Many« bei Onyx Books, New York.

eBook-Ausgabe 2013

Knaur eBook © 2003 Beverly Connor Für die deutschsprachige Ausgabe: © 2006 Knaur Taschenbuch Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Werner Wahls Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München Coverabbildung: FinePic/Alexandra Dohse ISBN 978-3-426-41945-8

Wie hat Ihnen das Buch 'Sterbliche Hüllen' gefallen?

Schreiben Sie hier Ihre Meinung zum Buch

Stöbern Sie in Beiträgen von anderen Lesern

Der Social Reading Stream

Ein Service von LOVELYBOOKS

Rezensionen - Leserunden - Neuigkeiten

© aboutbooks GmbH

Die im Social Reading Stream dargestellten Inhalte stammen von Nutzern der Social Reading Funktion (User Generated Content).

Für die Nutzung des Social Reading Streams ist ein onlinefähiges Lesegerät mit Webbrowser und eine bestehende Internetverbindung notwendig.

Hinweise des Verlags

Wenn Ihnen dieses eBook gefallen hat, empfehlen wir Ihnen gerne weiteren spannenden Lesestoff aus dem Programm von Knaur eBook und neobooks.

Auf www.knaurebook.de finden Sie alle eBooks aus dem Programm der Verlagsgruppe Droemer Knaur.

Mit dem Knaur eBook [Newsletter](#) werden Sie regelmäßig über aktuelle Neuerscheinungen informiert.

Auf der Online-Plattform www.neobooks.com publizieren bisher unentdeckte Autoren ihre Werke als eBooks. Als Leser können Sie diese Titel überwiegend kostenlos herunterladen, lesen, rezensieren und zur Bewertung bei Droemer Knaur empfehlen.

Weitere Informationen rund um das Thema eBook erhalten Sie über unsere Facebook-und Twitter-Seiten:

<http://www.facebook.com/knaurebook>

<http://twitter.com/knaurebook>

<http://www.facebook.com/neobooks>

http://twitter.com/neobooks_com